

Auswahl

der schönsten und interessantesten

Preuß. Volksfagen.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Alfred Oldenbach,

und einigen Anderen.

Berlin, 1880.

In Fiewents Verlagshandlung.



Prof. von A. Reuent



V o r r e d e .

Wir übergeben unseren Lesern in den folgenden Blättern eine Sammlung der schönsten Sagen Preußens in bunter Mischung, indem wir das Ernste mit dem Launigen, das Keenhaft-Romantische mit dem Däster-Meligösen, das Phantastische mit dem Natürlichen abwechseln lassen. Beschränkt durch die Grenzen, die der Ausdehnung dieses Buches gestellt sind, haben wir es für unsere Pflicht gehalten, eine solche Auswahl zu treffen, daß die geneigten Leser in dem Mitgetheilten fast von jeder Gattung der im Vaterlande gangbaren Sagen eine Probe erhalten. Da es uns aber nicht sowohl darauf ankam, bloß den eigentlichen Inhalt einer Sage mitzutheilen, der der Mehrzahl unserer Leser ohnedies vielleicht bekannt ist, so haben wir es unsern Herren Mitarbeitern zur Pflicht gemacht, die von ihnen gewählten Sagen-Themata so frei und reich als möglich zu bearbeiten. Dadurch ist es uns, wie wir hoffen, gelungen, unsern Lesern

mit diesem Buche eine ansehnliche Novellen-Sammlung zu übergeben, ohne unserm Versprechen, sie mit den schönsten Sagen Preussens bekannt zu machen, untreu geworden zu sein. Mit Ausnahme von vier Sagen, die wir ihrer trefflichen Bearbeitung wegen von andern Schriftsteller entlehnt haben, sind sämtliche übrige Sagen von dem Herausgeber und mehreren Mitarbeitern verfaßt und durchaus original.

Berlin, im Juli 1840.

I n h a l t.

	Seite
Die Herren von der Linden (eine wahre Begebenheit) . . .	1
Die Schwertw. von Ibern (eine wahre Begebenheit) . . .	42
Die Götowiese bei Querfurt	61
Der Dombau zu Aachen	71
Das blutende Schwert	85
Der alte Teshauer	118
Die Schwanenburg zu Kleve, von Harnland	134
Der Thürträger in Berlin, von Wiedar Rchnert . . .	154
Das Gesicht am Breslauer Dome, von Gehnsfeld . . .	161
Hid	217
Die Giftnagel	244
Der Mauer und der Kellergeist in Gröningen	254
Der alte Welt mit der Weige	312
Die heil. Genesova, von Wiedar Rchnert	329
Karl des Großen Jugendgeschichte, von El. Champ . .	352
Der Nabe in Merseburg, von Ch. Kefend	364
Das stille Kind bei Ursfurt, von Ad. Wube	416
Die Maró Maränen, von Karl Streckfuß	418

Die drei Blattdorfen, von Alex. Geomar	439
Die frühe Wente (eine wahre Begebenheit)	450
Der Lebenswurfel (eine wahre Begebenheit)	469
Das Blutgericht im Dem zu Magdeburg	503
Des Dichters Hellen- und Himmelfahrt, von Gehnfeld .	516
Der Hahnenthein bei Breslau	536

10
m
10
10
10
n
10

I.

Die Herren von der Linden.

(Eine wahre Begebenheit.)

Johann Georg, Kurfürst von Brandenburg, war ein gütlicher und weiser Herr, der die Wissenschaften und Künste liebte und schätzte, vor Allem aber für das Wohl des von Gott ihm anvertrauten Landes besorgt war, und deshalb mit weiser Sparsamkeit die Schulden zu tilgen sich beehrte, welche sein Vater, Kurfürst Joachim II., ihm als drückendes Erbtheil hinterlassen hatte. Nachdem aber dies Bemühen nach Verlauf von 10 Jahren vollständig gelungen war, so ermittelte der edle Kurfürst auch seinen eignen Hofstaat, so viel dies, ohne das Land wieder mit Schulden zu belasten, geschehen konnte, verschönerte nächstdem seine Residenzstadt Berlin durch öffentliche Bauten und sorgte nicht minder auch für Lust und Heiterkeit durch manches fröhliche Fest, was er dem Volke zum Besten gab. — Vor allen Dingen aber errichtete Johann Georg, der unter den Künsten am meisten die Musik liebte, eine ansehnliche Hofkapelle, und ernannte zum obersten Director derselben einen geschickten Italiänischen Musikanten, Andreas Rapposi.

Ergän.

Signor Rapposi war ein Mann von hohem Wuchs und stolzem Wesen; die Züge seines bräunlichen Gesichtes verkündeten Thakraft und Entschlossenheit, in seinen schwarzen funkelnden Augen aber zeigte sich zu gleicher Zeit Schlaubheit und List, Eigenschaften, welche, wie man sagt, dem italienischen Charakter niemals fehlen. Der Kurfürst schätzte den Signor Rapposi, weil derselbe ein vortrefflicher Geigenspieler war, und hielt deßhalb dem stolzen Ausländer manches zu Gute, was sonst wohl sein Mißfallen und seine Ungnade erregt haben würde. So stolz indessen Signor Rapposi auf seine Kunst war, in welcher er sich als den größten Meister in der Welt erachtete, so war er doch bei weitem noch stolzer auf einen andern Schatz, welcher er besaß, und welcher wirklich die Bewunderung aller derjenigen erregte, die denselben sahen. Dieser Schatz war die Tochter Rapposi's, Namens Laura, eine Jungfrau von hohem und schönem Wuchs, ägyptischem Gliederbau und einem so schönen reizenden Angesicht, daß man, wenn man sie ansah, schier ein überirdisches Wesen zu erblicken glaubte, zumal da ihre tiefdunklen Augen, weit entfernt, denen ihres Vaters ähnlich zu sein, vielmehr wie in einem Feuermeer von Puls, Wärme und Träne zu schwimmen schienen. Es konnte nicht fehlen, daß die schöne Italienerin das Herz manches Jünglings zur Liebe entflammte; und selbst unter den hochgebildeten Jünglern am kurfürstlichen Hofe mochten wenige sein, die nicht eine Verbindung mit Laura Rapposi sehr andern Vorzügen hätten. Allein Signor Rapposi war wohl weniger durch die Tugenden von denen, die seiner schönen Tochter die Huldigungen darbrachten, ihrer

Stolz und Hochmuth geblendet, meinte er nicht anders, als es müsse mindestens ein Graf oder gar ein Fürst sein; dem das Glück zu Theil werden könne, die holdselige Laura als Braut heimzuführen. Während aber ihr Vater sich mit so stolzen Plänen trug, hatte das Herz der reizenden Laura bereits gewählt, und zwar, wie dies wohl öfters zu geschehen pflegt, für denjenigen, welchen ihr Vater unter allen Menschen auf der Erde am bittersten haßte.

In der kurfürstlichen Kapelle diente nämlich als Geigen-
spieler ein schöner, bescheidener Jüngling, Namens Bruno
Linde. Wohlgeübt in seiner Kunst, ja, die Wahrheit zu sa-
gen, ein so wackerer Meister auf der Geige, daß er es wohl
dem Signor Rapposi selbst hätte zuver thun können, würde
es der bescheidene Bruno doch nicht gewagt haben, sich vor-
zudrängen, um seine schöne Kunstfertigkeit geltend zu ma-
chen, wenn nicht der erlauchte Kurfürst selbst mit scharfem
Kennerblick das hohe Talent des bescheidenen Jünglings er-
kannt und dasselbe durch freundliche Aufmunterung gefördert
hätte. Als eines Abends ein Concert am kurfürstlichen Hofe
statt fand, schritt der Kurfürst, nachdem Signor Rapposi ein
Stück auf der Geige mit vielem Beifall vorgetragen hatte,
auf Bruno zu und forderte ihn in gnädigen und huldvollen
Ausdrücken auf, aus der Menge hervorzutreten und eben-
falls, so gut er es vermöge, ein kunstfertiges Stückchen auf-
zuspielen. Der bescheidene Bruno erschrak, aber nicht vor
Furcht, sondern vor Freude, sein schönes Antlitz ward mit
einer dunkeln Röthe bedeckt, seine Glieder ergriff ein leises
Zittern, aber in seinen Augen flammte die Freude, denn er
war sich seiner Fertigkeit wohl bewußt, und nachdem er sich

schnell gefaßt hatte, trat er, obzwar schüchtern, doch festen Schrittes vor und nahm die Stelle ein, die Signor Rapposi so eben verlassen hatte. Jetzt aber, als er zu spielen anfangen wollte, ergriff ihn eine unbeschreibliche Angst, denn er hatte sein Auge nach der Thür des Saales hingewendet, und die holdselige Laura erblickt, die daselbst auf einem Sessel saß, und deren Blicke in freudiger Erwartung auf ihn gerichtet waren. Bruno liebte die schöne Laura schon seit langer Zeit heiß und innig, aber in der untergeordneten Stellung, die er einnahm, hatte er es nie gewagt, sich ihr zu nähern, und obwohl es ihm öfters bei zufälligen Begegnungen geschehen hatte, als ob Lauras Blicke mit freundlicher Huld sich auf ihn richteten, so war er doch viel zu bescheiden und viel zu redlich, als daß er darnach hätte streben sollen, sich die Gewisheit eines Glücks zu verschaffen, dessen er sich noch nicht würdig hielt. Jetzt aber, als er da stand, hervorgerufen durch die Huld des Kurfürsten, inmitten der glänzenden Versammlung des Hofes, da ergriff ihn mit erschütternder Macht der Gedanke, daß, wenn er sich jetzt als einen ächten Künstler bewähre, das unbeschreibliche Glück, nach welchem seine ganze Seele dürstete, ihm doch wohl zu Theil werden könne. Während aber Bruno, ätternnd vor Furcht und Hoffnung, da stand, und die Herren und Damen des Hofes mit mittheilsvoller Erwartung auf den schönen schüchternen Jüngling blickten, verzerrten sich Rapposis Mienen zu einem boshaften, höhnischen Lächeln, denn er war gewiß, daß sein eigener Triumph durch Brunos Spiel erhöht werden würde. Eine Weile verging in lautloser Stille, da hatte der wahre Bruno sich männlich gefaßt, hob die Violine ans Kinn, sagte

den Begegnung und begann sein Spiel. — Rapposini hatte kurz vorher seiner Geliebten wilde, rauschende Melodien entlockt; bald schrien die Saiten seines Instruments wie in tollem Schmerz auf, bald flossen zuckende Töne wie zankend und grollend an einander, meistens aber überkürzten sich rollende Läufer und bebende Triller in wilder Eile, daß man die unglaubliche Geschwindigkeit bewundern mußte; aber die Herzen der Hörer blieben leer, die Töne glitten fremd und nichtsagend an ihnen vorüber, oder verstritten sie peinvoll und schmerzlich. Wie ganz anders war das Spiel Bruno's! Zitternd und schüchtern lösten sich anfangs sanfte, klagende Töne von den Saiten los, bald aber ward die Hand des jungen Künstlers fester, und ein unbeschreiblich süßer Melodenstrom ergoß sich durch den Saal und drang bis tief in die Seele der Hörer. Die sanfte innige Klage, voll Sehnsucht und Wehmuth, ging bald darauf in ein dröhnendes helles Gelingen über, ein Thränenstrom schien auf den Seiten zu rieseln, immer inniger, immer dringender wurden die bittenden Klänge, bis mit einem freudigen Aufschrei das Gebet, als ob es nun erhört worden sei, in Jubel und Frohsinn überging und die Herzen der Hörer, die mit Wehmuth erfüllt waren, zu heller Freude erweckte. Das war ein deutsches Spiel, das verstanden die die deutschen Hörer. Sie hatten in der Seele des Künstlers gelesen; sie hatten mit ihm den Schmerz seiner Klagen, die bange Erwartung seines Gelingens empfunden, und fühlten jetzt mit ihm das berauschte Entzücken der Gewährung. Bruno hatte noch nicht geendigt, als schon die Freude der Hörer sich in einem rauschenden unbeschreiblichen Beifall Luft machte, aber während die Herren und Damen vom Hofe freudig in

die Hände klatschten, sprang die schöne Laura in überwallender Empfindung von ihrem Sessel auf und erhob ihre Arme, als wollte sie den Jüngling, den sie längst mit aller Glut ihres Herzens im Stillen liebte, an den wogenden Busen drücken. Bruno hatte kein Ohr für den lauttönenden Beifall, er hatte kein Auge für die unverbolene Wuth, die sich in den verzerrten Zügen Rapposi's aussprach, er hatte nur auf Laura geblickt, und als er sie aufspringen sah in überströmender Freude, hätte wenig gefehlt, so hätte er sich ihr zu Füßen geworfen und ihr in glühenden Worten die Empfindungen seines Herzens bekannt. Aber während er noch da stand, ganz betäubt von unendlicher Seligkeit, kam der Kurfürst mit freundlichem Angesicht auf ihn zugeschritten, klopfte ihn auf die Schulter und sprach: „das hast du wacker gemacht, mein Sohn, und die weil du ein so trefflicher Künstler und dandoben so bescheiden bist, sollst du hinfort unser zweiter Kapellmeister sein.

Das war mehr als Bruno erwartet hatte, und vor freudiger Ueberraschung war er nicht im Stande, auch nur ein einziges Wort des Dankes hervorzustottern; und anstatt wenigstens dankbar zu seinem huldvollen Herrn empor zu blicken, richtete Bruno in der ersten Wallung seines Entzückens sein freudestrahlendes Auge auf Laura, deren Antlitz von der Glut einer tiefempfundenen Wonne übergossen war. Endlich aber besann sich der überglückliche junge Kapellmeister, und indem er sich tief und ehrfurchtsvoll verbeugte, versuchte er stotternd vor Verlegenheit den Dank, von welchem sein Herz erfüllt war, in Worten auszudrücken. Der gnädige Kurfürst aber, der den verrätherischen Liebesblick wohl da

durch Schlaf zu dem wichtigen Gange zu Hürten, und nun suchte er sich aller Gedanken zu ent schlagen, um wieder einzuschlummern. Wenn ihm dies aber auch gelungen war, so ging es ihm doch just wieder wie vorher, so daß er endlich, des nutzlosen Müdens überdrüssig, sich ganz seinen Gedanken und Empfindungen hingab und in süßen wachen Träumen die Nacht verbrachte. Endlich brach der erste Strahl des Frühlichts durch den herz förmigen Ausschnitt des Fensterlades, und sogleich sprang Bruno aus dem Bette und fing ein Treiben und ein Kramen an, daß auch die Brüder davon erwachten. Hätten diese nach der langen Nachtwache auch gern noch ein wenig geschlafen, so übten sie doch Rücksicht mit der verliebten Ungebuld Brunos und verließen ebenfalls ihr Lager. Nun ging es an ein Hürten und Glätten und Säubern, wie es noch nie in dem bescheidenen Stübchen der Brüder sich zugetragen hatte. Wie sorgfältig aber auch Bruno sein blondes Haar strahlte und lockte, wie oft er auch an dem zierlichen Wamme zupfte und rückte, und das schwarze Sammtbaret auf die Locken drückte und sich in dem kleinen Handspiegel betrachtete, so war er doch lange vorher gerüstet, ehe die passende Stunde kam, in welcher er sich zum Signor Rapposi begeben konnte. Die Brüder mußten endlich über die Ungebuld des verliebten Bruno lassen.

„Sieh dich nur vor Bruder,“ rief der heitere Volkstod, „daß du die Stiegen, die zur Wohnung des weissen Reiters führen, nicht vor lauter Hast hinauffällst und dir die künstlich gekräuselten Locken zerwühlst und das schlucke Sonntagswamme befeuchst.“

„Sieh dich lieber vor,“ fiel Michael ein, „daß du die

Stiegen nicht hinabfällt auf der Rückkehr, so du etwa den Meister nicht in gnädiger Laune getroffen. Glaub's nur, Bruder Gottbold," fuhr er fort, „hinauf wird er die Stiegen schon langsam genug klettern.“

Und der kluge Michael hatte Recht. Als endlich die lang-ersehnte Stunde schlug, da überfiel den armen Bruno ein ängstliches Bangen, das Herz klopfte ihm in lauten Schlägen, und die Augen, die eben noch in heller Freude geblitzt hatten, waren von schüchterner Besorgniß umflort. Doch galt jetzt kein Zögern mehr, und der wackre Bruno faßte sich endlich ein Herz und ging. Auf der Straße überlegte er hin und her, was er wohl dem stolzen Meister sagen solle und wie er am besten mit wohlgelesenen Worten sich seiner Kunst versichern könne. Da er gar langsam einherschritt, so hatte er Zeit sich eine vollständige zierliche Antrede auszusinnen, ja er überlegte sogar, was Signor Rapposi ihm antworten werde und was er selbst dann wiederum darauf entgegnen wolle. So langte er endlich an dem Hause an, in welchem Rapposi wohnte; mit klopfendem Herzen und bebender Hand ergriff er die Thürklinke, und als er noch einen Augenblick zögerte, um sich zu prüfen, ob er die wohlaußgesehene Antrede auch noch wisse, da gewahrte er mit Schrecken, daß er sich auch nicht eines einzigen Sterbenswörtchens mehr erinnerte. Zwar machte er Versuche, von neuem Etwas zu erdenken, da aber alle seine Mühe nutzlos war, so wollte er in der Angst seines Herzens schon wieder umkehren; — aber die Furcht, von Gottbold ausgelacht, und von Michael gescholten zu werden, hielt ihn zurück.

„So sei es denn in Gottes Namen!“ sagte er freudig

drückte die Klink auf, schritt die Stiegen hinan, und — da stand er in Rappos's Zimmer.

Dem guten Bruno hätte es nichts gekränkt, wenn er seine Rede auch noch so fest im Gedächtniß behalten hätte, denn Signor Rappos war nicht zu Hause. Statt seiner aber erblickte Bruno die schöne Laura in dem Zimmer, welche bei seinem Eintritt einen halblauten Schrei freudiger Ueberraschung ausstieß. Bruno war so erschrocken, daß er nicht im Stande war, eine zusammenhängende Rede hervorzubringen. „Ich komme, — ich komme, um —“ so flatterte er; aber Laura, die sich schneller erholt hatte, fiel ihm ins Wort: „O Signor Bruno,“ sagte sie, „Ihr möget kommen um was Ihr wollt, so seid Ihr mir willkommen; und so es Euch nicht übel gefällt, hier ein wenig zu verweilen, so setzt Euch und erzählet mir von Eurem Glück und Eurer schnellen Beförderung zu Sr. kurfürstlichen Gnaden zweitem Kapellmeister,“ damit rückte sie ihm einen Sessel neben den ihrigen und lud ihn mit freundlicher Geberde zum Sitzen ein.

Obzwar nur wohl genährte Jünglinge in Gegenwart der Geliebten ihres Herzens gar blöde und schüchtern zu sein pflegen, so war sie nicht von denselben die Gewissheit ihrer Gegenliebe erlangt haben, und obzwar Bruno, wie wir wissen, obnedies bescheiden und zaghaft war, so konnte es doch nicht fehlen, daß nicht das freundliche Entgegenkommen Lauras auch ihn ermutigt und zu dreifachen Bemerkungen seiner stillen Liebe bewogen hätte. Wo es gilt, einem Mädchen zu sagen, daß man es anbetet, da ist das erste Wort immer das schwerste; auch bedarf es gar nicht vieler Reden, denn Blicke, Seufzer und Händedrücke sagen mehr als Worte.

und sind gar leicht verständlich, sofern das Mädchen sie nur verstehen will. Die stolze Laura aber war von diesem Willen wohl beseelt und so kam es, daß kaum eine halbe Stunde vergangen war, als schon Bruno und Laura mit der Einsicht des seligsten Entzündens sich in die Arme schlossen und mit brennenden Küßen die gegenseitigen Schwüre ewiger Liebe und Treue besiegelten. Als indessen Bruno im weiteren Verlaufe dieser süßen Unterhaltung seinen Willen kund gab, sofort um die Geliebte bei ihrem Vater anzuhalten, da ward Laura plötzlich ernst und rieth ihm dringend, dies nicht zu thun. Sie kannte den leidenschaftlichen Ehrgeiz ihres Vaters und hatte überdies auf dem gestrigen Heimweg vom Concert unzweideutige Beweise wahrgenommen, daß die Erhebung Brunos ihren Vater mit Haß und Neid gegen denselben erfüllt hatte. Indessen scheute sie sich doch, dies dem Geliebten mitzutheilen, vielmehr sagte sie demselben, daß ihr Vater es übel aufnehmen möchte, wenn Bruno, ohne sich vorher um seine Gunst beworben zu haben, sogleich um sie anhalten wollte. Bruno, der in diesem Augenblick Alles, was seine Geliebte sagen mochte, als richtig und wahr beschworen haben würde, erklärte sich mit ihrem Verlangen um so mehr einverstanden, als die Klugheit desselben ohnedies einlenkte. Nachdem den beiden Liebenden noch eine geraume Zeit unter süßem Rosen und wiederholten Treueschwüren schnell vergangen war, trennten sie sich endlich; Laura setzte sich an ihre Harfe und sang zu derselben mit ihrer schönen Silberstimme die schmachtesten italienischen Liebeslieder, Bruno aber eilte auf Sturmesflügeln nach Hause und unterrichtete die Brüder von dem neuen Glück, das ihm be-

gegnet war und das er noch tausendmal höher schätzte, als das, welches ihm die verfloßene Nacht beschert hatte. Die Brüder theilten das Entzücken des überfälligen Bruno, und Gottbold sprach bereits von dem prächtigen Hochzeitswamme, das er ihm schenken wolle; auch Michael meinte, daß wenn Bruno mit Laura so weit im Reinen sei, die Hochzeit wohl nicht ausbleiben werde, wenn sich auch Rapposch im Anfang ein wenig sträuben sollte.

Die nächste Nacht schlief Bruno viel ruhiger zu als die verfloßene, denn obgleich auch diesmal ihn die zärtlichen Gedanken an seine Laura was erhielten, so schlief er doch, nachdem der Schummer endlich seine Augen geschlossen hatte, von wonnigen Träumen umspielt, sanft und ruhig, und erwachte erst, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Jetzt aber erhob er sich schnell, kleidete sich an, und ordnete mit vieler Sorgfalt, wenn auch nicht so ängstlich als gestern, seinen Kuzug, und begab sich mit letztem Perzen und voll der besten Hoffnungen, wiederum zum Meister Rapposch.

Der alte Meister war, als Bruno in das Zimmer trat, eben beschäftigt, seinen Tochter Unterricht im Gesang und Partenspiel zu geben. Ein wilder Grimm hob, als er Bruno ansah, wurde, über seine dunkeln Züge, und in einem Tone, der vor zorniger Bewegung bebt, rief er: „Was be-
steht Euch, Herr? Was wollt Ihr hier?“ Bruno erschrak zwar ein wenig über diesen unfreundlichen Empfang, da er aber mehr mit dem Anblick Lauras, als mit irgend etwas Anderem beschäftigt war, so machte Rapposchs Unhöflichkeit keinen tiefen Eindruck auf ihn, und indem er sich artig ver-
beugte, sagte er:

„Berchtelster Signor, ich komme, um Euch zu bitten, daß Ihr mir in der neuen Stellung, welche Er. kurfürstlichen Gnaden Euld mir verliehen hat, Eure Gunst und Belehrung wollet zu Theil werden lassen.“

Bei diesen Worten brach Kappost in ein schallendes Gelächter aus: „Was ist denn das für eine Stellung,“ rief er, „die Monsignore Euch verliehen hat?“

„Signor,“ erwiderte Bruno ernst, „Ihr habt es schon gehört, daß unser gnädigster Herr mich zu seinem zweiten Kapellmeister ernannt hat.“

„Zu seinem ersten Narren hättet Ihr besser gelangt!“ rief hierauf Kappost mit unverholener Wuth und stürzte aus dem Zimmer, indem er einen giftigen Blick auf seinen Gast warf.

Der arme Bruno stand wie vom Donner gerührt, und selbst Laura war bleich wie der Tod geworden, denn auch wenn so heftigen Zornesausbruch war sie nicht gewohnt gewesen. Doch gewann sie bald so viel Kraft, den Willkür zu bezwingen; sie verhehlte ihm nun nicht länger, daß ihr Vater fürchte, in Bruno einen Nebenbuhler zu erhalten, der durch die Folge aus seinem Posten verdrängen könnte; zu gleicher Zeit aber tröstete sie Bruno mit der Hoffnung, daß die Götter Alles zum Guten wenden werde, und mit der Versicherung, daß seine Macht in der Welt nie werde bewegen können, einem andern als ihm anzugehören.

Nachdem Bruno seinen Brüdern mitgetheilt hatte, wie glücklich seine erste Zusammenkunft mit Kappost verlaufen sei, kamen sie dahin überein, daß er erst einige Zeit verweilen lassen, dann aber von neuem den Versuch machen sollte.

die Freundschaft des stolzen und neidischen Italieners zu gewinnen. Hiermit war Bruno vollkommen einverstanden, doch war er keinesweges Willens, auch so lange von seiner geliebten Laura entfernt zu bleiben, und obwohl es ihm anfangs schier unmöglich schien, ein Mittel zu erfinden, wie er eine geheime Zusammenkunft mit ihr zu Wege bringen sollte, so verlegnete doch auch bei ihm die Liebe ihre Erfindungsgabe nicht, und ehe drei Tage verflossen waren, hatte bereits Bruno, ohne daß irgend ein Mensch auf der Welt es wußte, seine holde Braut ans Herz gedrückt und mit ihr die Mittel zu öfteren Zusammenkünften besprochen.

Unter solchen Umständen vergingen Wochen und Monate, ohne daß Bruno's Hoffnung, den düstern Rapposi zu versöhnen, der Erfüllung näher gekommen wäre, vielmehr hatte er wohl bemerkt, daß des Italieners Haß nur noch tiefere Wurzeln schlug, zumal da sein Reid im Laufe der Zeit immer mehr und mehr Nahrung erhielt. Denn seit jenem Abend, an welchem Bruno zum erstenmal sein Spiel bei Hofe hatte hören lassen, mußte er bei jedem Concert von neuem Proben seiner Kunstfertigkeit geben und bald waren seine süßen empfindungsvollen Melodien bei allen Herren und Damen des Hofes und bei dem Kurfürsten selbst so beliebt geworden, daß Bruno oft ganz allein mit seinem Spiel den Abend klang und sich ihm alle Spenden des Beifalls und der kaiserlichen Puld zuwendeten, während Rapposi unbeachtet von fern stand. Einige Male hatte es Bruno zwar versucht, freiwillig seinen Platz dem Signor Rapposi zu räumen, indem er den Kurfürsten bat, jenen spielen zu lassen, da diese Bitte aber nicht gewährt ward, so erschien Rapposi's Trän-

Eagen.

lang nur um so tiefer, und überdies glaubte dieser, daß Brunos Benehmen nur diesen Zweck habe. Da folgergestalt jede Hoffnung verschwand, die Freundschaft des neidischen Italieners zu gewinnen, so kamen Bruno und Laura in einer ihrer geheimen Zusammenkünfte dahin überein, daß Bruno ohne weiteres bei Rapposi um Lauras Hand anhalten solle, und wenn dann jener, wie voraus zu sehen war, ihm eine abschlägige Antwort ertheilte, so solle Bruno den Kurfürsten selbst, bei dem er ja in so hohen Gunsten stand, bitten, sich für ihn zu verwenden. Brunos Brüder waren mit diesem Plane einverstanden, und obwohl Michael fürchte, daß Rapposi eher den kurfürstlichen Dienst verlassen, als nachgehen würde, so sagte er dies seinem Bruder doch nicht, um ihm nicht den Trost einer süßen Hoffnung zu rauben.

Brunos Ungeduld ließ ihn nicht lange mit der Ausführung dieses Plans zögern und schon nach wenigen Tagen ging er zu einer passenden Vormittagsstunde mit bangem Herzen zu Rapposi, bei welchem er denn auch stotternd und schüchtern, aber in ehrerbietigen Ausdrücken seine Werbung um Lauras Hand anbrachte.

Sobald Rapposi begriffen hatte, was Bruno begehrt, malten sich Ruth und Erstaunen in schreckhafter Weise auf seinem Antlitz; seine Wangen erbleichten, während seine Augen Feuer zu sprühen schienen, und mit den Zähnen biß er so heftig in die Unterlippe, daß es den Anschein hatte, als ob das Blut jeden Augenblick hervorquellen werde. Doch diese Aufregung dauerte nicht lange, bald faßte er sich, und indem er seine Pfoten zu einem höhnischen Lächeln verzog, sagte er:

„**Al!** Ihr armer Bursch, seit wann habt Ihr denn Euer blöthen Verstand so gänzlich eingebüßt, daß Ihr in der Leute Häuser laufet, um Eure Tollheit auszukramen. Gehet nach Hause und laßet Euch bewachen, denn glaubet mir, guter Freund, es steht schlecht um Euren Kopf!“

Bruno, der Rapposis Papi und sein hochstafes Wesen schon kannte, war auf solche Reden vorbereitet und ließ sich dadurch nicht außer Fassung bringen.

„Signor,“ sagte er ruhig, „Ihr wißt recht gut, daß ich gar wohl bei Verstande bin, und solltet mir nicht so bittern Pohn zeigen, da ich Euch nicht nur als großen Meister in der edlen Kunst, so wir beide üben, verehere, sondern auch als Vater Euch lieben möchte, wie ein redlicher Sohn. Saget mir darum offen, warum Ihr mich haßet und mir die Hand Eurer holden Tochter verweigert?“

Rapposi lachte: „Warum ich Euch meine Tochter nicht geben will? Seht, armer Bursch, wenn ich wirklich so sinnlos wäre, die Perle vor die Säue zu werfen, indem ich meine Tochter einem elenden Stümper, wie Ihr seid, vermahlen wollte, so würde der Abscheu und die Verachtung, die meine Tochter einem solchen Kreler widmet, die sicherste Mittelst sein, die sie Euch heimbrächte.“

In diesem Augenblick trat Laura ins Zimmer; sogleich stie Bruno auf sie zu, ergriff ihre Hand und sagte: „Ihr tret Signor, denn wißt, Eure schöne Tochter liebt mich.“

Rapposi warf einen Blick der höchsten Verwunderung auf seine Tochter, die, von holder Schaamröthe übergoßen und mit niedergeschlagenen Augen schweigend da stand.

„Wie ist's, Laura,“ rief Rapposi endlich, „nicht der Bursche wahr?“

Da erhob Laura ihre schönen feurigen Augen, und indem sie Bruno's Hand innig an ihr Herz drückte, sagte sie mit zärtlicher Stimme: „Ja, mein theurer Vater, ich liebe ihn von ganzer Seele!“

Rapposi war bei diesen Worten seiner kaum mehr mächtig; wüthend zerbrach er einen Violinbogen, den er eben in der Hand hielt, und knirschend sagte er dann:

„Et das ist mir lieb! So wird es Euch um so leichter zur Verzweiflung bringen, wenn sie Euer Weib nicht wird! Und nun hebet Euch von dannen, und laßt Euer Herz von wüthendem Kummer zernagen! Denn wißt, Ihr seid ein Wittwer vor der Hochzeit, und ehe ich es gestattete, daß Ihr meiner Tochter Ehrgemahl werdet, will ich, wenn es sein muß, mein Herz mit eigener Hand durchbohren!“ Nach diesen Worten ergriff der wüthende Italiener die Hand seiner Tochter und verließ mit ihr das Zimmer.

Obgleich Bruno einen solchen Ausgang erwartet hatte, so war er doch so heftig erschüttert, daß er, als er zu seinen Brüdern zurückgekehrt war, seinem gepreßten Herzen in einem Thränenstrom Luft machen mußte. Michael und Gotthold trösteten ihn so gut sie konnten, doch zweifelten sie selbst, ob die Sache bei Rapposi's bösem Charakter ein gutes Ende gewinnen werde. Indessen setzten sie ihre Hoffnung auf die Vermendung des Kurfürsten, waren aber der Meinung, daß Bruno erst einige Zeit vergehen lassen müsse, bevor er jene in Anspruch nehme, damit unterdeß Rapposi's Wuth sich lege. Bruno war hiermit einverstanden, da er nicht

zweifelte, daß er während dieser Zeit, wie früher, Gelegenheit haben werde, seine Geliebte in heimlichen Zusammenkünften zu sehen und zu sprechen. Allein gar bald merkte der unglückliche Bruno, daß er sich in dieser Hoffnung getäuscht habe. Rapposi hatte, sobald er hörte, daß zwischen Bruno und Laura bereits ein Liebes-Einverständnis herrsche, sogleich geahnt, daß die Liebenden sich im Geheimen gesprochen hätten; deshalb beschloß er, seine Tochter in Zukunft vergeblich zu bewachen, daß eine Zusammenkunft ganz unmöglich würde. Diesen Vorsatz führte Rapposi in solcher Art aus, daß Monate vergingen, ohne daß Bruno seine Geliebte auch nur einmal gesehen hätte. Von glühender Sehnsucht verzehrt, überließ sich Bruno einer düßern Schwermuth, die ihn aufrieb; die Pein, die ihm sonst so theuer war, hing tagelang unbenutzt an der Wand, und wenn er sie ergriff, so spielte er klagende Melodien auf derselben, während seine heiße Thränen über die gebleichten Wangen auf die Saiten herabrieselten. Seine Brüder fürchteten, der Unglückliche werde seinem Schmerze erliegen, und riefen ihm wiederholt und bringend, des Kurfürsten Hürsprache zu erlösen; allein Bruno hatte Muth und Hoffnung ganz verloren, er war zu keinem Entschlusse zu bewegen, und wenn seine Brüder bestiger in ihn drangen, so verbarg er sein Antlitz in seine Hände und brach in lautes Schluchzen aus.

Der Mensch ist in der Regel dann verloren, wenn er sich selbst verloren giebt, und wer weiß, wie es mit dem armen Bruno gekommen wäre, wenn Gottes Güte nicht besonders über ihm gewaltet hätte. Der huldvolle Kurfürst bemerkte nämlich eines Abends, als die Kapelle zur Tafel spielte, den

elenden Zustand Brunos, und fragte ihn mit theilnehmender Verablassung, was ihm fehle. Diese hohe Güte des Kurfürsten ergriß den unglücklichen Jüngling so heftig, und der Augenblick war so günstig, daß Bruno sein ganzes Herz vor dem Kurfürsten, mit dem er sich in einem Zimmer allein befand, ausschüttete. Johann Georg, der selber in einer überaus glücklichen Ehe mit seiner Gemahlin lebte, die er auf das zärtlichste liebte, und von der er eben so zärtlich wieder geliebt ward, empfand das innigste Mitleiden mit dem tiefen Kummer Brunos und zugleich den heftigsten Zorn über die Bosheit und Hartnäckigkeit Rapposi. Er ließ diesen deshalb sogleich zur Stelle rufen und fragte ihn mit zornigen Worten, warum er dem wackern Bruno die Hand seiner Tochter verweigere? Rapposi war anfangs heftig erschreckt, sagte sich aber bald und antwortete dann ehrsüchtig, voll aber fest:

„Durchlauchtigster Kurfürst! Ich habe geglaubt, da ich der Vater meiner Tochter bin, so könne ich sie geben, wenn ich wollte. Dennoch würde ich sie, so mein durchlauchtigster Herr es geböte, diesem Menschen anvermählen, wenn ich dieselbe nicht durch ein unverbrüchliches Gelübde dem Kloster geweiht hätte.“

Nach diesen Worten blickte Rapposi mit einem höhnischen Lächeln auf den erschrockenen Bruno, der Kurfürst aber, der wohl merkte, daß dies nur ein Märchen sei, welches Rapposi in seiner Bosheit erfunden habe, antwortete rasch:

„Oho, Meister Rapposi, wenn es weiter nichts ist, so seid außer Sorgen; ich werde Euch die Dispensation vom

Papste zu Rom verschaffen, und dann werdet Ihr hoffentlich nichts mehr einzuwenden haben."

Rapposti biß sich auf die Lippen: „Wenn der heilige Vater zu Rom," sagte er dann, „mich von seinem Gelübde entbindet, so werden Euer kurfürstlichen Gnaden doch nicht verlangen, daß ich meine Tochter zu einer Verbindung zwingen, so sie verabscheut. Ja ja, Signor Bruno," sagte er dann, zu diesem gewendet, hinzu, „meine Tochter haßt Euch aus dem Grunde ihres Herzens, seid es Euch brennend ist, ihr die Liebestränke einzuküßeln, welche Ihr Euch von bösen Weibern und Peren habet brauen lassen."

Bruno war wie vom Donner gerührt und bemerkte in seiner heftigen Erschütterung nicht das Lächeln des Kurfürsten, welcher die schändliche Sinnesart des Italieners sogleich durchschaute. Ihm indessen diesen bösen Menschen zu täuschen, sagte Johann Georg: „Wenn dem so ist, wie Ihr sagt, Meiner, so ist das Recht auf Eurer Seite," und mit diesen Worten endigte er die Unterredung.

Aller Hoffnung beraubt und fast ohne Bewußtsein, stürzte Bruno nach Hause und erschreckte seine Brüder nicht wenig, durch sein verstörtes und verzweiflungsvolles Ansehn. Nur mit Mühe konnten sie das Vorgefallene von ihm erfahren, aber aller Zuspruch, aller Trost gleitete an der starren Verzweiflung ab, die sich seiner bemächtigt hatte. In dieser trostlosen Stimmung verharrete Bruno mehre Tage, und schon verzweifelte die Brüder, daß es ihnen gelingen werde, ihn von seinen trüben Gedanken abzuziehen, als sich zufällig etwas begab, was die Bestrebungen Michaels und Gottsholds unterstützte. Es wurde nämlich angekündigt, daß am näch-

nen Freitage, als am 11ten Mai des Jahres 1386, eine Mordmörderin bei der langen Brücke gefaßt werden sollte. Vielleicht würden die Brüder unter andern Umständen diesem traurigen Schauspiel aus dem Wege gegangen sein; jetzt aber freuten sie sich, eine Veranlassung gefunden zu haben, um Bruno, der nun bereits vier Tage bleich, verhärtet und ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben, dasaß, aus dieser vernichtenden Melancholie zu erwecken. Sie dachten, wenn er nur erst aus seiner tiefen Betäubung erwacht wäre, so würde er, wenn auch sein Schmerz nicht ganz wiche, doch einsehen, wie thöricht es sei und wie unmännlich, sich so ganz widerstandlos der Verzweiflung zum Opfer zu geben.

Michael erzählte deshalb dem unglücklichen Bruno, was am morgenden Tage sich zutragen werde, und als Bruno dies ohne Theilnahme anhörte, fuhr jener folgendermaßen fort:

„Sieh, mein geliebter Bruder, wie thöricht es ist, sich so ganz vom Kummer überwältigen zu lassen, der unserm Geiste alle Thätigkeit raubt, auf Mittel zu sinnen, mit denen wir nicht nur unser Leiden lindern, sondern dasselbe oft ganz beseitigen können. Bedenke doch, theurer Bruder, daß höchst wahrscheinlich, ja ganz gewiß der böse Mann, der dich so betrübt, nebst seiner holden Tochter sich mit unter denen befindet, die der Strafe der Verbrecherin als Zuschauer beizuohnen werden.“

Bei diesen Worten schrak Bruno empor und richtete seine starren Blicke auf Michael; dieser aber fuhr ruhig fort:

„Ist es nicht sonderbar, daß ich darauf sinnen muß, wie du deine Geliebte wohl sehen und sprechen könntest, da doch diese Mühe billigerweise dem Liebenden selbst zufallen sollte?“

Bruno war aufgesprungen: „Wird sie dort sein?“ rief er heftig, „wird sie? Weißt du es gewiß?“

„Dann müßte ich ein Prophet sein,“ erwiderte Michael, „doch da es möglich ist, daß du deine Geliebte daselbst erblickst, so ist dies, denk' ich, Grund genug für dich, hinzugehen.“

Bruno erwiderte kein Wort; in tiefes Sinnen verloren, ging er im Zimmer auf und ab, öffnete dann plötzlich den großen Schrank von Eichenholz, der sich in dem Zimmer der Brüder befand, nahm Schreibzeug und Papier heraus, setzte sich an den Tisch und begann zu schreiben. Michael blickte erstaunt auf den Bruder: „Was treibst du da, Bruno?“ fragte er im Tone der Verwunderung.

Bruno blickte mit flammenden Augen empor, sein ganzes Wesen hatte sich verändert, der frühere Trübfinn war einer heftigsten Aufregung gewichen. „Ich habe wenig Hoffnung, sagte er, „mit meiner geliebten Laura sprechen zu können, falls ich sie auch wirklich morgen träfe; ich will ihr deshalb schreiben und hoffe, daß es mir mit Gottes Hülfe gelingen werde, ihr das Brieflein zuzustellen. Dann ist Alles gut,“ setzte er fast heiter hinzu und begann darauf von neuem, am seinem Briefe zu schreiben. Nachdem er geendigt hatte, verfiel er zwar wieder in ein stilles Nachsinnen, doch sah man es ihm an, daß der Strahl einer süßen Hoffnung sein Inneres erwärme, und die Brüder hatten somit schon einen Theil ihres Zwecks erreicht.

Raum hatte am folgenden Morgen der erste Sonnenstrahl sich ins Zimmer gehohlet, als Bruno schon aus dem Bette sprang, die Brüder weckte und sie ermahnte sich zu rüsten.

Seiner Ungeduld nachgebend, standen sie auf, und eine Stunde später verließen bereits alle drei ihre Wohnung und schlugen den Weg nach der langen Brücke ein. Die Reugierde hatte daselbst eine große Menge Menschen versammelt, Bruno aber durchkürzte die einzelnen Häufen und Gruppen, um zu sehen, ob Rapposi und seine schöne Tochter unter der Menge wären; seine Brüder folgten dem Ungestümen und mußten sich, wie er, hier und da spize Reden, ja wohl grobe Worte und Klippenstöße gefallen lassen, wegen der Eile und Rücksichtslosigkeit, womit sie sich durchdrängten. Ihr Suchen war jedoch vergebens, und schon bemächtigte sich Bruno's eine unsägliche Angst, als Michael, der mit Besonnenheit sich in der Nähe von Rapposi's Wohnung gehalten hatte, diesen mit seiner Tochter aus dem Hause heraustreten sah. Er machte sogleich Bruno darauf aufmerksam, was diesen in ein solches Entzücken versetzte, daß er seiner holden Laura entgegen stürzen und sie auf offener Straße umarmen wollte, wenn seine Brüder ihn nicht abgehalten hätten. Er sah indes sogleich selber ein, daß er sich zügeln müsse, und folgte daher dem Signer Rapposi in einiger Ferne, nachdem derselbe vorüber gegangen war, ohne die Brüder zu bemerken. Nicht ohne Mühe konnten diese hierauf in die Nähe des italienischen Kapellmeisters gelangen, der sich bis an das Geländer der Brücke vergearbeitet hatte, was ihm leicht ward, da jedermann ihn als des Kurfürsten ersten Kapellmeister kannte und ihm deshalb höflich Platz machte. Endlich stand Bruno neben Laura, die einen unterdrückten Schrei ausließ, als sie seiner aufrichtig ward. Niemand hörte indes diesen Ausdruck freudiger Ueberraschung, denn in dem unge-

heuern Gedränge von vielen Tausenden, die Kopf an Kopf nebeneinander standen, wogte ein unaufhörliches Summen, Murmeln und Schreien, worin die Stimme eines Einzelnen leicht unterging. Rapposi selbst aber hatte den Ausruf Laura gehört und ihr zuckendes Zusammensinken gefühlt, und als er, um nach der Ursache zu sehen, den Kopf wendete, erblickte er Bruno und seine Brüder. Dennoch schwieg er; nur von Zeit zu Zeit warf er einen düstern Blick zur Seite, um sich zu überzeugen, daß der, den er so bitter hasste, noch da wäre.

So verging ungefähr eine Stunde, die Bruno in unendlicher Seligkeit verlebte, indem er sie benutzte, sich mit seiner angebeteten Laura zu unterhalten, — da entstand plötzlich eine Bewegung unter der Menge, Alles drängte nach vorn, Stößen, Schreien und Toben ließen bunt durch einander, denn die Verbrecherin ward eben von den Wütheln herbeigeführt, um ihre gräßliche Strafe zu erleiden. In diesem Augenblick der allgemeinen Spannung, die eine todte Stille herbeigeführt hatte, durchdrang plötzlich der gellende Ruf: „Mord! Mord!“ die Lüfte; das Volk wich da, wo der Schreckensruf erscholl, entsezt auseinander, und man sah den Signor Rapposi dicht vor Brunos Füßen in Blut schwimmend am Boden liegen, von einem Dolch durchbohrt, der bis ans Hest in die Brust gedrungen war. „Ich bin ermordet,“ ächzte der Unglückliche, „ermordet von diesem!“ setzte er auf Bruno deutend hinzu, und verschied unmittelbar darauf.

Da die Feindschaft zwischen Rapposi und Bruno, so wie die Ursache dieser Feindschaft allgemein bekannt war, so zweifelte Niemand daran, daß Bruno die ruchlose That voll-

bracht habe, und wenn unter andern Umständen der Hochmuth des Italieners und die Liebesqual des armen Bruno die Theilnahme des Volks für diesen Letzteren erweckt haben würde, so erregte es doch in diesem Fall allgemeinen Abscheu, daß es Jemand gewagt habe, dort einen Mord zu begehen, wo an einer Mörderin die schwere Strafe des Gesetzes vollzogen werden sollte. Die Menge war so empört, daß die Pölscher kaum im Stande waren, Bruno vor Mißhandlungen zu schützen. Laura war bei den letzten Worten ihres sterbenden Vaters mit einem gellenden Schrei in Ohnmacht gefallen, und wurde nun von einigen Männern für todt fortgetragen. Ihr nach strömte die Menge, theils mit lauten Beileidsbezeugungen, theils mit wüthenden Verwünschungen des ruchlosen Mörders. Unterdeß gelang es den Pölschern, den unglücklichen Bruno, der in tödtlicher Betäubung Alles mit sich geschehen ließ, in das Gefängniß zu führen, wohin ihn seine Brüder in schmerzlicher Verzweiflung und fortwährend seine Unschuld beklauernd, begleiteten.

Vierundzwanzig Stunden hatte Bruno in seinem Kerker geschmacht, ohne zu essen, ohne zu trinken, kein Wort sprechend, von keinem Schlummer erquickt, ununterbrochen starr und bewußtlos vor sich hinstehend, — da rasselten die Kiegel seiner Kerkerthür, der Gefängnißwärter trat herein und führte den Willenlosen zum Verhör. Als der Richter den vermeintlichen Mörder fragte, ob er den Dolch in Napo-
 posit's Brust gestoßen habe, da fuhr Bruno entsetzt zusammen, der fürchterliche Name hatte ihn wie ein Blitzstrahl getroffen, und seine Betäubung schmolz hin in einen quellenden Thränenstrom. Nach einiger Zeit faßte sich Bruno und

seht betheuerte! er seine Unschuld in so nachdrücklicher und überzeugender Weise, daß seine Richter in ihrem Glauben wankend wurden. Indessen war die Beschuldigung des Ermordeten in der Minute des Todes so wichtig, die Feindschaft zwischen ihm und Bruno so bekannt, endlich die Zeugenaussage derjenigen, welche Bruno lange Zeit und noch unmittelbar vor der That neben Rapposì hatten stehen sehen, so gewichtig, daß die Richter, weit entfernt, Bruno freizusprechen, vielmehr ihn ermahnten, die 24 Stunden Bedenkzeit, welche sie ihm gewährten, zu benutzen, um sich zur Ablegung eines unumwundenen Geständnisses vorzubereiten. Bruno ward hierauf in seinen Kerker zurückgeführt; wir wollen es nicht versuchen, die Qualen zu schildern, die er hier, getrennt von seinen Brüdern und von seiner Laura, eines schweren Todes angeklagt, erduldet. Nur so viel wollen wir erzählen, daß er den festen Entschluß faßte, bei der Betheuerung seiner Unschuld zu verharren, wenn es sein müßte, auch noch auf dem Schaffot.

Mit welchen Empfindungen hörte er nach Ablauf der 24 Stunden den Riegel der Kerkerthür zurückschieben! Vor den Richter geführt, ward er von demselben gefragt, ob er bereit sei, das Geständniß abzulegen.

„Ich bin unschuldig,“ sagte Bruno mit matter Stimme, „ich bin unschuldig, das schwöre ich Euch bei meiner Eeelen Seligkeit, und bitte Euch, Ihr Herren, mich los und ledig zu lassen, auf daß Ihr nicht einen Unschuldigen verdammet, und sein Blut nicht über Euch komme!“

Bruno schweig, das Herz bebte ihm in der Brust, und

mit banger Erwartung lauschte er dem Worte des Richters entgegen. Dieser aber begann hierauf:

„Ihr saget, daß ihr unschuldig seid und wir glauben es Euch. Es sei fern von uns, Euch zu verdammen, da wir des wahren Mörders bereits habhaft sind. Gehet hin in Frieden!“

Bruno wußte nicht wie ihm geschah, nur mit Mühe faßte er den Inhalt der Worte, die der Richter gesprochen hatte, dann aber sank er auf die Kniee, und in einen Thränenstrom ausbrechend, dankte er Gott für seine Rettung und für die Befreiung von dem schweren, schmachvollen Verdachte.

Schwach und wankend schritt Bruno durch die Straßen seinem Wohnhause zu, verfolgt und oftmals aufgehalten von einer Menge Menschen, die ihn fragten, wie es ihm gelungen sei, seine Unschuld zu beweisen. Als Bruno endlich zu Hause anlangte, stürzte ihm sein Bruder Gotthold entgegen und schloß ihn mit einem lauten Schrei der Freude in die Arme. Michael war nicht da; Gotthold sagte, er sei vor etwa zwei Stunden ausgegangen, wohin, wisse er nicht. Als indeß noch einige Stunden vergangen waren, ohne daß Michael wiederkam, wurde Bruno ungeduldig, denn es verlangte ihn darnach, den theuern Bruder zu sehen, weshalb denn Gotthold fortging, um zu erspähen, wo der Schamige sich aufhalte. Bald darauf kehrte Gotthold zurück und sagte zu Bruno, er habe erfahren, daß Michael eine notwendige kleine Reise über Land gemacht habe, von der er erst am folgenden Mittage zurückkehren werde. Wären die leidlichen und geistigen Kräfte Brunes nicht in so hohem Grade erschöpft gewesen, so würde er die Unruhe und Angst bemerkt

haben, welche sich in Gottholds ganzem Wesen nach seiner Rückkehr zeigte. Und wirklich hatte der arme Gotthold hinreichenden Grund, über das betrübt zu sein, was er erfahren, daß nämlich Michael, um Bruno zu retten, sich freiwillig als den Mörder Rapposki's bekannt habe. —

Die Sonne stand schon doch am Himmel, als Bruno am folgenden Tage erwachte; jetzt sah er sich aber ganz allein, denn Michael war immer noch nicht zurück, Gotthold dagegen bereits ausgegangen. Wer in der entseßlichen Gefahr gewesen ist, sein Leben auf dem Schaffot zu verlieren, der muß wohl mit erneuerter gewaltiger Liebesempfindung sich zu denen hingezogen fühlen, die er bereits früher zärtlich liebte. Bruno fuhr daher auch in freudigem Schreck zusammen, als die Thür seines Zimmers plötzlich mit Ungestüm aufgerissen ward, und Michael hereinstürzte. Nachdem die ersten Ausbrüche der brüderlichen Zärtlichkeit vorüber waren, erfuhr Bruno mit hohem Erstaunen und mit tiefer Rührung, daß er der Selbstaufopferung des wackern Michael seine Rettung verdanke; in seinen heißen Dank für diese beispiellose Dingsung aber mischte er zugleich wohlgemeinte Vorwürfe, daß der Bruder sein eignes Leben und seine Ehre so gefährdet habe. „

„Schlief mich nicht, lieber Bruder,“ entgegnete indessen Michael, „hat doch unser lieber Herrgott selbst meine That gut geheißen, indem er auch mich aus der schmachvollen Todesgefahr erlöste, denn seit wenigen Stunden ist der wirkliche Mörder Rapposki's in den Händen der Gerechtigkeit.“

„Nun denn,“ fiel Bruno ein, „so laß uns Gott für die

Rettung unseres Lebens danken. Aber sprich, wer ist denn der Mörder?"

„Das weiß ich nicht!“ sagte Michael.

Bruno sprang erschrocken empor. „Nicht?“ rief er, „du weißt es nicht? Und wo ist denn unser Bruder Gotthold?“

„In Gotthold nicht hier?“ rief jetzt Michael, seinerseits auf das heftigste erschüttert. „So hat er sich für mich geopfert! Schnell ihm zur Hülfe, da es noch Zeit ist!“

Michael hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als er wieder zur Thüre hinausstürzte, worauf ihm aber Bruno, dem die Angst Kräfte verlieh, mit raschen Schritten nachstellte. Beide langten fast zu gleicher Zeit im Gerichtssaale an, in welchem eben Gotthold vor den Richtern nochmals das freiwillige Geständniß des begangenen Mordes ablegte. Während er aber noch sprach, schrieb Michael, so wie er eingetreten war, dazwischen:

„Glaubet ihm nicht, Ihr Herren, er will sich selber zu Tode lügen, um mich, seinen Bruder, zu retten, da er wohl weiß, daß ich es bin, der den Italiener erdolcht hat. Ich beschwöre Euch demnach, hochweise Richter und Herrn, laßt die Justiz nicht also bösen um der Weichherzigkeit eines Bruders willen. Ich bin der Mörder, mich verurtheilt zum Tode!“

Michael hatte indessen seine Selbstanklage noch nicht vollendet, als Bruno, athemlos hereinstürzend, schrie:

„Das ist Lug und Trug! Ich bin der Mörder! Mich hat Rapposti angeklagt! Seht hier an meinen Kleidern das Blut des Ermordeten kleben.“

Hiergegen erhoben sich aber wieder die andern Brüder,

indem jeder behauptete, selber der Mörder zu sein, und so irug sich vor den Augen der hocherlauchten Richter ein Wetts-
kampf auf Tod und Leben zu, wie er keinem von ihnen je-
mals vorgekommen war. Die Richter wußten deshalb auch
nicht, welchen von den Dreien sie für den Schuldigen hal-
ten sollten, und zogen sich aus dieser bösen Verlegenheit
durch den Entschluß, die Entscheidung von dem Ausspruch
und der Meisheit des Kurfürsten selbst abhängig zu machen.

Der edle Johann Georg hatte unmittelbar nach der Er-
mordung Rapposki mit wahrhaftem Kummer erfahren, daß der
Ermordete den Bruno Linde als den Thäter bezeichnet habe.
Nach dem, was sich wenige Tage vorher in des Kurfürsten ei-
gner Gegenwart zwischen Bruno und Rapposki zugetragen hatte,
zweifelte Johann Georg nicht daran, daß Bruno das Ver-
brechen wirklich begangen habe. Wie erstaunt war aber der
Kurfürst, als ihm nun von den Richtern mitgetheilt wurde,
daß Bruno seine Unschuld mit den heiligsten Schwüren be-
stehert, dann aber sich des Mordes schuldig bekannt habe,
nachdem jeder der andern Brüder dasselbe gethan hatte.

Als die Richter hierauf ehrerbietig baten, der durchlauch-
tige Kurfürst wolle in Gnaden entscheiden, welcher von den
drei Brüdern als schuldig anerkannt und dem Pentertode
nach dem Gesetze überliefert werden solle, da antwortete der
fromme Fürst:

„Das wolle Gott verhüten, daß wir in also dunkler
Sache nach unserem schwachen menschlichen Ermessen einen
Ausspruch thäten, womit wir leichtlich eines Unschuldigen Blut
vergießen könnten. Rein, vielmehr sei das Urtheil Gottes,
der da in die Herzen sieht und das Verborgene weiß. Und
Sagen.“

sonit befehlen wir: jeder der drei Brüder soll am nächst bevorstehenden St. Markustage ein junges Lindenbäumchen, so ganz sonder Fehl ist, auf dem Heiligengeist-Kirchhofe verlehrt in die Erde pflanzen; so dann die Zweiglein in der Erde Wurzel schlagen, die Wurzeln oben aber Knospen und Blätter treiben, so soll an diesem Zeugniß Gottes die Unschuld der drei Brüder erkannt werden. Daseru aber des Einen oder des Andern Bäumchen verdorrete, der soll für schuldig angesehen und dem Tode überliefert werden. Am St. Jakobustage möget ihr nachsehn, was aus den Bäumlein geworden und wie es mit ihnen stehet. Bis dahin aber laßet die Brüder los und ledig, auf daß nicht menschliches Recht sich darein mische, wo Gottes heiliges Gericht walten soll."

Mit allgemeinem Jubel hörte das gläubige Volk den frommen Ausspruch des Kurfürsten, freudige Zuversicht aber strahlte auf dem Antlitz der drei Brüder, denn sie wußten wohl, wie sie so ganz unschuldig seien, und hofften, daß Gott sie in ihrer Noth nicht verlassen werde. Einmüthig beschlossen sie, die Zeit bis zum St. Markustage mit brünstigem Gebet und frommen Gedanken hinzubringen und nur das Eine befiel sich Bruno vor, daß er sogleich an seine theure Laura schreiben, sie in ihrer traurigen Verlassenheit trösten, ihr nochmals seine Unschuld betheuern und sie beschwören wolle, ihr Herz nicht von ihm abzuwenden, gleich wie er selber nie aufhören werde, sie mit aller Inbrunst seiner Seele zu lieben. Bruno sandte diesen Brief durch einen Anverwandten an Laura, und erhielt von derselben sogleich folgende Antwort:

„Eignor! In tiefer Betrübniß habe ich Euren Brief ge-

lesen, und ich kann Euch nicht verhehlen, daß derselbe in meinem Herzen wieder alle Schreden jenes unglücklichen Tages heraufbeschworen hat. Indessen gebe ich Euch die Versicherung, Signor, daß ich Euch nie für schuldig gehalten habe; da aber jetzt unser kurfürstlicher Herr, Gott selber zum Richter über Euch gemacht hat, so will ich nichts glauben und nichts denken, weder Böses noch Gutes, bevor Gott in seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit über Euch entschieden hat. Bewährt sich Eure Unschuld und hat mein Herz dann noch einigen Werth für Euch, so so soll es Euch angehören, so lange noch mein warmes Blut durch dasselbe strömt. Verlehet unterdeß, wie ich, für die Seele meines armen Vaters, Laura."

Dieser Brief erfüllte Bruno mit unbeschreiblichem Entzücken; er küßte ihn zu tausend Malen und benetzte ihn mit seinen Thränen. Doch endlich trennte er sich von diesem theuern Unterpfand der Liebe, um im Verein mit seinen Brüdern seine ganze Seele im brünstigen Gebet Gott zuzuwenden.

Kam war die Sonne des St. Markustages am Himmelsgewölbe erschienen, als sich die der Heiligengeist-Kirche zunächst liegenden Straßen mit einer zahllosen Menge von Reuglerigen füllten, die der heiligen Handlung der Pflanzung beizuwohnen wollten, und nicht nur in den Straßen wogte das Volk, sondern auch alle Fenster waren besetzt, ja auf Bäumen und Dächern hatten Schaulustige Platz gesucht. Mit dem Schläge der zehnten Stunde hingen die Glocken von den Thürmen der Nicolai- und Marien-Kirche an zu läuten, und in demselben Augenblicke setzte sich der feierliche Zug vom

alten Rathhause her in Bewegung. Voran schritten die Schaartwächter, welche in dem dichten Gedränge des Volkes eine Masse für den Zug offen erhielten. Hierauf kamen die Eberknaben der Heiligengeist-Kirche, geführt von ihrem Kantor, alle in dunklen Mänteln und großen Hüten, ein frommes Lied singend. Ihnen folgten sodann sämtliche Prediger der Stadt in ihren Talarren und Barettis, und leiteten wieder die Herren vom Gericht. Der nächste Platz war für den Kurfürsten selbst bestimmt, allein Johann Georg war gerade unpäßlich, und ließ sich deshalb von dem Kanzler Dyckelmeier vertreten, dem edlen Greise, der in stattlichem Schmucke einherschritt, begleitet von den vornehmsten Würdeträgern des kurfürstl. Hofes. Hinter dem Kanzler kamen die drei Brüder, Einer hinter dem Andern, jeder geführt von zwei jungen Bürgern in feierlicher schwarzer Kleidung. Auf die drei Brüder folgten drei Knaben in schneeweißen Gewändern, die drei jungen Linden tragend. Den Zug endlich schloß eine Schaar fürstlicher Reiter.

Während in der gedrängten Menge des Volkes eine tiefe Stille herrschte, nur unterbrochen von dem Geläute der Glocken, von den feierlichen langgehaltenen Choraltönen der singenden Eberknaben, und von dem Summen Flügelner, welche leise in den Gesang derselben einstimmten, bewegte sich der Zug langsam durch die Georgen- und Heiliggeiststraße nach dem bestimmten Kirchhof.

Auf den Gesichtern der Brüder zeigte sich ein verschiedener Ausdruck, je nach der Stimmung, die jeden Einzelnen befeelte. Michael blickte ruhig und fromm vor sich hin, er schien im Innern zu beten, im Uebrigen aber weder zu hoffen

nach zu fürchten, sondern die Entscheidung Gottes ohne Ungeduld zu erwarten. Mehr Aufregung zeigte sich in Gottbolds Wesen, sein Auge richtete sich oft wie in Begeisterung zum Himmel empor, in seinem ganzen Wesen sprach sich eine gläubige Zuversicht aus, es schien ihn zu freuen, dazu auszuersuchen zu sein, daß Gottes Weisheit und Gerechtigkeit an ihm geoffenbaret werde. Am unruhigsten war Bruno; auf seinem Gesicht spiegelte sich eine gewisse Leidenschaftlichkeit, oftmals wendete er den Kopf rückwärts, als ob er Jemand suche, und von Zeit zu Zeit stand er unwillkürlich einen Augenblick still, daß es fast schien, als wenn er ihn geruete, den Gang zum Kirchhofe zu thun. Die beiden jungen Bürger, welche neben ihm gingen, wußten indes gar wohl, was die Unruhe Brunos zu bedeuten habe. Als nämlich der Zug an Koppolds Hause vorüber gekommen war, hatten sie am Fenster desselben die Gestalt eines tief in schwarze Schleier gehüllten Frauenzimmers bemerkt, bei deren Anblick Bruno schwer aufseufzte und eine Bewegung machte, als wenn er den Zug verlassen und in das Haus hinausstürzen wollte. Die wackern Begleiter Brunos gaben sich deshalb alle Mühe, ihn zu beruhigen, indem sie ihn auf die wichtige Handlung aufmerksam machten, die er vorzunehmen im Begriff sei. Ihre frommen Ermahnungen blieben auch nicht ohne Erfolg, und als der Zug auf dem Kirchhofe anlangte, hatte sich Bruno vollkommen gefaßt und alle seine Gedanken dem heiligen Werke, das ihm bevor stand, zugewendet.

Durch einen freundlichen Zufall brach die Sonne, die bis dahin durch Wolken verdeckt war, in dem Augenblicke

hervor, als die Vordersten des Zuges durch die Pforte des Kirchhofes schritten, so daß der edle Kanzler Dyßelmeier voll Ueberraschung und frommer Begeisterung in die Worte ausbrach: „Sehet da, Gott ist nahe!“ worauf er, nachdem der ganze Zug angelangt war, gebot, unverzüglich zur Pflanzung der Bäume zu schreiten.

Jetzt faltete die ganze Versammlung die Hände und betete ein stilles Unser-Vater, sodann hielten die frommen Geistlichen ein kurzes inbrünstiges Gebet, daß Gott die Unschuld beschirmen, die Schuld aber zu Tage fördern wolle, worauf die drei Brüder sogleich begannen, ein Jeder seine Linde zu pflanzen, wobei die Chorknaben wiederum einen seltsamen Choral sangen. Als die Brüder mit ihrer Arbeit fertig waren, knieten sie nieder, ein Jeder an seinem Baume, und beteten leise und mit heißen Zähren, und besapfen ihre Bäumchen in die gnädige Obhut des Allbarmherzigen. Darauf erhoben sie sich mit freudigem Muthe und traten in den Zug ein, der sich jetzt in der früheren Ordnung wieder auf den Rückweg begab.

Alltäglich seit dem Tage der Pflanzung gingen die Brüder des Morgens und Abends auf den Heiligengeist-Kirchhof, um daselbst knieend an ihrem Bäumchen ihr Gebet zu verrichten. Doch nicht bloß die Brüder, sondern auch deren Verwandte und Freunde und unzählige Andere wallten fleißig zu den Linden, um zu sehen ob sie verdorreten oder grüneten, und das Urtheil des Allmächtigen daran zu erkennen. Schon nach wenigen Wochen gab sich die Stimme Gottes kund, denn die zum Himmel gerichteten Wurzeln aller drei Linden fingen an, Knospen zu treiben und Blättchen zu entfalten, und in

allen dreien zeigte sich ein neues kräftiges Leben und ein geistliches Wachsthum. So war denn durch göttliches Zeugniß die Unschuld der treuen Brüder erwiesen, und unaufhörlich kamen Bekannte und Unbekannte zu ihnen, sie zu beglückwünschen und sie zu preisen, daß Gottes Gerechtigkeit sich so glänzend an ihnen offenbaret habe.

Am St. Jakobustage drängte sich wiederum schon in der Frühe eine zahllose Menge in den Straßen Berlins, aber nicht still und dumpf, gezügelt durch eine bange Erwartung, sondern in lauter, jauchzender Freude und in hellem Jubel. Wieder um die zehnte Stunde huben die Glocken an zu läuten, und der Zug, diesmal zur feierlichen Beschneidung der Bäume bestimmt, setzte sich in der Ordnung, wie das vorige Mal, in Bewegung, nur daß jetzt der fromme Kurfürst selbst zugegen war. Als Johann Georg, mit der Prozession auf dem Kirchhofe angelangt, die Linden in Augenschein nahm und sah, wie sie so kräftig und ihre Wurzeln wunderbar in schönbelaubte Zweiglein verwandelt waren, rief er, die Hände faltend: „Gott hat gerichtet! Sein heiliger Wille geschehe!“ Und zu den Brüdern gewendet, sagte er hinzu: „Ihr seid frei und ledig aller Schuld, gehet hin in Frieden! Wie Ihr treu habet gehalten zu einander, also hat sich der Herr auch wiederum Euch treu erwiesen. Gelobet sei Gott!“

Nach diesen Worten erhob sich ein unbeschreiblicher Jubel unter dem Volke, Alle priesen den frommen Kurfürsten und die treuen Brüder, diese aber sanken auf die Knieen und dankten Gott für das Wunder, so er an ihnen gethan.

Dieselbe Verwandte, welche den früheren Brief Brunos der schönen Laura überbracht hatte, trug auch heute wieder

ein Schreiben zu derselben, in welchem Bruno seine Belieben seine gänzliche Freisprechung anzeigte und in wohlgesetzten zierlichen Worten um ihr Herz und ihre Hand warb. Lauras Antwort versetzte den wahren Bruno in einen Zustand wahrer Seligkeit. Die schöne Jungfrau schrieb ihm, daß sie ihn liebe und ihn ewig lieben werde, und daß sie sein Ehegemahl werden und ihm treu sein wolle bis zum Tode; doch verlangte sie, wie es einer guten Tochter gezieme, daß die Hochzeit hinausgeschoben würde, bis das Trauerjahr um den Tod ihres Vaters vorüber sei.

Am folgenden Tage ward Bruno nebst seinen Brüdern zu dem Kurfürsten beschieden, der sie gnädig und huldvoll aufnahm und viel mit ihnen sprach. Im Laufe der Unterhaltung fragte er Bruno, ob derselbe über den wahren Mörder Klapposis keine Vermuthung habe? Da antwortete jener: „Gnädigster Herr, es sei ferne von mir, Jemand anzuklagen, oder einer so schweren That zu beschuldigen, wer es auch sein mag; so es mir aber mein durchlauchtigster Herr befiehlt, daß ich mein heimliches Vermuthen frank und dreiß heraus sage, so will ich bekennen, daß öfters der Verdacht in mir aufgestiegen ist, als habe sich der Meister, wie er wirklich einmal gedrohet, selbst erdolcht, um aus bitterem Haß mich als den Mörder anklagen zu können.“

„Ich glaub's!“ sagte Johann Georg mit leisem Schauder und brach die Unterhaltung ab. Im Volk aber hatte sich dieselbe Meinung längst verbreitet, und es ist auch wahrscheinlich, daß sie die richtige gewesen sei, obgleich nie etwas Gewisses über jene gräßliche That ermittelt worden ist. Nachdem das Trauerjahr abgelaufen war, feierten Bruno

und Laura ihre feierliche Verlobung und wählten dann zu der Linde, unter deren nun schon reich besaubten Zweigen sie die gegenseitigen Schwüre der Liebe und Treue wiederholten. Bald darauf fand ihre Vermählung statt; der Feier derselben wohnte der Kurfürst selber bei, der nicht nur die schöne Laura reich ausschattete und Bruno zu seinem ersten Kapellmeister ernannte, sondern auch ihn und seine beiden andern Brüder in den Adelsstand erhob und ihnen den Namen der Herren von der Linden beilegte.

Die drei Linden gediehen im Laufe der Jahre so kräftig, daß ihre Zweige, welche nach und nach den ganzen Kirchhof überschatteten, im Jahre 1623 gestügt werden mußten; gegen Ende desselben Jahrhunderts aber erlagen die denkwürdigen Bäume dem Zerstörungstrieb der Zeit. Länger hat sich das Familien-Wappen mit den Namen der Herren von der Linden in der Heiligengeist-Kirche erhalten, woselbst es noch vor wenigen Jahren zu sehen war.

Die Schweden vor Thorn.

(Eine wahre Begebenheit.)

Zur Zeit des 30jährigen Krieges, da noch der Schweden wildes Volk in Deutschland haufte, lebte zu Thorn ein Mann, der einen so musterhaften Fleiß übte, daß er nicht nur bei Tage, sondern auch des Nachts in seinem Geschäfte thätig war, bei welchem er überdies Beschwerden und Gefahren von mancherlei Art zu bestehen hatte. Trotz dieses Muths und dieser regen, emsigen Thätigkeit aber hatte jener Mann doch weder die Liebe seiner Mitbürger, noch die Achtung der Stadtobrigkeit gewinnen können, vielmehr ward er von Allen mit bitterem Haß verfolgt, und das, wies scheint, einzig darum, weil er keiner Zunft angehörte. Nun wäre ihm damit schon Recht geschehen, wenn er aus Eigensinn, oder Dünkel, oder tödlicher Neugier sich von der Innung ausgeschlossen hätte; allein das war keinesweges der Fall. Der Mann konnte sich keiner Zunft anschließen, aus dem sehr triftigen Grunde, weil sein Gewerbe zu jener Zeit nicht zünftig war, denn, mit einem Worte, der Mann war ein — Dieb.

Das Sprichwort sagt: „dumme Diebe werden nur gehangen!“ Wenn das wahr ist, so muß unser ehrlicher Dieb

zu Thorn keiner der klügsten gewesen sein, denn nachdem er sein stilles Handwerk Jahr und Tag getrieben hatte, ereignete es sich, daß ein Mann, der lieber nahm als gab, und lieber gab, als sich etwas nehmen ließ, den fleißigen Dieb auf der That ertappte, woher es denn geschah, daß der arme Freiläufer, der nicht reich genug war, sich frei zu laufen, wenige Stunden darauf so fest in Eisen saß, als zusammengeschweißtes Eisen nur immer halten will. Ein Verhör wäre eigentlich gar nicht nothwendig gewesen, da Jedermann in Thorn es wußte, daß der Dieb — ein Dieb sei; allein weil es einmal Rechtsens ist, so geschah es doch, zumal da nicht zu befürchten stand, daß durch das Verhör irgend ein ehrsammer Bürger oder gar ein wohlthätiger Rathsherr geschädigt werden würde, denn der Dieb hatte seine Geschäfte stets in eigener Person und für alleinige Rechnung besorgt.

In dem Verhör bewies sich der Deliquent nicht nur als ein kluger, sondern auch als ein rechtschaffener Dieb, denn er leugnete Alles, was ihm zur Last gelegt wurde, und gestand Alles ein, dessen man ihn überführte. Dafür fiel aber auch der Spruch so aus, daß er sich durchaus nicht beklagen konnte; — denn er ward mit Stimmeneinhelligkeit zum Galgen verurtheilt.

Ein verständiger Mensch blickt dem Tode mutbig in das Auge, weil er weiß, daß der Mensch zum Sterben geboren ist; und unser Deliquent, welcher wußte, daß ein Dieb geboren ist, um am Galgen zu sterben, fand den Urtheilsspruch sehr gerecht und machte durchaus keine Versuche sich der Vollstreckung desselben zu entziehen, zumal da er so fest angeschmiedet war, daß er nichts weiter frei bewegen konnte, als

die Zunge und die Augenlieder. Während aber der Dieb, das Gewissen ausgenommen, ganz mit sich im Reinen war, und von Zeit zu Zeit schon einen Borgenuß des Gefühls hatte, welches einen empfindsamen Hals in dem Augenblick beschleicht, wo die bewußte Schlinge sich zuzieht, schwebten die Herren vom Rath in großer Ungewißheit darüber, wann sie der Justiz ihren Lauf lassen und der ehrsamen Stadt das großartige Schauspiel der Exekution geben sollten. Sie nahmen hierbei nicht etwa auf den besonderen Wunsch des Diebes Rücksicht, denn dem war jeder Tag gleich, und je später, desto lieber; sondern sie hatten einen andern, höchst wichtigen Umstand dabei zu erwägen, nämlich folgenden:

Die Schweden, die zu jener Zeit viel schlimmer gewesen sein müssen, als jezt, hatten die lästige Gewohnheit, daß sie sich zuweilen in einer Stadt zu Gast luden, ohne Bürgerschaft und Rath zu fragen, und sich so unvermuthet einfinden, als ob sie plötzlich vom Himmel gefallen oder aus der Hölle heraufgetroffen wären. Man konnte sich indeß nicht beklagen, daß sie, wenn sie einmal da waren, sich sonderlich lange aufgehalten hätten; in der Regel rüdten sie nach wenigen Tagen wieder von dannen, und zwar gingen sie genau dann, wenn sie in dem weiten Bezirke ihrer Arme weder etwas Eßbares noch etwas Raubbares mehr fanden. Im Ganzen war das Treiben der Schweden ein wenig süßhaft, und um zur Sünde keine Veranlassung zu geben, pflegten die Bürger, sobald sie die Nähe der Schweden spürten, ihre Thore zu verrammeln und ihre Wälle mit Böllern und anderem Geräth zu schmücken. — Nun hatte es sich gefügt, daß der wohlbede Rath zu Thorn, eben als der mehr besagte

Dieb gefangen werden sollte, die Kunde erhielt, daß der Schwedische General Wrangel mit einem Corps seiner betriebfamen Landsleute einen solchen Marsch nähme, daß man schwören konnte, er wolle der guten Stadt Thorn einen Besuch abstatten. Da aber die Bürgerschaft gewillt war, den Gästen einige Empfangsfeierlichkeiten zu bereiten und besonders ihnen einige 12pfündige Kanonenkugeln als freundliche Abgesandte entgegen zu schicken, so mußten sie nothgedrungen, um die Zeit nicht zu verlieren, die Beförderung des Diebes aufschieben. Das hatte indessen aber auch wieder sein Mißliches, denn da der Dieb doch immer ein Mensch war, konnte er, wenn es das Unglück wollte, eines natürlichen Todes sterben und die ehrsame Bürgerschaft noch im Verschneiden befehlen, nämlich um das Schauspiel der Execution.

In dieser großen Bedrängniß kam der Bürgermeister, der der Erste in der Stadt und daher natürlich auch der Klügste war, auf den Einfall, Kundschafter auszusenden, die erspähen sollten, ob die Schweden kämen und wann. Da die Herren vom Rath diesem Vorschlag ihren Beifall gollten, so wählte man sofort zwei Kundschafter, einen Schneider und einen Leineweber, die zwar, wie man meinte, nicht die Schlächesten wären, an denen aber am wenigsten verloren war, falls sie von den Schweden gefangen und gehangen würden. Diese beiden Splone gingen, sobald sie mit dem hochweisen Rath betreffs des Lohnes einig geworden waren, guten Muths aus der Stadt, legten sich eine halbe Meile von derselben in einen tiefen und sehr trockenen Graben, verzehrten einen Theil ihres Proviantes und fingen an, sich

von den Gefahren, denen sie entgegen gingen, zu unterhalten. Da kein Mensch sie belauscht hat, so weiß man natürlich auch nicht, was sie gesprochen haben, so viel aber hat sich nach 100 Jahren aus einem aufgefundenen Tagebuch des Leinwebers ergeben, daß die Beiden, nach gegenseitigem Uebereinkommen, sich runde 24 Stunden in dem obenbesagten Graben aufgehalten haben und sodann frisch und gesund in die gute Stadt Thorn zurückgekehrt sind, woselbst sie, nachdem sie ausführlich die überstandenen Beschwerden und Gefahren geschildert, ihren Bericht dahin abstatteten, daß der General Wrangel mit seinem Corps die gute Stadt nicht belagern, sondern seinen Marsch durch die umliegenden Dörfer richten werde, weil er es für sich und seine Mannschaften zuträglich hielt, — die Landluft zu genießen.

Diese Nachricht war zu angenehm, als daß sie nicht bei Bürgerschaft und Rath Glauben hätte finden sollen: Erstens war die Stadt nun sicher, den Herren Schweden keine Hets geben zu brauchen; zweitens und hauptsächlich konnte nun die Exekution des Diebes ohne Weiteres vor sich gehen. Nach diesem feierlichen Schauspiel war aber die Echnsucht der Einwohnerschaft durch die Verzögerung so gewachsen, daß der wohl- edle Rath es für gerathen hielt, die Sache gleich folgenden Tages vor sich gehen zu lassen, wovon denn **Bürgerschaft** und Dieb unverzüglich in Kenntniß gesetzt wurden.

Am andern Morgen, eine Stunde nach Tages- **Anbruch**, fing das Armeeüber- **Glöckchen** zu Thorn an zu **klagen** und rief mit seinem kläglichen Schall sämtliche Einwohner der guten Stadt Thorn auf die Straße hinaus, wo der Dieb bereits auf seinem Wege „zum Ende aller Leiden“

begriffen war. Der gute Mann schlen ein wenig übler Lanne zu sein und schenkte den Worten des Geistlichen, der an seiner Seite einberging, wenig Aufmerksamkeit, dagegen betrachtete er den Büttel, der den Strick, mit welchem des Diebes Hände gebunden waren, an einem Ende festhielt, öfters mit Theilnahme, und wechselte besonders bedeutungsvolle Blicke mit dem Raschrichter und seinen Gefellen. Zuweilen sah er sich auch wohl um, und überschaute das glänzende Gefolge, welches hinter ihm herzog. Da kam zunächst der wohlbede Rath, den Bürgermeister an der Spitze, der so grledgrämig ausah, als obs mit ihm selber zu Ende gehen sollte; dann folgten die lödlichen Innungen, ebenan die Starkalbedrigen Megger, und zuletzt die sanften Leineweber und Schneider, alle mit Junstwappen; vor dem Zuge aber schritten die Stadtpeiffer und Pauter, die bliesen und pauten geistliche Kleder, um dem armen Sünder wo möglich noch die Gottesfurcht und Tugend einzubringen. — Noch großartiger aber, als der Zug selbst, war auch nicht so stattlich, war das Gefolge derer, die nicht nach ihre Bürgerpflicht gezwungen, sondern blos dem Drange ihres Herzens folgten, dem armen Sünder die Ehre erwiesen, ihn auf seinem letzten Wege zu begleiten. Die Wahrheit zu sagen, fehlte Niemand von Alt und Jung, Hoch und Niedrig; da aber die meisten Männer im Zuge selbst waren, so bestand die Schaar der Freiwilligen hauptsächlich aus Weibern und dem Freicorps der Gassenbuben. Mit alleiniger Ausnahme des Diebes waren Alle der Meinung, daß heute ein herrlicher Tag sei; Jeder süßte sich so recht in seinem Element, die Männer stolzirtten, die Weiber häßelten und weinten und die

Buben jubelten. Nur dem Bürgermeister war anfangs nicht ganz gut zu Muth, doch faßte er sich mit der Zeit und gab der Hoffnung Raum, daß es seiner Seele nicht sonderlich schaden würde, wenn er die Seele des armen Sünders zur Hölle beförderte.

Nach ungefähr einer Stunde langte der Zug bei dem Galgen an, um welchen die Innungen einen Kreis schlossen, innerhalb dessen der Spigbube nebst löblicher Stadtbürgerleit sich befand, während außerhalb des Kreises die Weiber und die Jugend herumschwärmten. Obwohl der Dieb sehr gut wußte, wie er daran sei, so wurde ihm doch noch einmal das Urtheil vorgelesen, sodann der Stab über ihn gebrochen, und hierauf ihm angedeutet, daß er, wenn es ihm gefällig wäre, die Leiter hinaufsteigen möchte.

Der arme Gauner sah sich rings um, als wollte er erspähen, ob nicht irgendwo noch Rettung für ihn zu hoffen sei, da er aber nur Gesichter sah, in welchen sich die sehnfüchtige Erwartung aussprach, ihn am Galgen zu erblicken, so schüttelte er den Kopf, holte tief Athem und stieg getrost die Leiter hinan, gefolgt von dem Henker, der die verhängnisvolle Schlinge in den Händen trug. Ob der Dieb kurzathmig war und ihm das Klettern auf der Leiter sauer wurde, oder ob er überhaupt keine Eile zu haben glaubte, das weiß ich nicht, so viel aber ist gewiß, daß er die Leiter so langsam hinaufstieg, als ob er Willens wäre, die letzte Sprosse an demselben Tage nicht mehr zu erreichen. Der Henker war jedoch ein fleißiger Mann, der es liebte, das, was er vorhatte, rasch zu vollbringen, daher sagte er zu dem Diebe, indem er denselben sanft in die Weichen stieß: „Nur

zu, Bursch, das Zögern ist nutzlos, dich kann Niemand mehr retten!"

Da wandte sich der Dieb rasch um und rief dem Fenster mit zornigen Blicken entgegen: „Hi, das dich, du gottloser Gauch, so Gott mich retten wollte, so vermöchte er es wohl, und ob du auch zehn Schlingen in deinen Häufen trügest, du Bürgengel!"

Der Fenster brach in ein rohes Gelächter aus: „So ho,“ rief er, „das möcht ich sehen, du arger Schelm! Ich ver-
meine vielmehr, daß dich auch aus dieser einen Schlinge nicht Beelzebub nebst allen seinen Schaaren retten kann.“

„Ich hoffe auch nicht auf Beelzebub,“ sagte der Dieb, indem er die Hände faltete, und stieg, im Innern ein Vater-Unser betend, die Leiter vollends hinauf. Oben angelangt, blickte er noch einmal auf das bunte Menschengewühl unter sich, dann richtete er seine Augen in die Ferne und schaute sich rings um, als wollte er zum letzten Mal den Anblick der lieben Gottes-Natur genießen. — da fuhr er plötzlich, wie vor Schreck zusammen, und rief nach wenigen Augenblicken so laut er konnte: „Gott sei der Stadt gnädig, die Schweden sind vor dem Thoren!“

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens folgte auf diesen Ausruf, Weiber und Kinder liefen heulend durch einander, die Männer flohen aus dem Kreise, der Bürgermeister aber stand da, als ob er seinen ehrwürdigen Kopf zu Hause gelassen hätte. Bald aber ermanneten sich Einige, stiegen die Leiter zum Galgen hinauf, und da sie auf dieser hohen Umschau sich überzeugten, daß die Schweden wirklich im Anzuge nach der Stadt begriffen seien, so sprangen sie rasch hinab,
Sagen.

und Einer von ihnen forderte mit lauter Stimme die Bürger zur Abwehr der ungebetenen Gäste auf. „Noch ist das Schwedenvolk,“ rief er, „eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und wenn wir eilen, so können wir ihnen noch die Thore vor der Nase schließen und mit unsern Böllern ihnen den Willkomm entgegen rufen!“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und nun sang ein Rennen und Laufen, ein Drängen, Stolpern und Stürzen an, daß es schier aussah, als ob der böse Feind in die guten Thorner gefahren sei und sie im Wahnsinn vor sich herpeitschte. Aber der wahre Entschluß fand seine Belohnung in dem glücklichen Erfolge. Das Volk erreichte, bis auf den letzten Bub, die Stadt vor dem Eintreffen der Schweden; die Thore wurden verschlossen und verrammelt, die Männer sammelten sich auf den Wällen, und sobald die Schweden nahe genug waren, fingen die Böllern an zu krachen und die Musketen zu prasseln, daß es eine Lust war. Das hatten die Schweden nicht gedacht, daß sie schon vor den Thoren mit einem Gericht blauer Bohnen bewirthet werden würden, und da sie die Kost so schlecht fanden, daß Manche daran erstickten, so hielten sie es für gerathen, umzukehren und die guten Thorner mit ihrem Besuche zu verschonen.

So hat ein Dieb Thörn gerettet; den Dieb selbst aber, welcher begnadigt wurde, rettete Gott, auf den er vertraute, da der Tod schon neben ihm stand, denn Gott verläßt Niemanden, der auf ihn bauet.

III.

Die Eselswiese bei Quersfurt.

Einer der mächtigsten und reichsten Vasallen Kaiser Friedrich II. war Graf Bruno von Quersfurt, der, auf seiner stolzen Burg hausend, nicht nur über unzählige Ritter, Knappen und Knechte gebot, sondern auch in weitem Umfange Feld und Wald sein eigen nannte und überdies einen großen Schatz an edlen Metallen und kostbaren Steinen besaß. So reich aber Graf Bruno war an irdischer Habe und so stattlich von Aussehen, eben so fromm und gut war er auch, so daß alle seine Ritter und Knechte ihm mit treuer, aufrichtiger Liebe zugethan waren, und selbst die Bürger der nahen Stadt Quersfurt, ganz entgegenge setzt dem sonst gewöhnlich schlechten Einvernehmen zwischen Bürgern und Ritters, den Grafen Bruno liebten und verehrten. Ganz anders aber verhielt es sich mit seiner Gemahlin, der Gräfin Ludgarde, Tochter des Ritters von Hainzburg, welche durch ihr stolzes, hochmüthiges und herzloses Wesen sich eben so viel Feinde machte, als Graf Bruno Freunde besaß. Wohl wunderten sich Viele, daß bei solcher Verschiedenheit des Wesens und der Gesinnungen, der Graf und die Gräfin dennoch in der glücklichsten Ehe mit einander lebten und namentlich der Letztere seiner Gemahlin die Gefühle der innigsten Zärtlichkeit und Liebe welchete; allein der Grund hiervon

war, daß nicht nur das Aeußere der Gräfin eine wahrhaft zaubernde Schönheit zeigte, sondern daß Frau Ludgarde auch die Kunst verstand, ihre wahren Gefinnungen vor ihrem edlen Gemable zu verbergen, indem sie sich in seiner Gegenwart stets eben so leutselig und frommgesinnt zeigte, als er selber war. Dazu kam noch, daß die Ehe des gräflichen Paares kinderlos war, weshalb der Graf seine Gemahlin mit um so größerer Zartheit und Schonung behandelte, damit sie nicht glauben sollte, er wolle sie das entgelten lassen, was sie doch nicht verschuldet hatte, sondern was ein Verhängniß Gottes war. — Doch wie oft auch die Strafe böser Gefinnungen und schlechter Thaten erst jenseits den Sünder ereilt, so kommt es doch auch oftmals vor, daß schon hienieden die Sünde ihren Lohn empfängt. Auch Gräfin Ludgarde, so sicher sie durch ihre Heuchelei zu sein glaubte, ward unerwartet und schwer von der Strafe für ihren süßlosen Hochmuth heimgesucht.

In einem freundlichen Sommerabend ging die Gräfin in Begleitung einer Kammerfrau, welche das Wohlwollen ihrer Bedienerin dadurch erlangt hatte, daß sie durch Kriecherei ihrem Stolz und ihren Launen fröhnte, auf den grünen Matten am Ufer der Querne spazieren. Die vom Felde heimkehrenden Landleute grüßten alle demuthsvoll und ehrerbietig ihre Herrin, allein die stolze Frau würdigte sie keines Blicks, lobnte durch kein leises Kopfnicken, durch keinen noch so flüchtigen Dank den autgemeinten Gruß ihrer Unterthanen. Endlich kam auch eine Weilerin des Weges, ein armes, bleiches, in Lumpen gehülltes Weib, aus deren Zügen die bitterste Noth, der qualvollste Hunger sprach; was aber den Jammer

dieses Anblicks noch erhöhte, waren zwei neugeborene Kinderlein, welche die Frau in ihren Armen trug, und welche in dem heißen Schmerzgefühl des Hungers bald laut aufschrien, bald leise und kläglich wimmerten. Die Bettlerin kam gerade auf die Gräfin losgeschritten, und als sie derselben nahe genug war, stürzte sie ihr zu Füßen, hob ihr halberloschenes Auge und ihr abgezehrttes Antlitz zu ihr empor und flehete sie mit den dringendsten und heißesten Bitten um Hülfe und Erbarmen an. Hüßlos aber wich die Gräfin zurück, indem in ihrem Gesichte nebst der stolzen Entrüstung auch noch die Verwunderung sich abspielte, daß ein so niederes Weib es wagen könne, die Stimme zu ihr zu erheben. Die Unglückliche ließ sich jedoch durch die Hüßlosigkeit der Gräfin nicht zurückschrecken; ein Blick auf die schreienden Kinderlein erfüllte sie mit der Angst und dem Muth der Verzweiflung, sie ergriff das Kleid der Gräfin am Saume und schrie in verzweifelnden Tönen: „Um Jesu willen, hohe Frau, ein Stücklein Brod, ein Tröpfchen Milch, auf daß mir die unschuldigen Wurmlein nicht verschmachten!“

Die Gräfin aber erwiderte zornig: „Lasset mich los, Ihr schmutzige Bettler! Es sehet Euch schlecht an, Euch auf die Zeugen Eurer Schande zu berufen; denn so Ihr nicht unkeusch hãret und in Unzucht lebet, würdet Ihr nicht mit zweien Kindern zugleich gestraft worden sein!“

Raum hatte die Gräfin diese Worte geendigt, als die Bettlerin mit wilder Geberde aufsprang, die Gräfin mit Blicken ansah, in denen der Wahnsinn glühte, und ihr, in ein kreischendes Gelächter ausbrechend, die Worte entgegen schrie: „Weinst Du, hohes Weib, daß ich unkeusch wäre,

weil ich zweien Kindlein zugleich geboren habe, so möge Dein Schooß verflucht sein und die Unkeuschheit Deines tückischen Herzens an das Licht bringen! Wisse, ehe zwölf Monate vergehen, wirst Du zwölf Kindlein auf einmal geboren haben, daran Dein Obegemahl Deine Treue erkennen, und für solch züchtig Leben mit traurer Liebe und süßem Kosen Dir lohnen wird!" Nach diesen Worten brach die Bettlerin von neuem in ein Hohngelächter aus und entsprang eilig in ein nasses Gebüsch.

Die Gräfin stand da, bleich und regungslos mit bebenden Gliedern, theils weil der fürchterliche Blutz sie schwer getroffen, theils weil die unglaubliche Redheit der Bettlerin sie so überrascht hatte, daß sie ihre Geistesgegenwart ganz darüber verlor; allgemach aber erholte sie sich und nun bemächtigte sich ihrer ein so wilder Zorn, daß sie, da die Bettlerin verschwunden und ihrer augenblicklichen Rache dadurch entzogen war, mit beiden Fäusten auf ihre Kammerfrau schlug, um nur dem rasenden Grimm, der in ihrem Innern tobt, Lust zu machen. Sobald sie aber in ihrer Burg wieder angelangt war, bot sie die Knechte auf, daß dieselben mit Hackeln Feld und Wald durchlaufen, und die Bettlerin, so sie dieselbe fänden, tödten sollten. Nur ungern gehorchten die Knechte dem Auftrage ihrer Gebieterin, deren perfiden Hochmuth sie kannten, und freuten sich, als sie nach langem Ueberstöbern unverrichteter Sache auf die Burg zurückkehren mußten, weil nirgend mehr eine Spur von der Bettlerin und ihren Kindlein zu entdecken gewesen war. Dies erzählte den Groß der Gräfin dermaßen, daß sie kaum mehr im Stande war, denselben vor ihrem edlen Gemahle, dem Gra-

sen Bruno, zu verbergen; bald aber verwandelte sich ihr Innerlich in unsägliche Verzweiflung, denn ein Mond war kaum vergangen, so fühlte Gräfin Ludgarde, daß sie gesegneten Leibes sei.

In demselben Maße, wie diese Entdeckung die Gräfin mit Angst und Kummer erfüllte, ward Graf Bruno durch dieselbe zur höchsten Freude erweckt. Hatte er doch nun, wonach er so lange und so brünstig sich gesehnt, einen Erben seines Namens und seiner Reichthümer zu erwarten, und überdies fand er in dem Zustande seiner Gemahlin eine befriedigende Erklärung für das heftige und leidenschaftliche Wesen, welches er in letzter Zeit an ihr wahrgenommen hatte. Er ließ es deshalb weder an Zärtlichkeit, noch an treuester Sorgfalt fehlen, vielmehr bemühte er sich sonder Unterlaß, ihren Erbsinn und ihre Schwermuth zu zerstreuen, indem er jeden ihrer Wünsche zu errathen und zu erfüllen sich bestrebte und außerdem sie halten ließ, als ob sie eine Kaiserin, und von ihr der Erbe eines mächtigen Weltreichs zu erwarten wäre. Aber nicht bloß mit irdischer Pflege begnügte sich der fromme Graf, sondern ersuchte auch, wie sich ziemt, in ununterbrochenem Gebete den göttlichen Schutz und Beistand für seine Gemahlin und ihre Lebensfrucht.

Dann mit dem heiligen Osterfeste auch die Zeit heranrückte, wo Gräfin Ludgarde eines Kindleins genesen sollte, da ritt Graf Bruno nach dem nahen Kloster Gosset, um daselbst eine Messe für seine Gemahlin lesen zu lassen und den Schutz der allerheiligsten Jungfrau für sie anzurufen. Lange aber litt es den frommen Grafen nicht zu Gosset, denn er sehnte sich gar sehr zurück auf seine Burg, wo seine traute

Gemahlin mit jedem Augenblicke der Geburt eines holden Kindleins entgegen sah. Sobald er daher sein frommes Gewerbe ausgerichtet hatte, befahl er einem der Klostersknechte, ihm sein Ross wieder vorzuführen. Der Knecht gehorchte dem Befehle des Grafen, hatte aber das Unglück, daß das Pferd als er es über die Stallschwelle leitete, stolperte und einen Fuß brach. Graf Bruno ward ob dieses Mißgeschickes, welches er der Ungeschicklichkeit des Knechtes zuschrieb, so zornig, als man ihn noch nie gesehen hatte, denn es kränkte ihn tief, daß er nun noch länger in der schweren Stunde von seinem holden geliebten Weibe fern bleiben sollte. Dem Guardian des Klosters gelang es endlich, den Zorn des Grafen zu beschwichtigen, indem er ihm den Vorschlag machte, eine der Eselinnen, welche im Kloster gehalten würden, zu besteigen, was doch immer förderlicher wäre, als den Weg zu Fuß zurückzulegen. Diese Rücksicht war es denn auch, welche den Grafen bestimmte, sich des Langohrs zu bedienen, welches freilich schlecht geeignet war, einen so vornehmen Herrn zu tragen.

Man kann sich denken, daß der saumselige Trab des Esels der Ungeduld des Grafen wenig entsprach, und dieser hörte nicht auf, mit Sporen und Gerte seinen Wunsch nach größrer Eile zu erkennen zu geben. Das arme Thier war jedoch nicht im Stande, seine Natur zu verleugnen, und dem ungeduldigen Grafen ward die Strecke vom Kloster bis zur Burg tausend Meilen lang. Endlich, die Nacht war schon herein gebrochen, langte der Graf auf der grünen Wiese am Ufer der Querne unweit der Stadt Quersfurt an, und glaubte nun schon in wenigen Minuten am Ziel seiner Wünsche zu

sein, da stand die Eselin, wie durch einen Zauber gelähmt, plötzlich still, bäumte sich, schlug aus und war auf keine Weise zu bewegen, auch nur einen Schritt vorwärts zu gehen. Diese Stätigkeit beschwichtigte den Zorn, in welchen der Graf gerathen war, denn er war der Meinung, das Thier müsse durch übernatürliche Einwirkung so plötzlich scheu geworden sein. Und dem war wirklich so; denn als der Graf näher zuschaute, gewahrte er, daß ein ellenbreiter Ring von frischgefallenem Schnee ihn wie ein Zauberkreis umgäbe. War nun schon dieser ringsörmige Schneefall wunderbar, so mußte es noch mehr auffallen, hier Schnee zu erblicken, wo bereits seit Wochen eine milde Bitterung geherrscht hatte, so daß die grünen und farbigen Vorboten des Frühlings die Fluren bereits bedeckten. Jetzt sah der Graf denn wohl ein, daß ein böser Zauber ihn gefangen halte, und weder er noch sein Thier den Kreis überschreiten könnte; darum stieg er ab, kniete nieder und betete zur heiligen Jungfrau, daß sie den Bann von ihm löse und ihn heimlasse zu seinem geliebten Weibe, und gelobte auch, so er zur Stunde befreit würde von dem bösen Spuk, eine Kapelle da zu bauen, wo der Zauberschnee gelegen. Als bald ver schwand der weiße Ring, und der Graf, der den Esel wieder bestiegen hatte, ritt weiter, indem er ein heißes Dankgebet zum Himmel schickte. Der Graf wußte jedoch nicht, wie Außerordentliches ihm noch bevorstände, ehe er die Schwelle seiner Burg überschritte. Eine kleine Strecke war er am Ufer der Querne entlang geritten und besand sich ungefähr da, wo vor kaum einem Jahre Gräfin Ludgarde den Fluch der Wittlerin auf sich herabgerufen hatte, da ward die Esc-

lin plötzlich wieder scheu und sprang mit einem mächtigen Saße zur Seite. Dem Grafen ahnte nichts Gutes, er blickte nach der Seite hin, welcher die Eselin so erschrocken angewichen war, und gewahrte daselbst im Gesträuche am Ufer ein lauerndes Weib, welches er am Kleide, denn der Mond schien hell, als die Kammerfrau seiner Gemahlin erkannte. Voll Besorgniß, was das zu bedeuten habe, ritt der Graf rasch nach jener Stelle hin; bei seiner unerwarteten Annäherung fuhr das Weib mit einem lauten Schrei erschrocken empor, worauf Graf Bruno, noch mehr verwundert, neben ihr einen großen, mit einem Tuch verdeckten Korb erblickte.

„Was schaffst Du hier, Weib,“ fragte er bestig, „was ist mit dem Korbe, und warum verdeckst du ihn?“

„Hoher Herr!“ stotterte die Kammerfrau, „Euer große Fündin hat heut geworfen, und mir befohl Gräfin Ludgarde, unsere gnädige Gebieterin, die junge Brut zu erkaufen.“

Diese Ausflucht erschien dem Grafen sehr unwahrscheinlich, und erregte seinen Zorn um so mehr, je mehr ihn dies Treiben mit böser Ahnung erfüllte. „Du lügst, böses Weib!“ rief er, „die Gräfin kümmert sich mit nichts um meine Hunde und ihre Brut, und so sie es wirklich thäte, würde sie doch nimmer Dir ein Geschäft auftragen, welches für den niedrigsten meiner Knechte schier zu schlecht ist. Flugs decke den Korb auf, auf daß ich sehe, was er enthält!“ Mit diesen Worten griff Graf Bruno selber nach dem Tuch und wollte es von dem Korbe fortreißen. Da aber stürzte das Weib kreischend ihm zu Füßen, rang ihm die Hände entgegen und schrie: „Erbarmen, Erbarmen, hoher Herr, scho-

nei mea armes Leben, so will ich Euch Alles in lauterer Wahrheit bekennen!“

Von ängstlicher Erwartung getrieben, versprach der Graf dem Weibe, ihr Leben zu schonen, worauf das Weib mit ununterbrochenem Schluchzen und Pänderingen, folgendes gräßliche Bekenntniß ablegte:

„Ihr waret kaum zum Burghor hinausgeritten, hoher Herr, als Gräfin Ludgarde von Kindesnöthen befallen wurde und die Behmutter zu holen befaß. Unter großen Schmerzen gebat Eure hohe Gemahlin ein Söhnlein, und schon waren wir von hoher Freude erfüllt, als wir mit Schrecken von der Behmutter die Nachricht erhielten, daß der Schooß der Gräfin noch gesegnet sei.“

„Wie!“ rief Graf Bruno in freudiger Wallung, „meine traute Ludgarde ist eines Söhnleins genesen? Desß sei der Herr tausendmal gepriesen! Du loses Weib aber, wie magst Du erschrecken ob der Nachricht, daß Gott mir zugleich noch ein zweites Kindlein schenken will?“

„Ach,“ seufzte das Weib, „wenn es nur ein zweites wäre! Aber wisset, Herr Graf, dem ersten Knäblein folgten unter unsäglichen Schmerzen noch elf andere! Ja,“ setzte sie kreischend hinzu, „so hat sich der Blut der Bettlerin erfüllt, zwölf Söhne hat Gräfin Ludgarde geboren, zwölf auf einmal, was unerhört ist seit Menschendenken!“

Graf Bruno stand regungslos vor Erstaunen. „Sprich unglückseliges Weib, sagte er, was hat es für ein Bewenden mit dem Blute der Bettlerin, von dem Du erzählst?“

Jetzt berichtete die Kammerfrau den Vorfall zwischen der Gräfin und der Bettlerin, und fuhr dann fort: „da nun der

habe Kluch so in Erfüllung gegangen, fürchtete die Gräfin Guern Horn, hoher Herr, indem sie vermeinte, Ihr werdet sie für unkeusch halten, und so lange sie lebe werde Schmach und Schande sie verfolgen, dieweil sie nicht eine Frucht geboren, wie ein ehrlam Weib, sondern zwölf auf einmal, gleich einer brünstigen Hündin. Also von schwerer Angst gereinigt, wählte sie von den zwölf Knäblein dasjenige aus, so ihr am schönsten dünkte und Euch am ähnlichsten, die andern elf aber legte sie in diesen Korb, übergab sie mir und befohl, sie zu ertränken."

— Nach diesen Worten brach die Kammerfrau von neuem in jammervolles Denken aus, indem sie unablässig um ihr Leben bat. Heftig erschüttert aber öffnete der Graf den Korb, und Thränen rollten über seine männliche Wangen, als er die elf Knäblein erblickte, alle schön wie Englein und einander so ähnlich, wie ein Tröpflein Wassers dem andern. Als ob sie wüßten, was sich mit ihnen begäbe, und als ob sie den Grafen erkannten, lächelten die Kindlein zu ihm auf und streckten ihm ihre Armechen entgegen. Graf Bruno küßte sie nach der Reihe und benetzte sie mit seinen Thränen; eine unbeschreibliche Wehmuth ergriff ihn, da er seine Söhnlein betrachtete, in deren jedem er sein Ebenbild erkannt, und da er bedachte, daß die unschuldigen Kinder, so er ein wenig früher oder später gekommen wäre, bereits todt auf dem Grunde der Querne lägen. Jetzt erschien ihm auch der Zauberschnee, welcher ihn auf der Wiese aufgehalten hatte, als ein wahrhaftiges Wunder von Gottes Barmherzigkeit zur Rettung der Kindlein bestimmt.

Tief ergriffen kniete der fromme Graf und dankte Gott

für die hohe Gnade, die er ihm erwiesen, dann aber bedte er die Knäblein sorgsam zu und sprach folgendermaßen zu der Kammerfrau:

„Dein Leben, so Du jehtmal verwirkt durch deine Schandthat, sei Dir geschenkt, nicht aber bloß deshalb, weil ich es Dir versprochen, sondern dieweil Gott selbst ein Bunder gethan und meine armen Söhnlein vom schmachvollen Tode errettet hat. Leben sollst Du, auf daß Du Dein böses Herz erkennest und Buße thuest und Deine Seele versöhnest mit dem Herrn. Jetzt aber höre was ich Dir geheze. Nimm den Korb mit den Knäblein und trage sie in die Stadt zu dem Löpfermeister, der zunächst dem Thore wohnt, dem sage, daß er meiner harten solle, da ich bald käme. Dann aber lehre heim und sage der Gräfin kein Wort von dem, was geschehen, sondern so sie Dich fragt, erzähle, daß Du die Knäblein in der Querne erfauft, wie sie Dir befohlen.“

Das schuldige Weib brach in Thränen aus, und indem sie für ihr Leben dankte, versprach sie nicht nur den eben erhaltenen Befehl pünktlich auszuführen, sondern auch ihre ganze Lebenszeit in Reue und Buße zuzubringen und in unablässigem Gebet Gottes Verzeihung für ihre Missethat zu ersuchen.

Während die Kammerfrau mit den Knäblein nach der Stadt ging, ritt Graf Bruno heim nach seiner Burg, wo selbst heller Jubel und lautere Freude ihn empfingen, denn Keiner von dem Gefinde wußte um die ruchlose That der Gräfin. Frau Ludgarde selbst war ruhig, als ob sie sich keiner Unthat bewußt sei; mit holdem Lächeln grüßte sie den Grafen bei seinem Eintritt, reichte ihm dann das Knäblein

entgegen und sprach: „Schau, lieber Herr und Gemahl, so hat nun doch Gott endlich mein Gebet erhört und unsern Eide gesegnet! Siehe hier den Stammbalter derer vom Quersfurt! Schau, wie er Dir so ähnlich steht, als ob er Dir aus dem Auge geschnitten wäre.“

Graf Bruno nahm sein Söhnlein in den Arm und küßte es herzlich; seiner falschen Gemahlin sprach er ebenfalls freundlich zu, so viel es der innere Zorn ihm erlaubte, denn er hatte sich vorgenommen, ihr seine Entdeckung nicht eher merken zu lassen, als die Zeit und Stunde gekommen wäre.

Am folgenden Tage mit Sonnenaufgang ließ Graf Bruno ein Roß satteln und ritt in die Stadt hinein zu dem Schmiedemeister, dem er seine Söhnlein gesendet hatte, und der ein wahrer Bürger und ein bleibender Mann war.

„Meister,“ sagte der Graf zu ihm, „ oftmal habe ich mit Rath und That Euch beigehtanden, wie ein Freund dem andern, und habe Euch geholfen, wenn die Noth Euch drückte und bittere Sorge an Eurem Herzen nagten. Ich sage das nicht, damit zu prahlen oder mich zu brüsten, sondern weil nun die Stunde gekommen, da Ihr mit tausendfältigem Dank meine Liebe mir vergelten könnt.“ Hierauf erzählte der Graf dem Meister, was mit der Gräfin und den Kindern sich zugetragen, und fuhr dann fort: „Wollt Ihr nun, lieber Meister, mir zu Dienste sein, so ruft einige wahre Bürger hieher, die Ihr würdig haltet, daß ich meine Söhnlein ihrer Obhut anvertraue. Vertheilet dann die Knäblein unter sie und Euch und erziehet mir die Kinder, nährt und pflegt sie, ich aber will Euch reichlich lohnen und Eure Mühe vergelten mit all meinem Reichthum, so Gott mir verleiht.“

Der redliche Meister war außer sich vor Freude, dem edlen Grafen, der so oft ihm wohlgethan, nun durch einen so wichtigen Dienst vergelten zu können; er rief sogleich fünf Bürger, die er selbst, zusammen und theilte ihnen den Willen des Grafen mit, worauf alle sich sofort bereit erklärten, demselben mit allen ihren Kräften zu Dienste zu sein sonder Lohn und Entgelt, denn Graf Bruno hatte ihnen allen wohlgethan. Die Vertheilung der Anschläge geschah nun folchergestalt, daß jeder der Bürger deren eines zu sich nahm, der Töpfermeister aber die andern sechs behielt. Graf Bruno empfahl hierauf nochmals seine Kinder der väterlichen Sorgfalt der guten Bürger und ritt dann heim auf seine Burg.

Die Gräfin, welche gehofft hatte, daß ihres Gemahls Liebe zu ihr nach der Geburt eines Erben und Stammhalters noch wachsen würde, sah bald mit schmerzlichem Erstaunen, wie der Graf so ganz kalt und unempfindlich gegen ihre Liebkosungen wurde und sich oft, im Abscheu, von ihr abwendete. Dennoch ahnte sie nicht, daß er ihr Verbrechen wisse, denn die Kammerfrau hatte nichts verrathen. Auch wunderte sich Gräfin Ludgarde, als der Graf noch im Laufe desselben Sommers auf der Wiese am Ufer der Querne eine Kapelle erbauen ließ, da sie weder etwas von dem Zauberschee noch von dem Gelübde des frommen Grafen wußte. Statt aber in die Kapelle zu wallen, oder in ein anderes Gotteshaus, um ihre Missethat zu bereuen, lebte die Gräfin in früherer Weise fort, ward noch hochmüthiger denn zuvor und entschädigte sich durch Prunk und eitles Treiben für die Kälte ihres Gemahls.

Sechs Jahre schwanden in solcher Weise hin, ohne daß sich irgend etwas Erhebliches zugetragen hätte. Die Gräfin gewöhnte sich an die kalte Zurückhaltung ihres Gemahls, und obwohl es ihr zuweilen einfiel, daß dies eine von Gott ihrer Unthat wegen über sie verhängte Strafe sein möchte, so war sie doch so verstockten Sinnes, daß keine Reue in ihr Herz kam, sie vielmehr in dem Wahne sich freute, daß ihr grausamer Befehl, die Kinderchen zu ertränken, ausgeführt und die furchtbare Mordthat unentdeckt geblieben sei. Unterdeß wuchsen die Knäbchen in der Stadt gedeihlich heran und wurden munter, rüstige und schöne Knaben, denn die wackeren Bürger pfl egten ihrer wohl und ließen es ihnen an nichts mangeln; auch bewahrten sie das Geheimniß redlich, und Jedermann in der Stadt glaubte, daß die holden Knaben wirklich die Söhne derjenigen seien, von denen sie erzogen wurden.

So kam der sechste Geburtstag der Knaben heran, und nun häuflte es dem Grafen an der Zeit, das wohlverdiente Gericht über seine arge Gemahlin ergehen zu lassen. In dieser Absicht entbot er, just am Geburtstage der Kinder, eine große Versammlung vornehmer und biederer Männer auf seine Burg, darunter seine Vasallen, die edlen Ritter von Lakan, von Schömburg und von Painsburg, die Bettern der Gräfin Ludgarde, nebst vielen andern Herren, so wie nicht minder den Löpfermeister und die fünf Bürger aus Duerfurt mit den Knaben. Die Gräfin hatte kein Arg dar- aus, denn sie vermeinte, es sei die Absicht des Grafen, den Geburtstag seines einzigen Sohnes stattlich und feierlich zu begehen. — Als nun alle Gäste versammelt waren und auch

die Gräfin mit ihren Bräuen sich im Saale befand, da sprach Graf Bruno zu dem Töpfer: „Wohlan, lieber Meister, gehet und thut nach meinem Willen!“ — Da ging der Meister hinaus, Alle aber, die im Saale versammelt waren, sahen sich mit Erstaunen an, und warteten mit Bewunderung, zu sehen, was das bedeute. Und da wenige Minuten vergangen waren, kehrte der Töpfermeister in den Saal zurück, und ihm folgten die zwölf Söhne des Grafen, alle gleichmäßig gekleidet und an Wuchs und Mienen einander so ähnlich, daß man wohl sah, daß sie Brüder wären. Das allgemeine Staunen sprach sich in einem lauten Ruf der Bewunderung aus, denn Niemand wußte, wer die Knaben seien. Jetzt aber wandte sich der Graf zu seiner Gemahlin, die in schrecklicher Ahnung erbeble, blühte sie mit furchtbaren Mienen an und sprach: „Saget mir doch nun, Frau Gräfin, welcher von diesen Zwölfen ist denn unser eheleiblicher Sohn?“

Statt zu antworten, ließ die schuldberührte Frau einen geßenden Schrei aus und sank bewusstlos zu Boden. Der Graf aber sagte zu den versammelten Rittersn und anderen Männern im Saale, sie sollten mit ihm hinauskommen auf den Burghof, dort wolke er ihnen erzählen, welcher großen Missethat die Gräfin sich schuldig gemacht, und dann sollten die Ritter mit ihm unter freiem Himmel im Angesichte Gottes Gericht halten über die Verbrecherin.

Da nun alle im Burghofe versammelt waren, Ritter und Herren sammt den zwölf Knaben, schilderte Graf Bruno mit jorndbeklemmter Brust und glühenden Augen die That der Rabenmutter, worauf alle Ritter zu wüthendem Zorne ent-

brannten und mit lautem Geschrei ihrer inneren Empörung Lust machten. Am lautesten aber lobte der Grimm des Ritters von Tadau, der mit Donnerstimme dazwischen rief: „Daltet ein, ihr Alle und laßt mich sprechen! Ich will das Urtheil fällen über das schamlose Weib, über die Diebin, die ihre eignen Kindlein zerfleischt!“ — Auf diesen Ruf des Ritters von Tadau, der ein gar zorniger Herr war, schwiegen die Uebrigen und jener fuhr fort: „So ich einen tausendfältigen Tod wüßte, würde ich ihn verhängen über dies böse Weib. Ich verdamme sie zum Rost und Del-Kessel, weiß aber Einer unter Euch etwas, so herbei ich und qualvoller, der sage es, ich stimme ihm bei.“ — Nach diesen Worten erhob sich von neuem ein allgemeiner Tumult, Alle stimmten dem Ritter von Tadau bei, nur der von Painsburg, der leibliche Vetter der Gräfin Ludgarde, trat abseits und schüttelte wehmüthig das gesenkte Haupt, denn es schmerzte ihn tief, daß Eine, so den Namen Painsburg führte, also schmachvollen Todes sterben sollte. Graf Bruno aber trat mitten unter die Lobenden und winkte mit der Hand, daß sie stille wären, dann sagte er:

„Höret mich, ihr edlern Herren allesammt und zumal Ihr, edler Ritter von Tadau! Kern sei es von mir Euch zu tadeln ob des Zornes, der Eure Herzen erfaßt, da Ihr so ruhmlose That erfahren habt. Wohl ziemt es edlen Rittern und Herrn, von ganzer Seele das Laster zu hassen und das Böse zu strafen. Dennoch aber will es mich bedanken, mein wahrer Ritter von Tadau, als ob Ihr im lobenden Grimm ein allzuhartes Urtheil gefällt habet über die Diebstahlerin. Bedenket, edle Ritter und Herrn, daß das Verbrechen, so

die böse Seele der Gräfin ausgebrütet, durch Gottes all-
barmherzige Dazwischentunft verhütet worden, so daß keines
Menschen Tod zu sühnen ist. Bedenket, was der Herr gesagt,
der nicht will, daß der Sünder sterbe, sondern daß er lebe
und Buße thue. Darum will es mich bedünken, es sei besser,
Frau Ludwig leben zu lassen, auf daß sie in einem Klo-
ster büße ihres Verzeßs Härtekeit. Doch damit sie der Strafe
nicht ganz entgehe, werde ihr verkündet, daß sie zum Rost
und Ressel verurtheilt sei; wenn dann das Eisen glühet und
das Oel siedet, sei es genug an der felternden Angst, und
der Verbrecherin werde ihre Begnadigung verkündigt."

Nachdem der Graf geendigt, stimmten die Weissen mit lei-
sem Murmeln ihm bei; der von Tackau aber war anderen
Sinnes, die milde Rede des Grafen hatte seinen wilden
Stimm noch mehr angefaßt, und mit zornigen Geberden
schrie er: „Ich sage nein, nein und abermal nein! Schmach
und Gluck auf die Missethäterin, die mit eiffachen Morde
eiffachen Tod verdient hat! Bedenket nicht! Graf Bruno,
durch heuchlerische Reden mich zu erwelken. Bekennet lie-
ber frank und frei, daß Ihr noch heimliche Liebesdrunk im
Verzen traget zu dem losen Weibe, und daß Ihr sie schonen
wollt nicht aus christlicher Milde, sondern aus fleischlicher
Lust!"

Ueber solche Worte entbrannte der fromme Graf in Zorn:
„Schämet vielmehr Ihr Euch!" rief er, „denn wiisset,
daß ich meines Weibes seit jener Zeit mich stets enthalten,
bleiwel ich sie hasse ob ihrer Sünde und Ruchlosigkeit. Gehet
in Euch, Ritter von Tackau, und glaubet mir, Gott selber
richtet milder denn Ihr!"

Der von Ladau lachte wild auf: „Ihr habet gut reden,“ schrie er, „wenn dem aber wirklich so ist, daß Gott mein Urtheil verurtheilt, so gebe er ein Zeichen, daran ich seinen Willen erkenne!“

Da zog Graf Bruno sein Schwerdt aus der Scheide und stieß es mit dem Ausruf: „So möge Gott richten!“ in den Boden, und siehe, aus dem Rachen sprang ein lustiger Dampf hervor, und das Wasser rieselte hell und klar, wie ein Wort Gottes, zu den Füßen der Versammelten. Da riefen Alle wie aus einem Munde: „Gott hat gerichtet!“ Der von Ladau aber trat mit gesenktem Haupte zu dem Grafen und sagte: „Verzeihet mir, edler Graf, was ich im Zorn Partes und Unziemliches geredet. Mit der Gräfin aber geschieht, wie Ihr gesagt, denn also ist es Gottes Willkür.“

Graf Bruno reichte dem Ritter die Hand und befahl hierauf, Frau Ludgarde herbeizuführen: Sobald die Unglückselige im Burghofe angelangt war, wurden auf das Geheiß des Grafen die Marterinstrumente herbeigeholt, ein Rost, ein Paar Eisenschuhe und ein großer, mit Del bis zum Rande gefüllter Kessel. Die Knechte des Grafen schürten hierauf ein gewaltiges Feuer an, daß nach wenigen Minuten der Rost rothglühete und das Del im Kessel kochte und prasselte. Bleich, mit stieren Augen, bebend an allen Gliedern, und anzuschauen wie Eine, die Gottes Bluth getroffen, stand die Gräfin da; doch als sie nun das Geheiß des Grafen hörte, daß sie die Eisenschuhe anlegen, damit auf den glühenden Rost treten und dann in dem kochenden Del gebadet werden solle, da löste sich ihre starre Verzweif-

lung in einen einzigen Schmerzensschrei, und bewußtlos stürzte sie zu Boden.

Tief erschüttert standen alle Anwesende, und selbst in den Adern der kühnsten Ritter erstarrte das Blut bei diesem gräßlichen Anblick. Graf Bruno befahl hierauf den Sammerfrauen, daß sie die Gräfin wieder hineinbrächten in die Burg; seine Vasallen aber entließ er mit wehmüthigem Gruße, und den Bürgern lohnte er reichlich, vor Allen dem biederen Töpfermeister, für die Liebe und Sorgfalt, die sie seinen Söhnen bis dahin hatten angedeihen lassen. Die Knaben selbst blieben auf der väterlichen Burg, woselbst sie in holder Eintracht zusammen lebten und allesammt in der Folge zu wackern Rittern heranwuchsen. Ihre böse Mutter aber sahen sie nie wieder, denn die war am Tage nach dem Gericht in ein Kloster gegangen, um dort ihr ganzes Leben hindurch ihre arge Missethat mit Gebet und Kastelung zu büßen.

Das Andenken an diese wunderbare Begebenheit lebt noch heutigen Tages in jener Gegend, denn alljährlich am dritten Osterfeiertag wird auf der Eselswiese bei Quersfurt ein fröhlicher Jahrmarkt abgehalten, woselbst die Töpfer, zufolge eines alten Privilegiums, gar schmucke Reiter aus Thon gebildet, den Grafen Bruno auf einer Eselin vorstellend, feilbieten. Auch steht noch die Kapelle, welche Graf Bruno, seinem Gelübde gemäß, an der Stelle erbauen ließ, wo ihn der Zauberschnee aufgehalten hatte; das Kirchlein ist aber jetzt der Schießstand beim Bogelschießen. Nicht minder rieselt der Duell noch, den Graf Bruno mit seinem Schwerdte aus dem Rasen gelockt, und selbiger heist noch heutigen Tages der Bruno-Duell, und in der Schloß-

Kirche zu Duerfurth sieht man des Grafen Bruns Grabmahl, worauf in feinem Bildwerk ein geharnischter Ritter dargestellt ist, umgeben von zwölf Anaben, die als Englein gebildet sind.

Nach diesen Wahrzeichen dürfen wir wohl glauben, daß der Sage eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liege, doch soll es Keinem verwehrt sein, wenn er glauben will, die Gräfin Ludgarde habe nicht eben zwölf, sondern wohl nur drei oder vier Söhnlein auf einmal geboren, denn sechshundert Jahre sind eine lange Zeit, in der wohl Manches erfonnen werden kann, auch wohl ein halb Duzend Anäblein und Brüder. Wer aber fest besteht auf die vollen zwölf, den können wir auch nicht schelten; wir wollen ihm keins abstreiten, sondern nur Gott bitten, daß er ihm und uns Allen immer nur eins auf einmal bescheere, oder zum höchsten zwei. Amen.

IV.

Der Dom-Bau zu Aachen.

Wir wollen es zwar nicht leugnen, daß die Welt in vielen Dingen anders geworden ist, als sie vor einem halben oder ganzen Jahrtausend gewesen, dagegen müßt Ihr aber auch eingestehen, liebe Leser, daß sie in einigen Dingen sich so ganz gleich geblieben ist, als ob sie nicht um ein Jahr älter geworden wäre. Wenn wir recht gehört haben, so geschieht es heut zu Tage zuweilen, daß etwas unternommen wird, das soll so und so viel kosten, ehe es aber zu Ende kommt, zeigt sich hier ein Rechnungsfehler und da einer, und das Ding kostet noch einmal so viel, als der Meister Anfangs veranschlagte. Das geschieht also, wie man uns sagt, je zuweilen in unserer Zeit, daß es aber auch vor vielen Jahrhunderten sich schon eben so zugetragen, das solltet Ihr so gleich erfahren.

Vor langer, langer Zeit, da die Menschen noch sehr fromm waren und kleine Häuser für sich, aber große Kirchen für den lieben Herr-Gott erbaueten, beschloßen die wackern Männer zu Aachen, Rath und Bürgerschaft, einen Dom zu bauen, der seines Gleichen nicht haben sollte in der ganzen Christenheit. Nun ward der Säckelmeister gefragt, wieviel Geld er in seiner Truhe habe, und nun ward alles Volk aufgerufen, beizusteuern zum frommen Bau silberne und goldene

Geräthe und geprägte Münzen, so viel ein Jeder nur immer vermöge. Der Säckelmeister aber sagte, er habe so und so viel, eine erschreckliche Summe, und alles Volk brachte, was es nur immer mochte, daß des Goldes und Silbers und des geprägten Geldes ein großer Haufe ward, den Jeglicher mit Respekt anschaute. Drauf ward der Baumeister gefragt, ob der gehäufte Schatz zum Bau ausreiche? Da setzte sich Jener hin und rechnete mit vielen Zahlen durch alle vier Species und die Reguladetri und die Reguladequinque, und rechnete Alles durch vom Fundament bis zum Thurmknoß, und vom Thurmknoß wieder bis zum Fundament, und sagte dann: „Ja, Ihr Herren, das reicht und bleibt dessen noch über.“ Nach diesem fröhlichen Ausdruck fing man denn alsbald an zu bauen; da kamen Maurer und Zimmerer, Schreiner und Schlosser, Maler und Bildschnitzer und Glaser und Glodengießer, und Alle arbeiteten und rührten die Hände, daß es eine Lust war. So konnte es denn nicht fehlen, daß das Werk gedieh. Das Fundament war bald gelegt, und nun stiegen die Mauern empor, immer höher und höher, und als eine gute Zeit verrennen war, da stand der Dom halb fertig.

Aber nun war das Geld alle.

Aber nun war das Geld alle, alle bis auf den letzten Heller. Es war nichts vergeudet, es war nichts veruntreut worden; — nur der Meister hatte sich verrechnet. Es geschah den Bürgermeister ward gar bitter zornig ob dieses Unfalls, und mit ihm ward zornig der wohlbedachte Rath und mit dem Rath die ganze ehrsame Bürgerschaft. Aber mit dem Zorn war der Dom nicht fertig zu bauen. Man beschloß den losen Meister zu strafen; aber ob man ihn auch

um die Länge eines Kopfes kürzer gemüth hätte, dadurch ward der halbe Dom doch um keinen Stein höher. Geld fehlte, und so kein Geld geschafft wurde, mußte der Dom halb bleiben, ob auch Bürgermeister und Rath sich schier zu Tode härrten vor Reizer und Schaam. Geld aber war nicht zu schaffen. Sitzung über Sitzung ward gehalten, und in jeder Sitzung ward berathen und wurden Vorschläge gemacht, aber immer endete die Sitzung, eine wie die andere, mit einem tiefen Seufzer, und der Dom blieb wie er war, halb fertig.

Da die Roth aber am höchsten war, und nirgend Hülfe und nirgend Aussicht, da trat eines Tages, da eben der Rath versammelt war und gar jämmerlich seufzte, ein Fremder fest und wohlgemuth mitten in die Rathsoversammlung. Der Unbekannte war ein bagerer langer Mann mit spitzer Nase und spitzem Sinn und großen runden Augen, als ob er sie einem Stier gestohlen hätte, oder einem Kalbe. Geleidet war er in einen langen schwarzen Mantel, der mit Schwefelfäden, wie mit Gold, gar zierlich geschickt war. Dem wohlbeden Rathe sammt dem hochedlen Bürgermeister ward unbejmlich zu Muthe beim Anblick dieses Mannes. Der muntere Fremde aber schritt hinkend und freundlich grinsend bis an den Tisch, stieß ein besseres Lachen aus, und sagte: „Seid mir gegrüßt, Ihr Herren, und erschrecket nicht, daß ich Euch heimsuche. Ich bin der Satan! Doch schaut nur her, ich bin so übel nicht, und wär' ich auch, so solltet Ihr mich doch freundlich willkommen heißen; denn traun! ich mein' es gut mit Euch. Schon lange jammerlich, Euch ob des mangelnden Geldes so in Roth zu sehen, und darum hab ich

befchlossen, Euch zu helfen. Ihr solltet Geld haben in Hülle, Geld noch heute, daß Ihr schon morgen den Bau fortsetzen und ohne Hemmung und Hinderniß ihn vollenden könnt. Brauchet Ihr einen Centner Goldes, Ihr sollt ihn haben, und so Ihr hundert Centner brauchet, Ihr solltet sie haben. Glaubet aber nicht, daß ich wuchern wolle mit dem Gelde, und harte Ansen von Euch heische. Ei behüte, nichts, will ich, gar nichts, als eine einzige Seele; die schlechteste, die Ihr haben mögt, eines Diebes, eines Hüllunken, ganz nach Eurer eignen Wahl, denn schauet, ich will nur die Seele dessen, der zuerst in den fertigen Dom treten wird. Für das viele schöne Gold, so ich Euch bringe, eine Seele! Weilt, das ist ein guter Handel, so schlägt denn ein, Ihr Herren!“

Während dieser langen Rede hatten sich die Herren vom Rath von ihrem jähen Entsetzen erholt, als aber jetzt der Teufel mit heiserem Lachen seine kräftige Hand dem Bürgermeister darbot, da sprang dieser zornig empor und rief: „Hebe dich weg, Satanas! Wir haben Nichts mit dir gemein!“

Der Teufel grinste höhnisch und erwiderte: „Ihr gebet mir schlechten Dank für meinen guten Willen. Ist Euch mein Vorschlag nicht genehm, so gehabet Euch wohl. Was liegt auch mir daran? Ich will in Eurem Dome nicht beten!“ Nach diesen Worten wandte er sich um und hinkte der Thür zu. Schon hatte er die Klinke gefaßt, da rief der Jüngling vom Rath, ein munterer, rothwangiger Herr: „Halt, Satan! Ich gehe den Pakt ein! Komm her du Höllenfürst, so du zufrieden bist mit jeglicher Seele, welche es auch sei, dasern sie nur dessen ist, der zuerst den Dom betritt, so will ich den

Handel mit dir schließen.“ Aus den großen Augen des Teufels bligte tückische Broude und er gelobte feierlichst, die gestellte Bedingung zu halten. Hierauf sagte der junge Rath zu dem Bürgermeister und den Uebrigen: „Machet Euch keine Sorge, Ihr Herrn, ich allein nehme alle Rahr auf mich,“ und dabei lächelte er heimlich vor sich hin. „Unter also bewandten Umständen,“ sagte hierauf der Bürgermeister langsam und gewichtig, „so Ihr, wadrer Rathsherr, die Sache allein bestehen wollt, wäre es ja ein schmachvoll Unrecht, das Geld zu verschmähen. Schließet denn immerhin den Handel ab, aber sorget, daß es uns nicht wieder schle.“

Dieser Meinung waren die andern Herrn vom Rath ebenfalls; und der Meinung, man könne ein stattlich Häu'lein Geld umsonst wohl annehmen, sind auch heut noch Viele. Unter diesen Umständen kam der Handel bald zu Stande, der Contract ward aufgesetzt und von beiden Parteien unterschrieben. Hier ereignete es sich nun, was so oft im Leben geschieht, daß ein Jeder von den Beiden den besten Kauf gemacht und den Andern betbört zu haben glaubte; denn der Teufel grinste höhnisch und halste die Faust, als ob er schon eine wadere Christenseele in seinen Krallen hätte; der Rathsherr aber lächelte ebenfalls und schnippte mit den Fingern, gleich als wenn er in seinem Innern dachte: Schau, dammer Satan, Dich hab ich weidlich übers Ohr gebauen! — Der hochedle Bürgermeister, der dies mit ansah, kraute sich hinter den Ohren, denn er meinte, Einer müsse betrogen sein, und fürchtete sehr, daß Bechuh der Gewinner sein möchte. Als aber die übrigen Rathsherrn das Bedenken ihres Bürgermeisters wahrnahmen, schüttelten sie gar nachdenklich die

Köpfe und brummen und murmelten viel; denn so war es seit Menschenzeiten, daß, so der Bürgermeister sich kraut, gute Rathsherrn die Köpfe schütteln. Der verwogene junge Rathsherr aber lehrte sich nicht sonderlich daran, vielmehr nickte er gar lustig mit dem Kopfe, als der Teufel ihm einen Krampf fuß machte und sich mit seiner Schrift von dannen hob.

In jener Zeit war das Borthalten so stark im Gebrauch, daß selbst der Teufel sein Wort hielt. Dabei waren noch nicht zwei Stunden vergangen, als schon alle Kassen und Truben und Schränke des wohlbedien Rathes mit Haufen Goldes und Silbers angefüllt waren, und all das Gold war achtzehnkarätig und all das Silber zwanziglöthig, daß es schier in der Schatzkammer der Kaiserl. Majestät nicht reiner und besser zu finden war.

Jedermann in Aachen erkannte, als am folgenden Tage der Bau des Doms wieder mit so großen Zurüstungen begann, als ob alle Kiesel in den Straßen Gold, und alle Ziegel auf den Dächern Silber wären. Das war ein großer Jubel für die guten Aachener, die schon gemeint hatten, ihr Dom werde, wie der Thurm zu Babel, als ein halber Stumpf liegen bleiben und sie und ihre Nachkommen für ewige Zeiten zum Gespötte machen, und obwohl sie bald erfuhren, wer das Geld gegeben habe und um welchen Preis, so freuten sie sich doch nicht minder, denn sie dachten: hat sich der Rathsherr eine Suppe eingebrockt, so mag er auch zusehen, wer sie ihm auesse, — und Jeder für sich gelobte, daß er sicherlich nicht der Erste im Dome sein wollte, so er

und die Schwelle desselben all sein Lebtage nicht überschreiten sollte.

Jahre vergingen und an dem Dome ward gebaut und gebaut, bis er endlich da stand in all der Pracht, in welcher er noch heut'igen Tage zu schauen ist. So oft während des Baues der wohlbedachte Rath eine Sitzung hielt und von dem Schatzmeister erkundete, wie es mit dem Gelde stehe, und hörte, daß des Goldes und Silbers noch immer eine solche Menge da sei, daß man schier einen zweiten Dom damit bauen könnte, ward der junge Rathherr ob seiner Klugheit und seines Muths gepriesen und gelobet; — als aber der Bau sich seiner Vollendung näherte, lehrten auch dem hochedeln Bürgermeister seine Bedenken zurück, und er sagte oft: „Hm! Hm!“ und machte ein gar besorgtes Gesicht dabei, und da das die wohlbedachten Rathherren sahen, sagten sie: „Ei!“ und Manche sagten es zweimal und zogen die Augenbraunen in die Höhe und schüttelten die Köpfe, wie weiland, da der hochedle Bürgermeister sich traute. Und nicht mehr gar lange dauerte es, da konnte der Bürgermeister seine Weisheit nicht länger zurückhalten, denn sie ward übermächtig in ihm, da weil der Dom beinahe fertig war. Daher sagte sich der Bürgermeister in der nächsten Sitzung ein Herz, wie es würdig ist eines hochgebietenden Herrn der Stadt, und räusperte sich so mächtig, als ob er ein gewaltiger Kaiser wäre, und sprach dann zu dem jungen Rathherren gewendet:

„Blutlicher und getreuer Rathherr! Obwohlen wir nimmer vergessen werden, wasmaachen Ihr nach Kräften und Pflichten zur Vollendung des Dembaues das Eure rechtlich

beigetragen, so bedünket es uns doch geziemend dem Wohl unserer lieben Stadt so wie gesammter Christenheit, Euch, viel lieber Rathsherr, zu fragen, wie und auf was Art Ihr vermeinet den Pakt zu lösen, so Ihr mit dem Satan, schier ein wenig zu sehr nach unserem Bedünken, geschlossen habt?" Hierauf erwiderte der junge Rathsherr lächelnd: „Hochwiderlicher und hochweiser Herr Bürgermeister! Kern sei es von mir, daß ich mich drückte, zu dem Bau unseres heiligen Doms sonderlich Grobes und Wichtiges beigetragen zu haben. Obzweifel und Widerrede gebühret die Ehre zumeist Ew. Hochedlen weisem gesammtem Rath.“

Da der Rathsherr nach diesen Worten schwieg, so ward der Bürgermeister ängstlich, schaute die Herren nach der Reihe an und sprach dann ein wenig zornig:

„Wie meint Ihr das, Herr Rathsherr? Habet Ihr nicht allein den Handel mit dem Satan geschlossen? Dünket Ihr etwa sezo mir und diesen ehrlichen Männern einen Antheil an Eurem sträflichen Beginnen aufzubürden?“

„So Ihr meinet, hochedler Herr Bürgermeister,“ erwiderte der junge Rathsherr gelassen, „daß ich allein es auszuhaben soll, so bekennet Ihr auch, dünkt mich, daß ich allein das Geld verschafft, und die Vollendung unsres Dombaus bewirkt habe?“

Diese Frage trankte den Bürgermeister gewaltig: „Schweiget!“ rief er zornig, „Es ziemet Euch schlecht, widerliche Fragen zu thun! Bleibet bei der Sache und saget rund heraus, wie Ihr gedenket dem Teufel seine Seele zu verschaffen!“

„Hochedler Herr,“ erwiderte hierauf der Rathsherr, „denn in unserer guten Stadt eine große Menge hunderter

und wahrer Christen lebet, so dürfen wir sonder Zweifel auch der Hoffnung Raum geben, daß etwelche Schelmen und lose Brüder darunter seien, so ihre Seele schlecht verwa-
ret, vielmehr selbige durch ruchlosen Wandel dem Teufel an-
heim gegeben haben. Noch ist eillige Rende hin, bevor
der heilige Dom geweiht werden soll; so nun bis dahin, was
wohl zu verhoffen, einer der Schelmen eine Missethat beginge
und der Justiz verfiel, so lasset selbigen condemniren, daß
er zuerst in den Dom gehe und solchermaßen gesammter
Christenheit unserer Stadt den Weg bahne. Denn schier
gleich wilk es mich bedünken, ob der arme Sünder dem Teu-
fel seine verlorne Seele am Galgen oder anderwärts über-
antwortet.“ Dieser Vorschlag gefiel dem Bürgermeister gar
wohl, denn er fürchtete, daß wenn der Dom fertig wäre
und nicht geweiht werden könnte, das aufrührerische Volk
wohl gar ihn selbst zwingen möchte, zuerst in den Dom zu
gehen.

Bald aber zeigte es sich, daß die Hoffnung, welche der
Vorschlag des jungen Rathsherrn erregt hatte, durchaus un-
gegründet sei, denn entweder war in der ganzen Welt kein
einziger Schelm, oder die darin waren, nahmen sich in Acht,
oder schoben ihre Schelmenstreiche auf bis nach der Weiheung
des Domes, genug, ein Sünder war jetzt so rar, als wei-
land das Geld zum Dombau. Darüber war nun der Dom
fertig geworden und sollte geweiht werden, konnte es aber
nicht, weil alle Bürger sich doch vermaßen, daß keiner in
den Dom ginge, bevor nicht der Pakt mit dem Teufel gelö-
set wäre. Nun hob die Noth des Bürgermeisters erst recht
an, denn das Volk ward allgemach unweirisch und verlangte,

der wohlbede Rath solle den Dom weihen, und wenn es auch die Seelen sämtlicher Rathsherrn und des Bürgermeisters selbst kostete. Dazu kam, daß seit einiger Zeit ein grimmiger Wolf in der Umgegend von Aachen hauste, der nicht nur das Vieh von den Weiden raubte, sondern auch Menschen anhiel, und da sagte das Volk, das sei die Strafe des Himmels ob des ruchlosen Handels mit dem Teufel.

In dieser höchsten Noth hielt der Rath eine Sitzung, und der Bürgermeister sagte zu dem jungen Rathsherrn: „Da seht Ihr nun, was Ihr angerichtet habt mit Eurer Gottlosigkeit! Daß Ihr verdammt wäret mit eurem Pakt sammt Euren Geldel habe ich Euch nicht genug gewarnt und abgerathen? Aber Ihr habet, als ein Rebell, Euch das Recht über den Kopf genommen, hier als wäret Ihr der Bürgermeister und ich der Büttel!“

„Ist mir nicht erinnerlich,“ sagte der junge Rathsherr lächelnd, „doch dämpfet nur Euren Zorn, Herr Bürgermeister, und beschwichtigt Eure Furcht! Ihr solltet nicht zuerst in den Dom, Ihr nicht, noch Eure Bettlern oder Ruhmen, noch irgend einer der wohlbedelen Rathsherrn. Aber höret, was ich Euch sage. Ihr solltet allsogleich die Bürger unserer guten Stadt Aachen entbieten, mit Piken, Keulen und anderen Waffen hinauszuziehen, um den grimmigen Wolf; so unsere Heerden plündert, lebendig zu fassen. Sobald wir dann den Wolf haben, gelobe ich meinen Pakt mit dem Teufel zu lösen, wenn es sein muß, mit meiner eignen Seele.“

Diese Auskunft gefiel dem Bürgermeister über die Maßen; der Stadtschreiber mußte das Erbielen des jungen Rathsherrn zu Papier bringen, und jener es unterschreiben;

worauf der Bürgermeister folgende Bekanntmachung an die ehrsame Bürgerschaft ergehen ließ:

„Sintemalen und allhie weil unser heiliger Dom, so wir mit großer Mühe und Sorge fertig gebauet, in Anbetracht eines bösen Hindernisses und schweren Obstatulums nicht geweiht werden kann, wodurch ehrsame christliche Bürgerschaft in Ausübung ihrer gottseligen Frömmigkeit gehindert, beinebst aber auch durch einen grimmigen Wolf fast sehr tubiret und geschädiget wird; in Anbetracht weiterer Mäßen, daß derselbige wohllebe Rathsherr, so diese Nothisten erregt und verschuldet, sich löblicher Weise erboten hat, mit seiner eignen Seele zu büßen und zu lösen, dafern nur obbesagter Wolf lebendig gefahen und zur Stadt gebracht würde; — als haben wir beschloßen: Es soll gesammte Bürgerschaft mit Speeren und Spießen und Schwerdtern und anderem Geräth hinausziehen und den Wolf lebendig fahen, und so sie ihn erhaschet, ihn binden an allen vier Füßen und mit einem eisernen Korbe das grimmige Maul ihm wahren und alsdann ihn einbringen in die Stadt, auf daß dadurch der Fluch gelöst und ein jeglich Obstatulum beseitiget werde, und des Domes Pforten erschlossen werden können zum frommen Brauch.“

Das wäre eine schlechte Bürgerschaft gewesen, die dem Befehle ihrer Obrigkeit nicht Folge geleistet hätte. Der nächste Morgen war kaum angebrochen, da stand die wackre Bürgerschaft von Rachen gar schön bewaffnet vor dem Rathhause und zog hinaus mit lautem Jubel, den bösen Wolf zu fangen; und noch bevor die Sonne desselbigen Tages sich in die Bluthen begrub, lag der Wolf scharf gekne-
Eugen.

belt an allen vier Füßen und mit sicher verschlossenem Munde in der Eigenschaft des Raths. Der Rath aber hatte sich versammelt und der Bürgermeister sagte zu dem jungen Rathsherrn:

„Da habet Ihr den Wolf! Was gedenket Ihr denn nun zu thun?“

Darauf antwortete der Rathsherr: „Hochedler Herr Bürgermeister! Ihr und alle wohlbede Herrn an diesem Tische wisset gar wohl, wie sich dieser Wolf, so da gebunden liegt, schwer versündigt hat an unserer Stadt. Ich aber will, daß diesem bösen Gesellen der Proceß gemacht werde nach aller Form Rechts und daß derselbe condemnirt werde, als arger Schelm und Räuber zuerst in den Dom zu gehen und seine Seele dem Satan zu opfern. Schaut,“ fuhr er lachend fort, „hab ich doch also meinen Handel mit dem Teufel gestellt, daß er fürlich nehmen müsse mit jeglicher Seele, wie schlecht selbige auch sei.“

Saum hatte der Rathsherr geendet, als der Bürgermeister nebst den andern Herrn vom Rathe in lauten Jubel ausbrach, denn sie wußten wohl, daß auch die Wölfe eine Seele haben, gehalten wie ein Lannenzapfen,^{*)} und priesen deshalb von neuem die Weisheit des jungen Rathsherrn.

Sofort wurden die Stadtbüttel beordert, den Wolf in das Gefängniß abzuführen, ihm den Maulkorb abzunehmen und ihn zu füttern, auch in den Kerker frische Luft zu lassen, auf daß der Deliquent ja nicht krank werde und wohl gar sterbe vor der Zeit. Wie befohlen ward am folgenden Tage

^{*)} Dies war wirklich ein alter Volksglaube.

dem Wolf der Proceß gemacht und jener nach Brauch Rechts vorgeladen; allein Herr Isidorus war ein verstockter Sünder, der auf keine Frage Antwort gab, sondern nur je zuweilen heulte, als ob das ganze Ding ihm nicht recht sei. Das half ihm jedoch nichts, und er ward, wie der Rathsherr verlangt hatte, in *contumaciam* verurtheilet, zuerst in den Dom zu gehen und seine Seele dem Teufel zu überantworten. Hierauf ward der Wolf gefragt, ob er vor seinem Tode noch etwas begehrte, und da er auch hierauf nicht antwortete, so erhielten die Büttel den Befehl, ihm zur Penkermäßigkeit ein seiltes Lamm zu geben, welches denn auch der arme Sünder mit vielem Appetit verschlang.

Als nun der Tag der Exekution gekommen war, an welchem der Wolf gerichtet, der Dom aber geweiht werden sollte, versammelte sich alles Volk in den Straßen, festlich geschmückt und die Messbüchlein in den Händen, um also gleich bereit zu sein, sobald der Handel mit dem Teufel zu Ende und der Dom frei wäre. Zur festgesetzten Stunde fingen die Glocken an zu läuten und nun kam der Wolf, umwunden mit Kränzen von Rosmarin- und Todtenblumen, und an Ketten geführt von zwei Bütteln, während ein dritter Büttel mit einer gewaltigen Ofengabel ihm folgte. Dahinter kam dann der Rathsherr, der den Pakt mit dem Teufel geschlossen, auf ihn folgten der Bürgermeister sammt den übrigen Rathsherrn und hinter diesen alles Volk im bunten wogenden Gedränge. Sobald der Wolf am Dome angelangt und die Thore desselben geöffnet waren, klemmte der Büttel den Wolf von hinten zwischen die Ofengabel und schob ihn mit einem gewaltigen Stoß über die Schwelle des

Doms. Und alsbald krachte es wie ein gewaltiger Donnerschlag, daß die Häuser wankten und die Erde bebte, und der ganze Dom füllte sich mit einem blauen Feuer, denn der Teufel fuhr einher mit unbändigem Grimm, da er sah, wie er betrogen war, und würgte mit wildem Geheul den Wolf, und fuhr mit der Seele desselben laut brüllend zur Hölle hinab. Da er aber den Dom verließ, warf er vor Rath die Thore desselben so grimmig zu, daß der eine Flügel mit den von einander drückte. Die frommen Aachener aber, ihren klugen Rathsherrn an der Spitze, strömten in den Dom hinein, wo es noch sehr nach Schwefel roch, und beieten und priesen Gott, daß sie den herrlichen Bau vollendet und doch keiner von ihnen des Teufels Eigenthum geworden sei. Den klugen Rathsherrn aber lobten sie sehr und wählten ihn in der Folge zu ihrem Bürgermeister.

Noch heutigen Tages sieht man den Spalt in dem einen eisernen Thorsflügel des Aachener Doms, so wie nicht minder einen Wolf nebst einem Tannenzapfen, beide künstlich aus Erz geformt. Das war eine herrliche Zeit, da der Teufel noch half, wenn das Geld fehlte, und sich obenein anführen ließ. Dem heut zu Tage das Geld fehlt, dem hilft kein Teufel mehr.

Das blutende Schwerdt.

An der Außenwand der verfallenen LiebFrauentirche zu Halberstadt, nicht weit von der Thüre, hängt an einer kurzen eisernen Kette ein entblößtes, ganz verrostetes Ritterschwerdt, von welchem behauptet wird, daß es sich unablässig hin und her bewege, auch wenn kein Lüftchen sich regte, und daß an einem gewissen Tage im Jahre Blutstropfen von der alten Klinge herabfallen, weshalb auf dem Erdfleck darunter nie und nimmer ein Grashälmdchen sprosse. Es muß wohl wahr sein, da die Halberstädter es sonst nicht behaupten würden; doch will ich Niemanden zumuthen, es zu glauben, bevor er es nicht selber gesehen hat. Was ich aber ganz gewiß weiß, ist, daß folgende Geschichte, von der das alte Schwerdt herkommt, sich wirklich zugetragen habe.

Als es noch Ritter gab mit Helm und Panzer und Wappenschild, solche, die auszogen, um die Tugend und Unschuld zu schützen, und solche, die hinterm Strauch lauerten, um Raub zu erlangen; solche, die kühne Abenteuer bestanden, die bei Turnieren dem gefallenen Gegner das Schwerdt auf die Brust setzten und ihn dann aufhoben, und solche, die den gefangenen Feind ins Burgverließ warfen und ihn verhungern ließen; solche, die Kirchen bauten und solche, die Priester mordeten, kurz in jener Zeit, da es noch gute Rit-

ter gab und böse, baute auf seiner Burg auf dem kalten Hügel bei Halberstadt ein Ritter, der gut und böse zugleich war, je nachdem er von Andern zur Tugend oder zum Laster verleitet wurde. — Ritter Hug besaß alle Kühnheit eines ächten Ritters, er scheute keine Gefahr, und liebte den offenen christlichen Kampf, aber wenn ein böser Rumpen ihm rieth, am Wege zu lauern, oder einen Feind hinterrücks anzufallen, so that er es auch, denn ihm fehlte die schönste Stärke des Mannes, die Charakterstärke. Wie zum Bösen, so war er auch zum Guten zu leiten, und wenn er Gutes gethan hatte, so freute er sich dessen und gelobte, nie wieder den Weg des Lasters zu betreten, denn er hatte im Grunde ein gutes Herz und eine natürliche Empfänglichkeit für die Tugend. Aber seine guten Vorsätze waren immer nutzlos, denn sobald die Verführung ihm wieder nahte, ward er sogleich von neuem ihre Beute. Dieser Ritter, der also bei aller Stärke seines Leibes doch ein schwacher Mann war, hatte eine Gemahlin, in deren Seele sich alle Tugenden eines Weibes vereinten. Sie war keusch, sanft und liebevoll, liebte ihren Gemahl trotz seiner Fehler auf das innigste und war unablässig bemüht, ihn in schonender und kluger Weise zur Tugend und zur wahren Ehre zu leiten. So hatte sie ihn auch vermocht, einen verwais'ten Ritterknaben, Namens Leuthold, den Sohn eines wackern Ritters, der auf einem Kreuzzuge seinen Tod gefunden hatte, als Pflegesohn in seine Burg aufzunehmen und ihn zugleich mit seiner eigenen Tochter Marie, seinem einzigen Kinde, zu erziehen. An der Seite einer so frommen Gemahlin würde Ritter Hug niemals eine lasterhafte Handlung begangen haben,

wenn nicht sein böses Geschick ihn in einem Nachbarn, dem reichen Burg Herrn Rffen, einen Kumpan hätte finden lassen, welcher von allen bösen Eigenschaften, die je einen Ritter verunziert haben, besessen war. Hatte Ritter Hug Wochen, ja Monate lang auf seiner Burg, ober außerhalb derselben unter der Leitung seiner vortreflichen Gemablin einen frommen und gottgefälligen Wandel geführt, die Messe besucht, gebeichtet, den Armen gespendet und daneben auch christlichen Ritterkampf geübt, so verfiel er, sobald er nur mit dem Burg Herrn Rffen zusammentraf, sogleich wieder in ein wüthes ruchloses Leben, verbrachte Tage und Nächte mit dem Burg Herrn und anderen rohen Gesellen in wüthen Zechgelagen, zog auf Raub aus, fluchte lästerlich und kurz, ward ganz das Gegentheil von dem, was er bis dahin gewesen.

So vergingen viele Jahre, ohne daß er der wackern Burg Frau gelang, ihren Gemahl für immer der Tugend zuzuwenden, bis sie endlich, von allem Kummer aufgerieben, durch einen frühzeitigen Tod erlöst ward. Sterbend ermahnte sie nochmals ihren Gemahl zur Tugend und segnete ihre Tochter Marie, so wie ihren Pflegesohn Teuthold. Ritter Hug hatte, tief ergriffen von den Worten der frommen Sterbenden, Alles gelobt, was dieselbe von ihm begehrte, und wirklich hielt er sein gegebenes Wort mehrere Monate, bis er, von seinem wüthen Nachbarn heimgesucht, sofort wieder dem rohen Leben desselben sich hingab.

Teuthold und Marie, zu einem schönen Paare herangewachsen, hatten, so lange ihre Mutter auf Erden geweilt, in trauter Geschwisterliebe neben einander gelebt; jetzt aber, da sie allein standen und ihr Vater, seiner tugendhaften Leiterin

beraubt, sich für immer dem Bösen zuwenden zu wollen schien, süßten sich jene durch mächtigere Bande zu einander hingezogen, in Welcher Herzen loberte eine glühende Liebe empor, die sie, fast immer allein bei einander, sich bald gegenseitig bekannten und mit den heiligsten Eidschwüren bekräftigten. Es konnte kein schöneres Paar geben, als Leuthold und Maria. Jener war ein Jüngling von hohem und schlankem Wuchse, sein schönes Antlitz trug, trotz seiner Jugend, das Gepräge des Ernstes, der auch in seinem ganzen Wesen sich zeigte; seine dunklen Augen glühten feurig und von seinem Haupte wallten, wie schattige Bogen, kastanienbraune Locken. Maria, die an Tugend und Frömmigkeit ihrem Geliebten so sehr glich, war an äußerer Gestalt ganz sein Gegensatz. Sie hatte mittlere Größe und einen überaus zartgebauten Körper; ihre Haut war zart wie frischgefallener Schnee, auf welchem der rosige Hauch des Frühlings friert, ihre blauen Augen schwammen in mildem Feuer und zeigten den Ausdruck schmeichelnder Treue und hingebender Sanftmuth, und ihre Haare endlich waren blond und seidenweich.

Ob Ritter Fug die Liebe Leutholds und Maria's stillschweigend billigte, oder ob er sie gar nicht gewahrte, ist nicht zu bestimmen, denn so lange er unmittelbar nach dem Tode seiner Gemahlin in der Burg weilte, behandelte er seine Kinder mit väterlicher Liebe und störte nie ihr trauliches Zusammensein, ohne jedoch irgend ein Wort zu äußern, welches auf die zärtlichen Empfindungen der Beiden eine Hindeutung enthalten hätte. Dies Betragen änderte sich, als Ritter Fug den Burgherrn Allen wieder besuchte, nur

insofern, als er jetzt seinen Kindern auch die bisher bewiesene Liebe nicht mehr zeigte, wie er denn jetzt überhaupt für nichts mehr Sinn zu haben schien, als für Zechgelage und allerlei wüthes Treiben.

Eines Tages saßen Teuthold und Marie in Abwesenheit des Ritters Hug traulich in dem Wohnzimmer der Burg neben einander, Arm in Arm, und sprachen lachend von der Zukunft und von dem Entzücken ihrer Vereinigung, wenn Teuthold erst durch rühmliche Ritterthaten die goldenen Sporen errungen haben würde und dann heimkehrte, ehrlich um die Geliebte zu werben, — da stürzte plötzlich Ritter Hug zur Thür hinein, das Gesicht glühend von Wein und Zorn, riß mit tobenden Geberden die erschrockene Marie aus dem Arm ihres Geliebten empor und schrie:

„Da, du ungerathene Dirne, sitzt du hier mit deinem Duhlen und kosest heimlich hinter dem Rücken des Vaters? Fort mit dir in deine Kammer! Und du lockrer Bursch, hinaus mit dir zur Burg! Denn hier soll kein Lungenweissen, der Dirnen beschwapt, statt eines ehrlichen Knappen Handlung zu treiben!“

Ritter Hug war so trunkenen Muthes, daß er diese Schmähworte nur lassend hervorstottern konnte, und kaum hatte er geendet, als er in einen Sessel taumelte und einschlies. Als er am andern Morgen mit seinen Kindern zusammentraf, war er, wenn auch nicht liebevoll, doch leutselig und sanft, gedachte auch des Vorfalles von gestern nicht weiter und hörte eben so wenig Teuthold und Marie, als dieselben in der Fensterbrüstung ein trauliches Zwiegespräch mit einander hielten. Dies erfüllte sie mit hoher Freude, sie

schoben die gestrige Wildheit des Ritters Hug auf den trunkenen Zustand, in welchem er sich befunden hatte, und hofften, wenn sie solche Ausbrüche bei ähnlichen Anlässen in Geduld ertrügen, daß ihrer Liebe dann kein weiteres Hinderniß in den Weg gelegt werden würde. Doch das Unglück ist dann am nächsten, wenn der Mensch sich am zuverlässigsten einer Fassung hingiebt, und also geschah es auch hier. Wenige Stunden waren kaum vergangen, als plötzlich der Thurmwart heftig ins Horn rief und mit solchem Ton einen Besuch verkündigte; einige Minuten darauf trat Ritter Anen, Ritter Hugs böser Geist, mit wildem Gepolter und gottlosen Flüchen in das Zimmer, begleitet von seinem Sobue Eberhard. Ritter Hug erblickte nicht sobald seinen Gast, als er ihm entgegentrat und ihn mit freundlichen Worten willkommen hieß; zu gleicher Zeit befahl er Wein herbeizubringen und große Pumpen, denn er wußte wohl, wo Ritter Anen sich befände, da müsse es auch alsbald aus Zechen gehen und an allerlei gottloses Wesen. Leuthold und Rache waren sehr erschrecken und gingen, um ihr häßliches Verhältniß nicht der Beobachtung ihrer wilden Gäste preis zu geben, schnell auseinander; da sie es aber im Drange ihrer Empfindung nicht unterlassen konnten, jezuweilen sich mit dem Blicken der Liebe anzuschauen, so ward ihre stumme Unterhaltung bald von Eberhard bemerkt, der sogleich bei seinem Eintritt dem holden Burgfräulein alle seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte.

Eberhard war einige Jahre älter als Leuthold, auch größer und stärker als dieser, und durch die Erziehung und das Beispiel seines Vaters bereits wohlgeübt in Führung des

Schwerdtes und der Lanze, so wie er es nicht minder verstand, einen mächtigen Pumpen auf einen Zug zu leeren. Überhard gefiel dem Ritter Pug überaus wohl, weil er nicht so roh wie sein Vater, und mehr durch Erziehung, als durch angeborenes Wesen zum Schlechten geneigt war, deshalb auch mit dem Feuer kräftiger Jugend öfters die wahren Ritter-Tugenden lobte und seinen Vorsatz zu erkennen gab, dieselben zu üben. Bei dieser oberflächlichen Aehnlichkeit herrschte jedoch zwischen Pug und Überhard eine überaus große Verschiedenheit. Pug kannte und liebte das Gute, aber ihm fehlte die Kraft, dem Schlechten zu widerstehen, und sein ganzes Leben bestand aus Reue und Sünde, die ununterbrochen mit einander wechselten. Überhard hingegen kannte das Gute gar nicht, er hatte nur eine dunkle Ahnung davon, und er würde es mit aller Kraft seiner Seele geübt haben, wenn er zum klaren Bewußtsein darüber gekommen wäre, denn er besaß eine große Festigkeit des Charakters, die ihn einen einmal gefaßten Vorsatz mit Kraft und Ausdauer festhalten ließ. So traurig aber war die Einwirkung, welche das Beispiel seines Vaters auf ihn ausübte, daß er alle Laster desselben für Tugenden hielt und sich deshalb bemühte, dieselben im möglichst hohem Grade sich anzueignen. Er hielt schlaue Hinterlist für nicht minder ehrenwerth als kühnen Muth, er meinte, die Fertigkeit, eine Menge Pumpen zu leeren, sei einem Ritter eben so notwendig, als die Geschicklichkeit, Schwerdt und Lanze zu führen, und endlich dünkte ihm löblicheres Klugheit eine männliche Tugend zu sein, frommes Beten aber eine weibliche Schwäche. Der reine Gottesfunke jedoch, der in seiner Seele glühte, lobte zu-

wellen zur Flamme empor, daß dem jungen Ritter vor sich selber ein Grauen ankam. Hätte in solchen Augenblicken eine tugendsame Rede ihn belehrt und ihm den wahren Weg des Deiß gezeigt, würde er sich freudig dem Guten zugewendet haben; allein in seiner tiefen Unwissenheit erfüllten ihn die dunklen, unverstandenen Mahnungen des Gewissens mit unbeschreiblichem Grimm, alle seine Leidenschaften wurden dann wach, und die Folge solcher Wallungen war dann immer der größte Triumph des Bösen. — So war dieser unglückliche Jüngling, der trotz seiner Verderbtheit mehr das lebhafteste Mitleiden, als Haß und Verachtung verdiente. Eberhard liebte Marien, und er, der einer reinen, edlen Liebe, ja der einer noch edleren Entsagung fähig gewesen wäre, ward in Folge unglückseliger Verhältnisse, welche ihn umstrichen, selbst durch die heiligste Empfindung des Menschen nicht geläutert. Denn sein Vater hatte nicht sobald bemerkt, daß Eberhard von Liebe zu Marien ergriffen sei, als er durch rohen Spott und unkeusche Reden die Begierden des Sohnes erweckte und seine zärtliche Empfindung in thierische Sinnenlust verwandelte. Eberhard ahnte nicht, daß er in Leuthold, den er gewohnt war, wie einen Bruder Marias zu betrachten, einen Nebenbuhler habe; deshalb haßte er ihn nicht, wie er es sonst gethan hätte, aber er verachtete ihn, weil er ihn wegen seiner Frömmigkeit für unmännlich, und wegen seiner Mäßigkeit und Bescheidenheit für feige hielt.

Als nun Eberhard bei seinem Eintritt die zärtlichen Blicke bemerkte, die Leuthold und Marie wechselten, als er die bange Scheu wahrnahm, mit welcher Marie von ihm selbst

sich fern hielt, lebte in seinem Herzen jene Mischung von Zorn und Lücke empor, welche die Lehren seines Vaters in seine Seele gepflanzt hatten. Zwar fiel es ihm auch jetzt nicht ein, in Teuthold einen Nebenbuhler zu vermuthen, aber dennoch kränkten ihn die eben wahrgenommenen Anzeichen gegenseitiger Zärtlichkeit und er beschloß, sich an Teuthold zu rächen. Als bald darauf Wein und Becher herbeigebracht waren, und Hug mit seinen Gästen am Tische Maß genommen hatten, rief Eberhard dem von fern sitzenden Teuthold zu:

„Neha, Junker Teuthold, ist denn wahr, was man sagt, daß Ihr die absonderliche Kunst versteht, an einem einzigen Tropfen Weines zu erspüren, wie eine wilde Sau an dem Tangmesser, so ein wacker Weidmann in den Schlund gerannt?“

Bei diesem rohen Scherz brach Eberhards Vater in ein wieherndes Gelächter aus, in welches Ritter Hug mit einstimnte, denn er wußte bereits, daß Eberhard Marien liebe, und hatte dem Burgherrn Affen bereits sein Wort gegeben, sie mit Eberhard zu vermählen. Deshalb war er auch am vorigen Tage so erzürnt gewesen, als er Teuthold und Marie Arm in Arm überraschte. Da nun Eberhard solche Pöhrrede gegen Teuthold führte, freute sich Ritter Hug der Hoffnung, daß Teuthold dadurch von fernerer Annäherung an Marie zurückgeschreckt werden würde. Teuthold seinerseits war bei Eberhards Worten zornig aufgesprungen, als er aber, nach Marien hinblickend, sah, wie dieselbe erbleichte und mit ihren sanften blauen Augen, die in Thränen schwammen, ihn stehend anschaute, sagte er sich, so schwer es ihm

auch ward, und blieb auf seinem Plage. Overhard aber nahm diese Zurückhaltung für Heißei, und fuhr fort, ihn zu höhnen.

„Wenn Euch beliebt, Junker,“ rief er, „so tretet näher, und zeigt uns Eure Kunst. Fürchtet Euch nicht, denn Ihr seht, ich habe kein Schwert, und die holde Marie sitzt allzufern, als daß sie Euch mit einer Nadel stechen könnte. So kommet denn und fasset Muth, da keinerlei Gefahr Euch drohet!“

Diesen Worten folgte wiederum das laute Gelächter der alten Ritter; Teuthold aber trat dicht an seinen Pflegevater und sagte mit fester Stimme:

„Derr Ritter, wohl weiß ich, daß es sich übel ziemet, einen Wast zu kränken, oder ihn in seiner Lust zu schmälern; doch aber will es mich, mit Eurer Vergunst, bedürken, daß es dem Hausberrn zieme, sich und die, so ihm angehören, gegen Hohn und Kränkung zu schügen. Ich aber gehöre Euch an. Ihr habet mich in Eure Burg aufgenommen und wie ein Vater an mir gethan, so bin ich denn Euer Sohn, und Ihr solltet mich nicht von Fremden beschimpfen lassen. Weinet Ihr aber, daß ich nicht Euer Sohn sei, so bin ich Euer Wast, und es ist nicht minder Eure Pflicht, mich zu schügen.“

Ritter Hug fühlte sich tiefgetroffen von der Wahrheit dieser Worte, und in seiner Verlegenheit stotterte er: „Was willst Du denn, daß ich thue?“

„Daß Ihr den da durch Eure Knechte zur Burg hinauswerfen laßet!“ rief Teuthold in heftigem Zorn.

Ritter Hsen sprang auf, sein Gesicht glühete von Inn-

rem Grimm, doch sagte er sich, und als ob er es unter seiner Würde hielt, seinen Zorn an einen so unbedeutenden Gegner zu verschwenden, rief er mit böhnischem Lachen: „Ei ei, mein Püßchen, schwillt Dir der Kamm so gewaltig? Hüte Dich, daß nicht mein Sohn Dich aus dieser Burg hinauswerfen lasse, wozu er als Eidam des Burgherrn genügendes Recht hat!“

Teuthold erschrak bei diesen Worten, und blickte fragend auf den Ritter Pug, da dieser aber schwieg, so sagte er mit bitterem Tone: „Wohlan, Herr Ritter, da ich sehe, daß ich ein Fremder bin in dieser Burg, so will ich Euch länger nicht zur Last fallen. Habet Dank für das Gute, so Ihr mir erwiesen und lebet wohl!“

Ritter Pug schwieg verlegen, Eberhard aber rief: „Wo wolltet Ihr denn hin, tapfter Junker? Gedenket Ihr bei einem Schwerdtseger in die Lehre zu gehen? Rechnet Euch in Acht, das ist ein gefährlich Gewerbe!“

„Ihr habet es errathen!“ erwiderte Teuthold ruhig, „und was ich gelernt, wenn meine Lehrgelt zu Ende, das werd' ich Euch zeigen, denn seid des versichert, ich werde Euch mit dem Schwerdt aus dieser Burg fegen, Euch und allen Rath, so an Euch ist!“

Nach diesen Worten, auf welche die Ritter, von hohem Staunen ergriffen, nichts erwiderten, schritt Teuthold auf Marien zu, sie todtenbleich dafast, schloß sie fest in seine Arme, küßte sie auf die Wange und rief wie in Begeisterung: „Fürchte nichts meine holde Braut! Nimmer wirst Du einem Andern angehören, ob auch der Teufel selber mit unseren Feinden im Bunde stände. Parre auf mich bis ich

Wiederkehr, und sei getrost, denn ich komme gewiß. Du aber," sagte er zum Ritter Hug gewendet hinzu, „Du wahre mir die Maid, denn von Dir fordre ich sie, und so ich sie hier nicht wieder finde, beschwe ich sie von Dir droben vor dem Richterstuhl Gottes, und wehe Dir dann, so Du sie geopfert hast!“

Marie war in Ohnmacht gesunken, Leuthold legte sie sanft in einen Sessel und schritt dann unangefochten aus der Halle hinaus, und schon wenige Minuten darauf ritt er in raschem Trabe über die Zugbrücke der Burg.

Als Ritter Hug Marien ohnmächtig im Lehnstuhl liegen sah, sprang er erschrocken auf und rief mit donnernden Stimmen nach ihren Frauen; Eberhard seinerseits saß still und in sich gekehrt, mächtig erschüttert von Leutholds Worten, bis plötzlich eine unbändige Wuth sich seiner bemächtigte, so daß er den Becher, der vor ihm stand, ergriff, und mit solcher Gewalt auf den Tisch schlug, daß das Gefäß zerbrach, dann aber sprang er empor und stürmte zur Burg hinaus, gefolgt von seinem Vater, der wohl fühlte, daß seine Heiligkeit und seine Tüde in diesem Augenblicke ohnmächtig seien.

Mehrere Monate vergingen seit diesem Vorfall, ohne daß Ritter Hug wieder mit seinen unseligen Genossen zusammentraf, und während dieser ganzen Zeit war er daher auch sanft und liebevoll gegen seine unglückliche Tochter Marie, welche nach der Entfernung Leutholds von gewaltigem Schmerz ergriffen, entweder mit lautem Schluchzen die Qual ihres Herzens in Thänen ausströmte, oder stillträumerisch dasaß, bald nachdenklich lächelnd, bald unbewußt seufzend, je nachdem ihre Phantasie ihr Bilder einer fröhlichen

Hoffnung zeigte, aber die dunkeln Schatten trübsiger Kurcht. Anfangs tröstete sie ihr Vater mit der Hoffnung, daß Teutbold wohl bald, vielleicht schon nach wenigen Wochen oder Monden wiederkehren werde, da er ja, von allen Palsämitlein entblößt, sich unmöglich allein fortbesseln könne. Dies war wirklich die Meinung des Ritters Hug, der von Tag zu Tage mit Sehnsucht erwartete, daß Teutbold, dem er im Grunde liebte, in die Burg wieder einzuziehen werde. Allein nicht Hugs Hoffnung, sondern Mariens Kurcht ging in Erfüllung; weder Teutbold selbst kehrte zurück, noch langte irgend eine Kunde von ihm an, und es ward allgemach gewiß, daß er seine beim Scheiden ausgesprochene Drohung in ihrem ganzen Umfange erfüllen werde.

Hätten die Erfahrungen eines ganzen Lebens, so wie das fromme Leben und der frühzeitige Tod einer geliebten Gattin den unglückseligen Wankelmuth des Ritters Hug nicht zu zwingen können, so ließ sich voraus sehen, daß auch die Entfernung Teutbolds und der stille, verzehrende Kummer Marias in den Gefinnungen des Ritters nur eine vorübergehende Aenderung hervorbringen würden. Wirklich wäre auch ein Rückfall zum Bösen längst erfolgt, wenn Burgherr Alfes und Eberhard ihn belungesucht hätten; und als sie kamen verfehlte ihre Gegenwart keinen Augenblick lang ihre gewöhnliche Folgen. Ritter Hug war alsbald wieder Jüdesgleichen. Daß sie aber so lange gezeigert hatten, bevor sie wieder auf die Burg kamen, hatte einen triftigen Grund. In Eberhard hatten die Worte Teutbolds, die siegende Kraft der Wahrheit und der Tugend in dessen ganzem Wesen, die innige heiße Zärtlichkeit, welche sich in der Umarmung Teut-

tofs und Marias aussprach, die ätherische Reinheit ihrer
 Empfindungen, endlich der erschütternde Anblick der schwäch-
 ligen Marie, welche in den Armen Leutholds vor Bonns
 und Schmerz gestorben zu sein schien, — alles dieses hatte
 auf Eberhard einen so mächtigen Eindruck gemacht, seine in-
 nersten Empfindungen, seine dunkelsten Ahnungen so gewal-
 tig aufgeregt, mit einem Wort, an den Säulen seines inner-
 sten Seelenlebens so fürchterlich gerüttelt, daß er in Gefahr
 kam, diesem gewaltigen Sturme zu erliegen. Er erkrankte
 so gefährlich, daß Alle, die ihn sahen, sein Leben für verlo-
 ren gaben. Dennoch genas er, aber er war nicht mehr der
 Frühere, seine Wildheit war einer stillen Sanftmuth gewi-
 sen, seine Begierde und rohe Sinnenslust hatte sich in in-
 drünstige Sehnsucht verwandelt, und alle jene Eigenschaften
 christlicher Frömmigkeit, die er sonst für weibische Schwächen
 hielt, erschienen ihm jetzt als Tugenden in ihrem wahren
 Werthe. Er war ein anderer Mensch geworden; seine inner-
 Natur hatte sich selbst erkannt, und die Gottlosigkeit die in
 ihm schlummerte, rang gewaltig in ihm, die Kräfte der
 Sünde und der Verstocktheit, welche böses Beispiel und arge
 Erziehung um sein Herz gelegt, zu durchbrechen. — Diese
 Wahnnehmung aber erschreckte seinen ruhelosen Vater auf's
 Heußerste, und derselbe gab sich, als ob er der Satan selber
 wäre, alle erdenkliche Mühe, durch ernste und spöttische Re-
 den, durch Lehre und durch eignes und fremdes Beispiel, den
 Keim des Guten, der in dem Herzen seines Sohnes zu spres-
 sen begann, sogleich wieder zu ersticken, und Eberhard wieder
 um zu Dem umzuschaffen, was er früher gewesen war. Diese
 teuflische Bemühung gelang langsam und unvollständig, aber

ke gelang doch. Nachdem mehrer Monate vergangen waren, zeigte Eberhard in seinem ganzen Wesen wiederum die bösen Eigenschaften der Lasterhaftigkeit; so viel aber war doch aus seiner Erweckung zum Guten zurückgeblieben, daß seit jener Zeit sezuweilen, und manchmal ganz plötzlich und ohne Ursache, derselbe wunderbare Kampf zwischen Tugend und Laster, der nach seiner Krankheit sichtbar geworden war, in seinem Herzen wieder auftauchte, leider aber dann auch durch die Einwirkung seines Vaters leichter und schneller wieder zu beseitigen war, als das erstemal.

Sobald Aßen sah, daß sein Sohn wieder auf der Bahn des Bösen einherginge, ritt er mit ihm auf die Burg des Mitters Puz, denn es war sein Wille, daß Eberhard sich mit Marie vermählen sollte. Seinem teuflischen Gemüth bereitete es eine absonderliche Freude, die sanfte, tugendhafte Marie der unbezähmbaren Wildheit Eberhards hingegen zu wissen, gleichsam als selbstthätiges Schlachtopfer des Teufels. Deshalb darselte er mit heiserer Begierde darnach, seinen böshafteu Plan in Erfüllung gehen zu sehen und nachstele dar- um die Leidenschaft seines Sohnes durch alle Mittel, deren er sich bedienen konnte, zur äußersten Höhe. Nicht Eberhards Willkür — Marias Unglück lag ihm am Herzen.

Sehr schwer ward es dem Bösewicht, seinen böllischen Zweck zu erreichen. Mitter Puz freilich war schnell gewonnen und vermaß sich mit tausend Klüchen, er wolle Maria zu der Verbindung mit Eberhard zwingen, und wenn sie auch mit dem abgepreßten „Ja!“ am Altare zugleich ihre Seele aushauchen sollte; allein sobald Aßen nicht bei ihm war, und er sich mit Marie, die in schmerzlichem Gram stillos dem

Orabe zuweilte, allein bestand, hatte er schnell seine Gelöb-
nisse und seine Blüthe vergessen, seine Scheltreden ver-
wandelten sich in Trostesworte, sein wildes Toben in
Schmeicheltreden, ja er ging öfters so weit, Marien selbst
anzurathen, daß sie, wenn er vom Rausche erregt, in sie
dränge, sich nicht daran setzen, sondern ihm kräftig wider-
stehen, und ihrem Teufel die angelobte Treue bewahren
sollte.

Diese kindische Unbeständigkeit des Ritters Hug machte
dem alten Aßen schon einen schweren Stand; denn wenn er,
Eug's Burg verlassen, am Ziel seiner Wünsche zu sein
glaubte, so fand er, wenn er wiederkehrte, sich immer wie-
der am Anfange derselben. Hierzu aber kam noch, daß die
körperlich so schwache Marie eine Kraft und Festigkeit des
Charakters zeigte, wie sie nur wahre Liebestrone und gottse-
lige Frömmigkeit erzeugen können. Wenn ihr Vater schalt
und tobte, so schwieg sie; wenn er sie aber tröstete und hob-
reicht mit ihr sprach, sagte sie zu ihm:

„Sorget nicht, Vater! Der Trost, den ich bedarf, wird
nicht ausbleiben. Nehet meine Wangen an, so werdet Ihr
es glauben, daß mein Ketter nahe sei. Fürchtet nicht, daß
Ihr mich zwingen könnt, so Ihr nicht etwa zufrieden seid,
wären Ewam eine Leiche anzuvermählen!“

Bei solchen Worten füllten sich die Augen des Ritters
mit Thränen, er gelobte in seinem Innern, die unglückliche
Tochter in Ruhe zu lassen, und mindestens nicht dem Schmerz
ein Opfer zu rauben, um es dem Teufel zu übergeben.
Aber sobald Aßen, sein böser Geist, erschien, war Alles beim
Alten; er erzählte sogar dem bösen Ritter, wie seine Toch-

ter gelobt, lieber zu sterben, als Eberhards Gattin zu werden, und fügte dann hinzu, so er es müßte, wolle er sie mit jenem vermählen, auch wenn sie schon auf dem Todtenbette läge. — Das aber war es, was Aßen nicht wollte, denn was hätte es ihm gebollet, die Leiche einer Tugendhaften, die keinen Schmerz, keine Qual mehr empfinden konnte, an die Seite des Räsers zu schmieden? Und just diese Wahrscheinlichkeit, daß der Plan ihm mißlingen werde, machte seine Begierde zur Raserei an, und ließ ihn Alles aufbieten, um wenigstens noch einige Wochen vor Mariens Tode zum Ziele zu gelangen. — Zu seinem bitteren Verdruss aber fand er selbst bei Eberhard mehr Widerstand als Pässe, denn ob dieser auch in wilder Leidenschaft für Marien lebte, und von einer Begierde ergriffen war, die keine Schranken, kein Hinderniß zu kennen oder zu achten schien; so traten doch immer, wenn der entscheidende Augenblick da war, wenn Oug und Aßen sich geeinigt hatten, Marie mit Gewalt in die Kapelle zu schleppen, die Wahnungen der Tugend wie Engel mit feurigen Schwerdtern vor die Seele Eberhards, daß er, voll Verzweiflung nach dem Guten ringend, seinem elenden Vater fluchte und sich selber, und, auf die Anseen stürzend, nach einem frommen Priester schrie, der ihn bekehren solle, und dem er mit heiligen Eiden seine Entsagung angeloben könne. — Solche Wallungen einer halben Raserei gingen dann freilich nach wenigen Stunden vorüber, und nach wenigen Tagen war Eberhard von neuem ganz die Beute seines Vaters; aber sobald es wieder zum Aeußersten gekommen war, trat auch jedesmal wiederum derselbe Zustand ein.

So vergingen mehre Jahre in beständigen Kämpfen, ohne daß Ritter Allen sein Ziel erreichte, doch auch ohne daß er, durch den Kampf ermüdet, seinen bösen Voratz aufgab. Eberhard war von dem Zwiespalt, der in seinem Innern herrschte, so sehr verzehrt worden, daß er im Aeußern kaum mehr Ähnlichkeit mit sich selbst hatte; seine Wangen waren eingefallen seine Augen erloschen und glühten nur zuweilen wie in plötzlich ausbrechendem Wahnsinn auf, seine Haltung war gebückt, sein Gang unsicher und wankend. Eine ähnliche Veränderung war mit Maria vorgegangen; bleich wie der Tod, in den Augen ein schwärmerisches Feuer, ohne Theilnahme für Alles, was um sie vorging, meist träumerisch in sich selbst versunken, und den größten Theil des Tages in der Burg-Kapelle auf den Stufen des Altars in stillem Gebete zubringend, schien sie dieser Welt nicht mehr anzugehören, sondern mit allen ihren Gedanken und Empfindungen bereits in dem Jenseit zu weilen. An den Kämpfen, deren Gegenstand sie selber war, hatte sie wenig Antheil genommen, da sich dieselben durch ihres Vaters Mäntelmuth und Eberhards fast wunderbare Weichselstimmung meist ohne ihr Zutun zu ihren Gunsten entschieden. So lebte sie, trotz der wilden Stürme, ein ruhiges Leben der Sehnsucht und des Schmerzes, und weckte hin, nicht geknickt durch bittere Qualen, sondern langsam aufgezehrt durch das Feuer verwaister Liebe und ungestillter Sehnsucht.

Nachdem so, wie wir erwähnt, drei Jahre vergangen waren, gestalteten sich plötzlich die Verhältnisse anders. Ritter Dug hatte seinem bösen Kumpan das Versprechen gegeben, Marien um jeden Preis zu der Verbindung mit Eberhard zu

zwingen, und Eberhard seinerseits, der sich seit einiger Zeit in einer unbeschreiblich wilden Aufregung befand, hatte zum ersten Mal nicht nur darein gewilligt, daß Maria mit Gewalt gezwungen würde, seine Gattin zu werden, sondern selbst darauf gedrungen, daß dies geschehe. Der getroffenen Verabredung gemäß kündigte darauf Ritter Hug seiner Tochter an, daß sie in wenigen Tagen mit Eberhard durch das Sacrament der Ehe verbunden werden solle. Zu Hugs großem Erstaunen zeigte Maria weder Schreck noch Widerwillen bei dieser Nachricht, sie lächelte nur still vor sich hin und richtete dann die glühenden Blicke mit schwärmerischem Ausdruck zum Himmel. Hug fing bereits wiederum an, in seinem Entschlusse wankend zu werden und fragte Marien in fast schüchternem Tone, ob sie darein willige, Eberhards Gattin zu werden? Hierauf erwiderte Maria lächelnd:

„Ihr werdet Euch schlechten Dank bei Eurem Elbam verdienen, Vater, denn Junker Eberhard ist wohl nimmer des Sinnes, sich mit einer Leiche zu vermählen.“

Durch diese milde Entgegnung wuchs ihres Vaters Muth, und ebenfalls lächelnd erwiderte er: „Wie magst Du Dich wohl eine Leiche nennen, Maria, da Du noch lebst?“

„Da ich noch lebe, Vater?“ erwiderte Marie sanft und scherzend. „Steht mir denn der Tod nicht im Antlitz geschrieben, oder könnet Ihr die Schrift nicht lesen? Wißet Ihr nicht, daß ich in der kühlen Grabeserde liegen werde, ehe die Wondschelbe, die schier voll ist, sich wieder erneuet? Wie möget Ihr an ds Hochzeitbette denken, da mein Sarg gezimmert, und wie an das Brautkleid, da mein Sterbekleid gefertigt ist? Mit todtten Lippen küßt sichs schlecht,

schlecht ruht sich am mörderischen Pufen! Gebet dem Junker eine lebendige Traut, mich aber lasset ruhen, denn die Töden solltet Ihr nicht hören.“

Ritter Hug schauderte und sprach kein Wort weiter, als aber am Nachmittage Assen und Eberhard ihn besuchten, theilte er ihnen die Antwort mit, welche er von seiner Tochter empfangen hatte. Da rief der wilde Assen lachend: „So nah wirds mit dem Tode nicht sein!“ Eberhard aber sprang wüthend auf und verlangte fluchend und mit einem Ungestüm, als ob er von Raserei ergriffen worden wäre, seine Werbung bei Marien selbst anzubringen. Hug gab hierauf Befehl, Marien herbeizurufen, und wider sein Erwarten trat dieselbe nach wenigen Minuten in die Halle. Eberhard schritt auf sie zu, als er aber ihren Augen begegnete, die ruhig, fast beschlend auf ihn blickten, stand er plötzlich still, wie von einer Zaubergewalt gelähmt. Bald aber erholte er sich wieder und trug nun Marien mit sanften, zärtlich bittenden Worten sein Vergehren vor, sich mit ihr zu vermählen.

Marien hörte ihn geduldig an, als er aber geendigt hatte, erwiderte sie in einem Tone, der nicht nur Eberhard, sondern auch die Ältern Ritter schauern machte:

„Welcher Wahnsinn treibt Euch, Junker, daß Ihr darauf dringet, Euch mit dem Tode zu vermählen? Gebet Ihr das Verderben nicht, dem Ihr verfallen seid? Was wollet Ihr sterben, da Ihr noch lebet? Was ruhet Ihr, da Ihr noch kämpfen könnt? Höret auf den Rath der Jungfrau! Rettet, da Ihr noch lebet, Eure Seele! So Ihr es nicht sehet, glaubet mir, daß ich es sehe. Rettet Euch, rettet Euch, eh' denn Ihr rettungslos verloren seid in alle Ewigkeit! Denket, daß

Ihr sterben werdet, da Ihr noch lebet, und denket, wie Ihr lebet, da Ihr sterben müßt!“

Nach diesen Worten wandte sich Maria um und verließ die Halle. Lange Zeit schwiegen die Ritter, denn sie waren bestig erschüttert, und selbst Assen fuhr schauernd zusammen. Oberhard war todesbleich geworden und bebte an allen Gliedern, während seine Augen wild rollten, als ob Verzweiflung ihre Krallen in sein Herz geschlagen hätte. Ein wilder Kampf tobte wieder in seiner Brust, aber das Böse siegte, und er schwor und vermaß sich mit tausend Klüßen, daß er die Jungfrau freien werde, und wenn sie auch am Altare neben ihm verschlebe. Kaum aber hatte er sich wieder an den Tisch gesetzt und einige Pumpen Weines hinuntergeschützt, als er plötzlich in einen Tränenstrom ausbrach und, wie er es früher öfters gepflegt, nach einen Priester rief, der ihm ein Gebet vorsagen solle. Dieser Zustand dauerte kurze Zeit, worauf der Unglückselige, plötzlich in Klüße ausbrechend, wiederum schwur, daß Maria die Seine werden müsse, wenn seine Seele darob auch tausend Ewigkeiten hindurch verdammt werde. Endlich kamen die Drei überein, daß die Hochzeit schon am andern Tage stattfinden solle. Der böse Assen hatte diesen Vorschlag gemacht, und der willenlose Pua folgte gleich in denselben einstimmt; Oberhard aber war dadurch in eine wahrhafte Raserei versetzt worden, er war seiner Sinne nicht mehr mächtig, und ruhete nicht eher, bis Maria noch einmal heringerufen und der Beschluß ihr angekündigt ward. Wie nahe aber auch die Gefahr drohte, Mariens Muth blieb unerschüttert. „Habet es, wie Ihr es wollt,“ sagte sie, „ich kann Euch nicht wehren.“

Als am andern Morgen ihre Frauen ihr hässliche Gewänder brachten und ihr verkündeten, daß Ritter Hug befohlen habe, sie wie eine Braut zu schmücken, ließ sie lächelnd Alles geschehen und ging, da sie geschmückt war, und den bräutlichen Myrthenkranz im Haar hatte, auf Verlangen ihres Vaters in die Halle, wo Hsen und Eberhard, nebst dem Burgkaplan ihrer warteten. Maria sah in ihrem Schmuck unbeschreiblich reizend aus; ihre Wangen hatten sich geröthet, ihre Augen schwammen in Feuer und auf ihrem ganzen Antlitz lag der Ausdruck einer seligen Entzückung. Keiner der Versammelten sprach auch nur ein einziges Wort bei Mariens Eintritt, eine düstere Verwirrung hielt Alle gefesselt, bis endlich der Priester fragte, ob sie bereit wären. Eberhard sprang auf und rief: „Ich bin es! Laßt uns gehen!“ Mit diesen Worten schritt er auf Marien zu und faßte ihre Hand. Die Jungfrau sah ihn lächelnd an und fragte sanft: „Was habe Ich mit mir vor, Junker?“

„Euch zu freien, habe ich vor!“ rief Eberhard; in demselben Augenblicke aber öffnete sich die Thür, und ein Ritter in glänzender Rüstung trat in die Halle. Als ob ein böser Geist erschienen wäre, spraken die drei Ritter zusammen, denn sie mochten sich wohl bewußt sein, welch schmachvoll schändliches Beginnen sie vorhätten, das nicht die Gegenwart eines ehrensamen Ritters duldete. Der Fremde, dessen Helm mit den Zeichen des heiligen Kreuzes geschmückt war, als Beweis, daß sein Besitzer im gelobten Lande gegen den Erbfeind der Christenheit gekämpft habe, war von hoher, stattlicher Figur, doch war sein Antlitz nicht zu sehen, da er auch nach seinem Eintritt das heruntergelassene Visir nicht hob.

Länger, als es sonst ziemlich ist, stand Ritter Dug stumm und verwirrt seinem Gast gegenüber, ohne nach dessen Begehren zu fragen, endlich aber erholte er sich, schritt dem Fremden näher und sagte:

„Seid mir willkommen in meiner Burg, Herr Ritter, und verkündet mir, so es Euch gefällt, Euer Begehren.“

„Aber eilet,“ fiel Ritter von Assen rasch ein, „denn Ihr sehet, daß wir eben auf einem wichtigen Gange begriffen sind, da jene Jungfrau alsbald vermählt werden soll.“

Der fremde Ritter richtete sein Haupt abwechselnd nach den beiden Sprechenden, dann sagte er mit fester, wohlklingender Stimme:

„Welcher von Euch beiden, Ihr Herren, ist der Herr dieser Burg, auf daß ich ihm zuerst Bescheid gebe? Oder ist in dieser Burg kein Herr, der seinen eignen Willen kund geben kann, ohne fremden Einspruch und Beistand?“

Diese Worte, deren höhrende Deutung nicht zu verkennen war, verwirrte die Ritter. „Ich bin der Herr dieser Burg,“ stotterte endlich Ritter Dug.

„Wohlan, Herr Ritter,“ erwiderte hierauf der Fremde, „so bitte ich Euch um ritterlich gastliche Ausnahme für wenige Stunden, und da ich gerade zur Hochzeit Eurer Jungfrau Tochter eingetroffen bin, so gestattet auch mir ein Gast bei diesem frohen Feste zu sein. Aber,“ fuhr er, sich umblidend, verwundert fort, „wo sind denn die übrigen Gäste? Wo das glänzende Hochzeitsgeseite, wie es einem so reichen und holden Burgfräulein ziemt?“

Ritter Dug schwieg verlegen, Assen aber nahm das Wort:

„Wir gedenken das Fest ganz in der Stille zu begreifen,“ sagte er, „weil, weil . . .“

Der Unbekannte lachte. „Seht ihr doch so heimlich um Werke,“ rief er, „als ob Ihr auf einem Schloßmenneken auf Belagerung begriffen wäret!“

Bei diesen Worten fuhr Eberhard wüthend empor und riß mit einem grimmigem Fluche das Schwert aus der Scheide. In demselben Augenblicke hatte auch der Fremde sein Schwert entlöst und stand, in voller Rüstung, dem angewappeten Eberhard kampfbereit gegenüber. Auf und Aßen schreien dazwischen, der Fremde aber rief: „Seid außer Sorgen, Ihr Herren! Daß ich auch ein ernstes Wortlein mit dem Bräutigam zu sprechen, so soll es doch nicht jetzt und nicht hier geschehen. Daß ich mich aber zur Hochzeit geladen, dazu glaub ich ein klein Recht allerdings zu haben.“ Nach diesen Worten hob er sein Visir und zeigte den Anwesenden ein männlich schönes, narbengezerrtes und von der Sonne gebräuntes Antlitz.

„Teuthold!“ schrie Marie mit einem herzzererschneidenden Tone, stieg auf den Fremden zu und stürzte am Busen desselben ohnmächtig zusammen. Die drei Ritter standen wie erstarrt; keiner von ihnen hatte Teuthold, denn dieser war es wirklich, erkannt, als aber Marie jenen Namen ausgerufen hatte, und nun ohnmächtig an der Brust des Geliebten lag, da erinnerten auch sie sich der Scheidestunde Teutholds, in welcher er Marien eben so wie jetzt, leblos in den Armen gehalten hatte, und in welcher er mit drohendem Wort seine Rückkehr verkündet, und daß er Marien hier oder droben von ihrem Vater zurückfordern werde.

„Eberhard war der Erste, der sich aemante, und in der Absicht, der ohnmächtigen Marie beizukommen, schritt an auf dieselbe zu; Teutbold aber streckte ihm sein entblößtes Schwert entgegen und rief:

„Wage es Niemand, diese Püßige zu berühren, oder: er ist des Todes! Hinweg mit Euch, Ihr Mörder eines Engels!“

Ritter Hug fuhr schauernd zusammen, Ritter Affen wußte vor Verlegenheit nicht was er beginnen sollte, Eberhard aber erwiderte mit gemäßigtem, fast artigem Tone:

„Es steht Euch schlecht an, Ritter Teutbold, und die Mörder der holden Marie zu nennen. Ist sie todt, so haben nicht wir sie getödtet, sondern allein der Schreck über Euren unvernünftigen Anblick, da sie Euch, ihren Bruder, immer geliebt hat, wie eine treue Schwester. Welches Recht aber habt Ihr, dem Bräutigam zu verbieten, daß er seiner Braut nahe?“

In diesem Augenblicke erwachte Marie aus ihrer Ohnmacht, stieß einen tiefen Seufzer aus und umschlang dann mit fast wilder Innigkeit Teutbold mit ihren Armen.

„Sehet da,“ tief darauf dieser, „ob sie Eure Braut ist!“ Dabei drückte er sie zärtlich an sich und fuhr fort: „Sage Du ihm, traute Marie, daß er lügt, da er Dich also frech seine Braut nennt!“

„Sprecht, Jungfrau,“ fiel Eberhard ein, „seid Ihr mir nicht als Braut anverlobt?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Marie träumerisch, „doch ist es mir, als hätteet Ihr Euch mit meiner Leiche vermählen wollen.“

„So habt Ihr stets gesagt,“ erwiderte Eberhard mit

welcher Stimme, „aber Ihr könnt doch nicht leugnen, daß Ihr mir als Ehgemahl von Eurem Vater zugesagt worden seid, daß Ihr nie ein Wort dagegen geäußert habt und daß wir so eben durch das Sacrament der Ehe verbunden werden sollten.“

„Ich weiß nichts!“ erwiderte Marie, Leuthold fester an sich pressend, „was kümmerte es mich, was Ihr mit meiner Leiche vorhabt!“

„Ihr hört es,“ fiel Eberhard ein, „sie leugnet es nicht!“

„Ich höre es,“ sagte Leuthold. „Hier ist ein schändliches Spiel getrieben worden. Ihr habt die Unglückliche so lange gemartert, bis sie mit sich gegeben ließ, was Euch beliebte. Ihr habet kein Recht an sie, kein Recht! Aber da sie Euch, Junker Eberhard, verlobt worden ist, wenn auch durch Trug und arge List, so solltet Ihr so viel Recht auf die Jungfrau haben, daß Ihr um sie kämpfen möget mit mir. So Ihr Rittersinn habet und ächte Ritterehre, so nehmet meinen Handschuh auf,“ und mit diesen Worten warf er jenem das ritterliche Symbol der Feindschaft vor die Füße.

Eberhard hob den Handschuh freudig auf; seit Leuthold sich zu erkennen gegeben hatte, war der böse Geist in Eberhards Herzen wiederum fast wunderbar den Regungen ächter Rittertugend gewichen, und die Ausforderung Leutholds erfüllte ihn deshalb mit wahrer Freude. Der Gedanke, Marien erlösen zu dürfen, wie es einem tapfern Ritter ziemt, statt heimlicher tückischer List das ehrliche Schwert anzuwenden zu können, hatte für ihn etwas so überaus Befriedigendes, daß in seinem Herzen für Leuthold eine Empfindung inniger Freundschaft erglückte, weil Jener ihm Ver-

anlassung und Gelegenheit gab, sich wie ein kühner Ritter zu zeigen. Seit Eberhard dem mächtigen Zwiespalt in seiner Seele heimgefallen war, hatte sich in ihm der Geist des Guten noch nie so überwiegend, so rein und so stark gezeigt, als jetzt. Er betrachtete eine Zeit lang den aufgedehnten Hethbandenschuh mit inuligem Wohlgefallen, schritt dann heiter lächelnd auf Leuthold zu, reichte ihm die Hand hin und sprach:

„Nabet Dank, wackerer Ritter, für Eure Ausforderung! Wohl hab ich Euch einst in der Unbesonnenheit der Jugend und des Rausches getränkt, da ich Eurer Unerfahrenheit spottete und Euch höhnte, und schier habe ich es nicht verdient, daß Ihr jetzt also allmählich mit mir umgeht, und mich zum christlichen Kampfe fordert, da Ihr, wie ich vermuthe, und an dem heiligen Zeichen auf Eurem Helm erkenne, ein tüchtiger Ritter und kühner Kämpfer geworden, und an Erfahrung mir weit voraus seid.“

„Wohl mag ich,“ entgegnete Leuthold, „an Erfahrung Euch voraus sein, da ich mehr als zwei Jahre im gelobten Lande gegen den Uppfeind der Christenheit gekämpft und manchen scharfen Strauß bestanden habe. Doch freut es mich, daß Ihr meine Ausforderung ehrt und Euch des christlichen Kampfes freut. Lasset uns denn bis zum Kampfe, der morgen stattfinden soll, als gute Freunde nebeneinander weilen, und nicht durch Groll unsere Ritterethre, noch durch Schmähreden unsere Manneswürde verletzen!“

Marie hatte sich unterdessen ganz erholt und hing mit glänzenden Augen am Antlitz ihres Geliebten, in dessen An-

blief sie so versunken schien, daß sie darüber kaum etwas davon vernahm, was in ihrer Gegenwart verhandelt wurde.

Die beiden ältern Ritter, Pog und Affen, zeigten sich in ihrem ganzen Wesen den Ausdruck der Freude; Pog schritt auf Teuthold zu, bewillkommnete ihn als Gast und Sohn auf das herzlichste, und lud ihn ein, es sich in seiner Burg so lange gefallen zu lassen, wie es ihm beliebte, und ihn, wie früher, wieder als Freund und Vater zu betrachten.

So war ganz unerwartet die Freundschaft unter allen Anwesenden hergestellt und selbst Marie zeigte sich so munter und lebhaft, als seit langer Zeit nicht. Teuthold legte Helm und Rüstung ab und befreite sich mit einem zerklüftten Stamm, setzte sich dann zu den andern Rittern in die Nähe Mariens und erzählte, auf Verlangen Aller, viel von seinen Kämpfen, Gefahren und Erlebnissen, theils in christlichen Ländern, theils unter den Ungläubigen. Das frohe Mittagsmahl unterbrach kaum diese Unterhaltung, die nach dem Essen bei gefüllten Pumpen wieder lebendiger fortgesetzt wurde. Marie verließ die Halle keine Minute lang, sondern saß nicht gar fern von den Männern, den Worten Teutholds mit Aufmerksamkeit lauschend. Eberhards Aufregung stieg im Laufe des Tages so hoch, daß er einige Male entschlossen war, laut und feierlich zu Gunsten Teutholds auf Marien zu verzichten, wenn ihm sein Lebenshüter nur die Ehre ritterlichen Zweikampfs gönnen wolle. Doch wenn er diesen Vorsatz aussprechen wollte, verschloß ihm ein Blick auf Marien immer wieder den Mund, denn er dachte, wie er so nahe daran gewesen sei, die holde Jungfrau zu besitzen, wenn nicht die unermittelte Ankunft Teutholds sie ihm wieder entrisfen hätte.

Bibl. Univ. Leipzig

Als nun der Abend endlich hereingebrochen war und in der Halle eine tiefe Dämmerung herrschte, erdte sich Teuthold und bat den Ritter Hug, ihm zu gestatten, daß er sich jetzt in seine Kammer begeben dürfe, da er außerdem sein Gebet verrichten, und dann noch mancherlei Wichtiges und Nöthiges besorgen wolle.

„Geht mit Gott,“ sprach Ritter Hug, „und thut, was Euch beliebt. Denket, Ihr wäret Herr in dieser Burg.“

Teuthold verabschiedete sich hierauf zuerst bei Marien mit herzlichsten Worten, dann bei den Rittern und verließ die Halle. Nach seiner Entfernung kochte das Geschräusch, denn keiner der drei Ritter wußte recht, wie er mit dem Andern daran sei und was er nach dem Vorgefallenen sagen sollte. Mit Marie war plötzlich eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Bereits vor Teutholds Ankunft war sie im Antlitz bleich gewesen, schier wie der Tod, und nur in ihren Augen hatte sich ein schwärmerisches Feuer gezeigt, das von der Aufregung ihres innern Seelenlebens Kunde gab. An dem Tage aber, da ihre Vermählung stattfinden sollte, überzog ein rothiger Hauch ihre Wangen, der sich noch steigerte, nachdem sie in dem Haß ihren Teuthold erkannt hatte. Jetzt aber, da Teuthold die Halle verlassen hatte, die bald darauf durch die Diener erleuchtet wurde, war Marie wieder so bleich geworden, daß die Ritter, da sie sie anblickten, in unwillkürlichem Schreck zusammenfahren, denn es sah schier aus, als ob eine wirkliche Leiche dasäße, deren Augen von einem jähwüthenden Feuer belebt wären. — Diese Wahrnehmung vermehrte noch die Verlegenheit und das Unbehagen der Ritter, weshalb auch nach wenigen Minuten Iffern und Eberhard zogen.

sich erhoben und nach flüchtigen Abschiedsworten sich auf ihr Zimmer begaben. — Dort angelangt, sank Eberhard in einen Stuhl, stützte den Kopf in die Hand und überließ sich, ohne ein Wort mit seinem Vater zu sprechen, tiefem Nachsinnen. Mittler Aßen seinerseits ging ebenfalls sinnend auf und ab und verließ dann plötzlich das Gemach. Als er nach einer Viertelstunde wieder zurückkehrte, begegnete er Eberhard in der Thüre, im Begriff hinauszugehen.

„Wohin willst Du?“ rief ihm sein Vater erschrocken entgegen.

Eberhard kehrte in das Zimmer zurück. „Vater,“ sagte er mit feierlichem Tone, „haltet mich nicht auf. Ich will thun, was ich im Leben nicht gethan habe, weil Ihr immer davor schaltet, ich will in die Kapelle gehn und beten.“

Aßen ließ ein dumpfes Gelächter aus, griff nach dem Schwerte, reichte es seinem Sohn und sagte: „Nun geh hin und bete! Eben habe ich auf meinem Spähergange Leuthold in die Kapelle gehen sehen. Gehe hin und bete,“ fuhr er fort, an dem Schwerte rüttelnd, das Eberhard wie in Gedanken umgeschwallt hatte, „und kehre nicht zurück, ohne für die Erhörung deines Gebetes sicher gesorgt zu haben. Marie ist eine gar holde Maid, und ein Schwert trifft in den Rücken eben so sicher, als in die Brust.“

Bewirrt durch diese Worte und in einem Zustande, der an Betäubung grenzte, eilte Eberhard fort und stand in wenigen Augenblicken an dem Eingang der Kapelle, die von einer Lampe erleuchtet war. Leuthold kniete auf dem Steine des Altars und betete inbrünstig; er sprach leise und sein frommes Geflüster tönte fast schauerlich durch die stille Däm-

merung des leeren Raums. Bei dem Anblick Teutholds sangen die Worte Affens an, in ihrer teuflischen Bedeutung dem Sohne klar zu werden. Der böse Geist in seinem Herzen erhob sich plötzlich wieder mächtig. Der furchtbare Zwiespalt in seiner Seele trat gräßlicher denn je hervor, der Unselige war bald seiner nicht mehr bewußt. Wenige Augenblicke schwankte er, zweifelhaft, ob er beten oder dem Bösen sich ganz hingeben sollte, doch während er noch zauberte, hatte er das Schwerdt schon unwillkürlich entblößt. Beim Anblick der nackten Waffe schauderte Eberhard wild zusammen, dann faßte er wie im wahnsinnigen Krampf das Schwerdt mit beiden Händen, rannte auf Teuthold zu und rieß es demselben mit einem heulenden Schrei von hinten mitten durch den Leib.

Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel Teuthold vorn über mit dem Antlitz auf die Stufen des Altars; nach einigen Sekunden aber richtete er sich wieder krampfhast empor, stakete, auf den Knien liegend, die Hände und rief: „Maria, Maria, ich harre Dein! Folge mir!“ Dann rieß er einen tiefen Todesseufzer aus und sank entseelt am Fuße des Altars um. Eberhard, der Mordmörder, stand bleich und regungslos mit wild rollenden Augen da, wie ein Wahnsinniger oder Verzweifelter anzuschauen; endlich raffte er sich zusammen, riß das Schwerdt aus des Gemordeten Leib, lehrte mit der entblößten blutigen Waffe in die Burg zurück und stürzte wild in die Halle, wo Hug und Maria noch saßen, beide in so tiefen Stunen verloren, daß selbst das Geräusch des ungestüm Hereinstürzenden sie nicht hörte. In der Halle angelangt, stand Eberhard eine Zeitlang stille, die blutunterlaufenen Augen herumrollend, als ob er angstvoll Etwas

suche; endlich blieben seine graußigen Blicke auf Marien fest, auf die er nun losstürzte und sie mit dem Ausruf: „Jetzt bist Du mein!“ wild in die Arme schloß. Ritter Euge fuhr erschrocken auf, Marie aber stieß einen tiefen Seufzer aus, keckelte: „ich komme, mein Leuthold!“ und sank todt zu Eberhards Füßen. —

„Was macht Ihr, Junker?“ rief Ritter Euge jetzt. „Habt Ihr denn den ritterlichen Zweikampf schon ausgekämpft, daß Ihr die Jungfrau Euer nennt?“

Eberhard brach in ein wildes Gelächter aus. „Alldinge!“ rief er, „und es war ein harter Strauß, Ritter!“ Mitleid aber fielen seine Blicke auf die Leiche zu seinen Füßen und in tödtlichem Schauer zusammenfahrend schrie er: „Schaut, schaut, ich habe mir eine Leichenbraut erkittet, eine toete, kalte Maid! Das wird eine lustige Hochzeit geben, wo die Haken zum Tanz aufspielen und der Teufel den Wein kredenzen wird. Ich lad' auch Euch zur Hochzeit, Ritter!“ fuhr er mit dem Ausdruck des Wahnsinns fort, „Ihr seid verdammt Brautvater gewesen, gelt, Ihr müßt zur Leichen-Hochzeit kommen!“

Während Eberhard so sprach, war Euge neben Marien niedergekniet und brach, als er sich überzeugte, daß sie todt sei, in lautes Schluchzen und Wehklagen aus. Eberhard schaute ihm eine Weile stumm zu, dann brach er wieder in Lachen aus und rief: „Ei, Ritter, singet Ihr schon den Hochzeitsgesang? So wird es Zeit, daß ich mich stattdich schmecke, denn ich bin ja der Bräutigam,“ und kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er das blutige Schwert mit raschem Schwunge in die Höhe hob und es mit beiden Händen sich tief

in die Brust stieß, worauf er mit einem dumpfen Schrei todt zur Erde fiel.

In diesem Augenblick trat Ritter Affen in die Halle; er war in die Kapelle geschlichen um zu sehen, was aus Eberhard geworden sei. Als er Leutholds Leiche auf den Stufen des Altars liegen sah, bemächtigte sich eine teuflische Freude seiner Seele, und er eilte in die Halle, wo er Marien in Eberhards Armen vermuthete. Nun aber fand er Eberhard in den Armen des Todes, und von Wuth über seine fehlgeschlagene Hoffnung ergriffen, stürmte er hinaus, schwang sich auf ein Ross und jagte davon. Bald darauf verfiel er in Wahnwitz, der ihn durch Wald und Feld peitschte, bis auch er seinem Leben selbstmörderisch ein Ende machte, indem er seinen Kopf an einem Baumnstamm zerschellte.

Ritter Bug vertraute sein kurzes Leben in verzweiflungsvoller Reue in einem Kloster. Leuthold und Marie wurden in einem Grabe begraben; wo Eberhards Leiche geblieben, meldet die Sage nicht. Das blutende, zitternde Schwerdt aber, das noch heut zu Tage an der Liebfrauen-Kirche zu Halberstadt hängt, ist dasselbe, womit Eberhard zuerst Leuthold, dann sich selbst ermerdet hat.

Wann der Fluch, der auf dem Schwerdt haftet, gelöscht sein wird, weiß Gott allein.

VI.

Der alte Pessauer.

Sagen sind ein Eidhym, welches die Gegenwart von der Vorzeit empfängt, darum sind sie uns ehrwürdig, wie Alles, was Jahrhunderte überdauert hat. Nachdem spiegelt sich in den Sagen das Bild derjenigen Zeiten, in welche sie fallen, und wenn dasselbe auch meist verschoben, unklar oder fremdartig verzerrt sich darstellt, so weiß der ruhige Forscher doch oft aus dem bunten Gewirre von Nebendingen die letzten Umriss derjenigen Thatsache zu entwickeln, welche den eigentlichen geschichtlichen Kern einer Sage ausmacht. Aber wenn auch dieses nicht gelingt, so ist doch der Geist der Vorzeit schon aus der Art und Weise zu erkennen, wie sie die ihr gegebenen Elemente zur sagenhaften Darstellung verarbeitet. Immer aber muß der Stoff der Sage ein volkstümlicher sein, die Person oder die Begebenheit, deren Andenken in dem Schatzkästchen der Sage uns aufbewahrt worden ist, muß tief in das Volk gedrungen sein und sich mit dem Leben desselben, mit seinen Gedanken und Empfindungen, innig verbunden haben. Auf diese Weise ist die Sage oftmals ein sicherer und kräftiger Träger des Mythos, als selbst die Geschichte. Dies bewährt sich bei Künstlern und Gelehrten, bei Staatsmännern und Feldherren und selbst bei Fürsten und Königen.

Wir schicken diese kurze Betrachtung voraus, weil der Held der nachfolgenden Sage ein Fürst und Feldherr ist, welcher einen großen, wenn nicht den größten Theil seines Nachruhms eben seiner außerordentlichen Popularität verdankt, die ihn zum Gegenstande unzähliger Anekdoten machte und ihm, man kann sagen, auch die Ehre erwarb, in den Inhalt mehrerer, aus seiner Zeit stammender Sagen aufgenommen zu werden. Wir sprechen von dem General der beiden ersten Preussischen Könige, von jenem Fürsten Leopold von Dessau, der unter dem Namen des alten Dessauers noch heute, nach mehr denn hundert Jahren, in dem Andenken des Volkes lebt, und in seiner eigenthümlichen Persönlichkeit der Nation bekannter und vertrauter ist, als alle Feldherren der uns viel näher liegenden Zeiten.

Nun aber wollen wir zu der Sage selbst übergehen und die launige Fabel munter und heiter, wie sie es verdient, darzustellen suchen. — Der prachtliebende und freigebige König Friedrich I., dessen Ausdauer und Beharrlichkeit den Brandenburgischen Kurhut in eine Königskrone verwandelte, hatte dem alten Dessauer das Gut Korkitten in Litthauen geschenkt, in der zweifachen Absicht, sich dem wackern Fürsten gnädig zu bezeugen und zugleich vortheilhaft für die Kultur und Gesittung jener fernern Provinz zu wirken, da der König wohl wußte, wie der alte Dessauer nicht nur ein tüchtiger Soldat, sondern auch ein umsichtiger Regent sei, der durch das Beispiel seiner pünktlichen Ordnungsliebe und regen Betriebsamkeit auf dem Litthauischen Gute das lässige Volk daselbst zur Nachahmung anfeuern werde. Daher sagte der König zu dem Fürsten, als er ihm das erwähnte Gut

schenkte: „Lieber Fürst, wir schenken Euch keinen geschliffenen Diamanten, der statlich schimmert und mit dem Ihr prunkten könnt, sondern einen rohen Stein, darinnen ein Diamant verborgen liegt, sehe denn Ew. Liebden zu, wie Sie den Edelstein herausbringe.“

Der alte Dessauer verbeugte sich tief und erwiderte: „Ew. Königliche Majestät erzeiget mir gar hohe Huld und Gnade, als durch welche mein Herz zu großer Dankbarkeit motivirt wird. Hoffe auch, nach Eurer Majestät gnädigster Intention, den Kiesel zu spalten und den Diamanten herauszufördern.“

„Das glauben wir schon!“ fiel der König lächelnd ein; „Antemalen das Gerede circuliret, daß Ew. Liebden die schwarze Kunst studiret und darinnen große Wissenschaft acquirirt habe.“

„Ja nicht viel geworden!“ rief der alte Dessauer laut lachend, indem er den Schnurrbart strich. „habe vielmehr nur bis zu den Elementis gebracht, dieweil ich nicht genugsam Lateinisch verstand; denke aber doch damit fertig zu werden, und schier ganz ohne Abrahambabara und Lateinisch, dasern Ew. Majestät mir nur gnädig verbleibet.“

Der König lachte ebenfalls und reichte dem Fürsten huldreich die Hand, indem er ihm nochmals empfahl, aus der Litthauischen Wüste, so gut er es vermöge, ein wohlangebautes Gut zu erschaffen.

Es wäre wohl kaum nöthig gewesen, den Fürsten zu besonderer Thätigkeit anzufeuern, denn er selbst war obnehmes emsig darauf bedacht, das ihm von der Gnade des Königs geschenkte Gut durch musterhafte Einrichtungen und sowohl

nützliche als angenehme Anlagen nach Kräften zu verschönern und zu verbessern. Bei diesem Vorsatz und bei den Mitteln, die dem Fürsten zu Gebote standen, konnte ein glücklicher Erfolg wohl nicht ausbleiben und so geschah es denn, daß nach wenigen Jahren das Gut Norlitten wie ein kleines Paradies inmitten der armseligen und vernachlässigten Umgegend dalag.

Voll Freude über seine Schöpfung, sann der alte Dessauer unablässig darüber nach, wie er des Nützlichen und Schönen noch immer mehr hervorrufen könnte, und fiel endlich darauf, an dem Bache, welcher am gutsherrlichen Schlosse vorüber durch das Dorf strömte, eine Wassermühle zu erbauen, und kaum hatte er sich überzeugt, daß dieser Plan nicht nur ausführbar, sondern auch wirklich nützlich und einträglich sei, als er auch unverzüglich ans Werk schritt; denn das ist bekannt, daß der alte Dessauer kein Zauderer war. Nun begann ein neues reges Leben, eine bunte eifrige Thätigkeit in dem Dorfe, da ward gemauert und gezimmert, Blöcke gebauen, Bretter geschnitten, Ziegel gebrannt, das Räderwerk gebauet, das Eisen und die Nägel in den Eissen geschmiedet, und das Alles so eifrig und rasch, als ob die Mühle in vier Wochen vom Fundament bis zum Wibel fertig sein müßte. So schnell ging es nun freilich nicht, aber der Eifer des Bauherrn und der Fleiß seiner Werkleute blieben doch nicht unbelohnt, denn ehe noch derselbe Sommer, in welchem der Bau begonnen wurde, vorüber war, war das nützliche Unternehmen doch schon so weit vorgeschritten, daß Alle, die es sahen, ihre Freude daran hatten, denn man konnte

wohl schon merken, wie hässlich die Mühle sich ausnehmen würde, wenn sie erst fertig wäre.

Als nun Alles so vorzüglich von Statten ging, ohne Verwirrung und Unterbrechung, da meldete sich eines Tages, es war im Monat August, ein wandernder Mühlknappe bei dem Hürken, und beehrte bei dem Mühlenbau beschäftigt zu werden. Der alte Dessauer sah den Gesellen an und schüttelte den Kopf, denn der Bursche gefiel ihm nicht sonderlich. Es war ein kleiner unterlegter Kerl mit schwarzem struppigem Haar und halbzugewachsenen blinzelnden Augen, kurz der ganze Mensch sah aus, als ob er einen Wanderpaß vom Teufel hätte. Bei solcher Betrachtung hatte der Hürk wenig Lust, den Mühlknappen zu beschäftigen, doch dachte er, wenn derselbe etwa aus Brabant oder Flandern wäre, und sich auf den Mühlenbau absonderlich verstände, so wollte er ihn doch annehmen. Daher fragte er ihn zuvörderst, was er für ein Landemann sei, und da der Mühlknappe hierauf antwortete, er sei ein geborner Littbauer, fing der Hürk an zu lachen und rief: „Weh nur deines Weges, Bursch, deine Weisheit können wir schon entbehren!“

Der Mühlknappe richtete seine kleinen Schelmeng Augen stehend auf den Hürken, lächelte dann in einer Art, daß es ausah, als ob ihm der Teufel über die Schulter gucke, und ging dann fort, ohne irgend ein Wort weiter zu sprechen.

Einige Tage nach diesem Vorfall begab sich der alte Dessauer nach der Baustelle, um zu sehen, ob die Arbeit gut fortschritte. Wie erstaunt war er aber, als er wahrnahm, daß in den letzten Tagen nicht nur nichts gefördert, sondern daß von dem, was bereits fertig gewesen war, manches wieder

eingefallen und verdorben sei! Das war ein schlechter Anblick für den Fürsten, der denn auch sogleich die Meister vor sich beschleiden ließ und sie vermaßen anfuhr und anschaß, daß sie nicht anders glaubten, als hunderttausend Gewitter hätten sich auf einmal über ihren Köpfen entladen, denn der alte Dessauer hatte den Mund auf den rechten Aed und konnte fluchen und donnern, daß noch ganz andre Leute vor ihm zitterten, als Maurer- und Zimmer-Meister. Einer hatte zwar dennoch den Muth, ehrerbietig einzuwenden, daß sie allzumal nicht für das Unheil könnten, und es sich selber gar nicht zu erklären wüßten, wie aus ihren fleißigen Arbeitern mit einemmale faule Langerer geworden seien, die nichts vor sich brächten, und aus dem festen Bau ein Schutthaufe, der zusammenstürze, wenn ein Wassenbube daran rüttelte. Der alte Dessauer aber fuhr dem Sprechenden mit einem donnernden: Nicht ralsonnirt! in die Paroge, daß ihm hören und sehen verging, dann folgte ein neuer Strasserröhen, der mit der Drohung schloß, sie alle zum Teufel zu jagen, wenn eine Unordnung der Art noch einmal vorkiele.

Die Meister schloßen davon, Gott dankend, daß sie aus der Nähe des alten Herrn waren, und ließen, auf der Baustelle angelangt, ihre Ruch an ihre Arbeiter aus, wobei sie es keinesweges dabei bewenden ließen, die erhaltenen Scheltworte wieder auszusprechen, sondern aus ihren eignen Mitteln noch eine erschütterliche Summe an Prüffen und Stößen zulegen. Das half jedoch Alles nichts. Tag um Tag verging mit Schellen und Poltern, mit Drohen und Treiben, ohne daß der Bau auch nur um einen einzigen Schritt gefördert worden wäre. Die Arbeiter mühten sich, daß ihnen die

Glieder lahm wurden und der Schweiß ihnen stromweis am
 Körper herabließ, dennoch aber vollbrachten sie jetzt in acht
 Tagen nicht so viel, als sonst in einem, und das Schlimmste
 war, daß das, was sie am Tage baueten, des Nachts re-
 gelmäßig wieder einfiel, als ob sie nicht mit Kalk, sondern
 mit weißem Kase gemauert hätten. Die Meister schrien und
 tobten, die Gesellen fluchten und brummten, die Handlanger
 knurrten und maulten, aber die Sache blieb wie sie war.
 Und als nun eine Woche um war, und die Meister am
 Samstag zum Fürsten gehen sollten, um den Wochenlohn zu
 holen, da ward ihnen angst und bange, denn der Augenschein
 überzeugte sie, daß in den letzten acht Tagen gar nichts, aber
 auch rein gar nichts an dem Bau gefördert war. In dieser
 Noth machte Einer von ihnen den Vorschlag, den Lohn im
 Stücke zu lassen und Alle, Meister, Gesellen und Handlan-
 ger, sammt und sonders davon zu laufen. „Denn,“ sagte
 er, „das Mindeste, was uns widerfahren wird, ist, daß wir
 alle Deshauer und mit seinem Bambus zusammenschlägt wie
 kaltes Eisen, und für solche Arbeit ist mein Rücken zu morsch.“
 Die Andern stimmten ihm alle bei, und Keiner von ihnen
 war der Meinung, daß sein Rücken für die Last, welche der
 alte Deshauer ihm wahrscheinlich aufbürden würde, stark ge-
 nug wäre. Schon waren sie Willens, den gefaßten Entschluß
 auszuführen, und sich aus dem Staube zu machen, als Ei-
 ner von ihnen, ein alter Meister mit grauen Haaren, ihnen
 vorstellte, daß solche Flucht doch gar zu schimpflich wäre, und
 sich eher für unbesehene Verdrüßnisse schickte, als für ver-
 ständige Meister. Er machte ihnen deshalb den Vorschlag,
 sie wollten insgesamt zum Fürsten gehen, dann mögen die

andern Meister im Vorzimmer bleiben, er selber aber wolle allein dem alten Dessauer unter die Augen treten und ihm die Sage vorstellen. „Er wirds mit mir so gar arg nicht machen,“ sagte er, „um meines grauen Kopfes willen, und ein kleines Donnerwetter gedanke ich mit Gottes Hülfe auszuhalten.“ Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und die Meister begaben sich sofort zum Fürsten aufs Schloß nach Königsberg.

Dort angelangt, machten sie es wie sie verabredet hatten, sie blieben im Vorzimmer, während der alte Meister zu dem Fürsten hineinging. Der alte Dessauer war erstaunt, jenen allein kommen zu sehen und fragte, wo die Andern wären. Da verbeugte sich der alte Mann und erwiederte flüsternd: „Durchlauchtigster Fürst! Meine Mitmeister harren im Vorgemach, denn sie haben große Schen getragen, vor Ew. fürstliche Gnaden zu treten, die weil sie nichts Gutes, sondern eitel Schaden und Unheil zu vermeiden haben. Denn schauet, durchlauchtigster Herr, obwohl wir die acht Tage redlich und unverdrossen gearbeitet und uns nach Kräften fleißig bemühet haben, so ist der Bau doch um keinen Stein vorgeschritten. Was am Tage gemauert wurde, ist in der Nacht wieder eingefallen; die mit Mühe eingetriebenen Nägel sind locker und lose und können leichtlich herausgezogen werden, wie der Backelzahn eines alten Weibes; item die Balken und Hölzer, so an einem Tage glatt gebauen und behebelt waren, zeigten sich am andern Tage wieder höckrig und schrunvig, als ob der Teufel darauf Schlittschuhe gelaufen wäre, in Summa, es ist Alles verdorben, verkehrt und confus, aber gewiß und wahrhaftig ohne unser Zuthun und Verschulden.“

Nach diesen Worten bückte sich der Meister, als wölte er dem Fürsten seinen Rücken zur Erektion darbieten, und da er glaubte, daß es sogleich losgehen würde, sagte er, ohne sich aufzurichten, mit leisem Achzen: „Machet es gnädig, durchlauchtigster Fürst, denn weil die Andern sich fürchteten, hab ich allein mich vergewagt, verhoffend, Ew. Fürstl. Gnaden werden es um meines grauen Hauptes willen mitdörlig mit mir machen.“

Der alte Mann wußte nicht was er denken sollte, als er, noch immer gebückt stehend, weder den Bambus fühlte, noch die donnernde Scheltrede des Fürsten hörte; daher wagte er es nach einiger Zeit, sich ein wenig aufzurichten und schen nach dem Fürsten hinzulugen. Da sah er denn zu seiner großen Verwunderung den alten Dessauer am Fenster stehen und, in tiefes Sinnen verloren, mit den Fingern auf den Schelben seinen Marsch trommeln. Dem alten Meister ward schlecht zu Ruthe bei dieser Wahrnehmung und er kraute sich besorgt hinter den Ohren, denn er meinte, diese schwüle Stille sei der Vorbote eines um so fürchterlichern Gewitters, und er fing deshalb an, ganz sachte und allmählig sich nach der Thür zurückzuziehen, um bei dem ersten Donnererschlage sich durch eilige Retirade salviren zu können. Während aber ihm so bange wurde, klopften im Vorgemach den Meistern die Herzen wie Schmiedekammer, denn sie getrauten sich nicht zu hoffen, daß sie heil und ungewaltt aus dem Schlosse kommen würden. Ihre Furcht stieg noch mehr, als der Fürst plötzlich die Thür öffnete und ihnen entgegenrief: „Kommet herein, Meister, und nehmet euren Wochenlohn.“ Einigen von ihnen war ganz so zu Ruthe, als müßten sie stugs um-

lehren und im Galopp davon rennen; doch wagten sie nicht, dem Ruf ihres fürstlichen Bauberrn ungeborsam zu sein, und schlichen daher scheu und gebückt ins Zimmer, wo der alte Meister ihnen zublingelte und verstoßen die Achseln zuckte, als wollte er sagen: Ich weiß halt auch nicht, wies steht."

Es geht aber nicht immer gut, wenn der Mensch hofft, und nicht immer schlecht, wenn er fürchtet. Der alte Dessauer zahlte den Meistern ihren Wochenlohn bei Heller und Pfennig und sagte, nachdem sie das Geld eingestrichen, mit leutseligem Tone zu ihnen!

„Ihr habet nun Euern Wochenlohn, Meister, zahlt das von den Gesellen und andern Werkleuten aus, so viel jedem gebührt, Morgen gehet in die Kirche, wie es guten Christen ziemet, am Montag aber in der Frühe seid wieder beim Bau und arbeitet rüstig und unverdrossen, so wird Alles gut gehen."

Die Meister machten rasch ihren Bückling und eilten dann zum Zimmer hinaus, weil sie dem Wetter immer noch nicht trauten. Als sie aber nun endlich auf dem Schlosshofe standen, da schauten sie sich einander an und schüttelten die Köpfe und meinten, das gehe nimmer mit rechten Dingen zu. Es ging aber wohl mit rechten Dingen zu, sie verstanden es nur nicht, und so geht es dem Menschen gar oft, daß er den Kopf schüttelt und meint, so sei es nicht recht, es müsse anders sein; es liegt aber blos an seiner eignen Kurzsichtigkeit, und der welcher über ihm ist, weiß gar wohl, warum er es so thut und nicht anders.

Der alte Dessauer war freilich anfangs von dem Bericht des Meisters sehr überrascht, doch hatte er auch sogleich ein-

gesehen, daß ein so ungewöhnlicher Schaden nicht der Fahrlässigkeit der Arbeiter zugeschrieben werden könne, und als er der Sache näher nachdachte, wurde es ihm immer klarer, daß hier ein böser Zauber im Spiele sein müsse. Nun aber wissen wir schon, daß der alte Dessauer zwar kein Meister in der schwarzen Kunst gewesen, aber doch so viel davon profitirt habe, um ungefähr zu wissen, wie es damit zugehe. So brachte er es denn auch bald genug herauf, daß der von ihm abgewiesene Litthauische Mühlknappe ein abgefeilter Schwarzkünstler und Hexenmeister gewesen sei, und aus Furcht, weil er keine Arbeit erhalten, es dem Bau angethan habe, daß er um keinen Stein weiter vorwärts käme, als er an jenem Tage, da der Knappe beim Fürsten vorgespochen, gewesen war. Hätte es der alte Dessauer in der Zauberlei weiter gebracht, so würde er leicht den Bann haben lösen und dem Knappen obenein eins anhängen können. So aber, da er nur ein Stümper in der Kunst war, blieb ihm nichts anderes übrig, als seinerseits klein beizugeben, und den abgewiesenen Mühlknappen zur Arbeit zu rufen. Es kostete nicht viel Mühe dies ins Werk zu setzen, denn der Knappe war im Dorfe geblieben und hatte sich die Zeit über in der Schenke gütlich gethan, als ob er gerufen hätte, daß die Reihe doch noch an ihn kommen würde. Als er den Befehl erhielt, vor dem Fürsten zu erscheinen, grinste er höhniisch und sagte: „Wenn ich es wollte, müßte Er zu mir kommen, doch will ich so genau nicht nehmen, habe ich doch meinen Willen gehabt.“

Der alte Dessauer hütete sich wohl dem Mühlknappen, als derselbe vor ihm erschien, seinen Zorn zu zeigen, viel-

mehr stellte er sich recht freundlich und sagte: „Al. schau, da bist Du ja, mein lieber Knappe! So Du noch willst, kannst Du jetzt Arbeit bei der Mühle bekommen, denn zwei tüchtige Arme mehr können nicht schaden. Das aber muß ich Dir sagen, weil Du nicht für Deine Arbeit mit ausbedungen bist bei den Meistern, so sollst Du Deinen Lohn von mir selber empfangen, und zwar erst dann, wenn der ganze Bau vollendet sein wird, was ja nicht mehr gar fern ist. Denn, gelt, mein guter Bursch, ich fürchte, dafern ich Dich wöchentlich ablohne, hältst Du mir am Ende nicht Stich bei der Arbeit, sondern trollest Dich von dannen und ich habe dann einen guten Knappen weniger.“

Der Teufel selber ist ja, wie wir wissen, so dumm, daß er sich oft genug hat anführen lassen, daher ist es wohl kein Wunder, daß ein Perenmeister, wie unser Mühlknappe, blindlings in die Falle passete, die der alte Dessauer ihm legte. Der Knappe ging nämlich die Bedingungen ein und begab sich sofort auf die Baustelle und zur Arbeit. Nun hätte einmal einer sehen sollen, wie das jetzt förderte beim Bau! Nicht anders, als ob unsichtbare Geister dabei hüßen, oder als ob das in voriger Woche versäumte und verdorbene sich von selbst nachbaute, schritt das Werk vorwärts, und noch ehe ein Monat um war, stand die Mühle fix und fertig da, zur Freude des Fürsten wie der Arbeiter, und zum absonderlichen Nutzen aller derer, die nun ihr Getreide auf der neuen Mühle mahlen lassen wollten. Der Fürst belobte die Arbeiter und beschenkte sie reichlich, als aber der Lithauische Mühlknappe zu ihm kam und seinen Lohn begehrte, sagte er mit spöttischem Lachen zu ihm: „Bürwahr, mein
Sagen.“

Hürschlein, Du thust gar übel, Deinen Lohn zu begehren, denn sonder Zweifel weißt Du, welches Lobnes Zauberer und Perenmeister sich zu gewärtigen haben. Gelüßet Dich, für die Hölle gar gehalten zu werden? Lauf Pastunte, trolle Dich! Nur weil Du beim Bau geholfsen, will ich aus besonderer Gnade Dich entwißchen lassen!"

Der Mühlknapp machte es bei dieser unerwarteten Rede fast ebenso, wie damals, als er abgewiesen wurde, er Minzette den alten Dessauer von der Seite an und ging dann stillschweigend von dannen.

Als er fort war, fiel es dem Fürsten doch ein wenig schwer aufs Herz, daß er sich den Perenmeister nun so ganz zum Feinde gemacht, und wohl erwarten dürfe, von demselben auf die eine oder die andere Art geneckt, wenn nicht gar geschädigt zu werden. In dieser Besorgniß nahm der gute alte Dessauer sein ganzes bißchen schwarze Kunst zusammen und brachte mit großer Mühe endlich so viel heraus: Wenn er nur noch vier Wochen hintereinander in seinem Schlosse bliebe, so könne der Perenmeister ihm nichts anhaben, dafem er aber die Mauern des Schlosses verlasse, so hätte auch alsbald der Zanber volle Macht über ihn. Das ging dem alten Dessauer gar schwer zu Sinne, daß er so vier Wochen lang in seinem Schlosse ein Gefangener sein solle, und so sehr er die Gelehrten und den Bücherkram haßte, so wünschte er jetzt doch das erste Mal in seinem Leben, daß er in seiner Jugend ein wenig mehr lateinisch gelernt hätte, damit er in der Zauberet so weit hätte kommen mögen, um dem hochhaften Mühlknappen das Handwerk zu legen. Doch das war nun einmal nicht mehr zu ändern, und so ergab sich denn

auch der alte Dessauer gutwillig darein, denn er meinte, vier Wochen seien keine Ewigkeit, die wolle er schon bestehen.

Indessen ward das Ding ihm doch gewaltig sauer und nachdem eine Woche vergangen war, wurde der Fürst unwillig und mißmüthig und ärgerte sich sehr, daß er sich in einen so bösen Handel eingelassen. Nichts aber vergeht so sicher als die Zeit. Der ersten Woche folgte die zweite, der zweiten die dritte, und endlich waren auch von der vierten bereits sechs Tage vorüber, und nun ward der alte Dessauer fröhlich und guter Dinge, denn er meinte, dieser eine Tag sei doch nur noch ein Späß, und dann habe er doch seinen Willen gehabt und den kückischen Perrenmeister Nores gelehrt. Nun fügte es sich obenein, daß fast am letzten Tage der Gefangenschaft Jahrmart zu Königsberg war, so daß vor dem Schlosse ein buntes lustiges Menschengewühl wogte, das dem Fürsten Unterhaltung und Zerstreuung in Fülle bot. So fröhlich wie an diesem Tage war deshalb auch der alte Dessauer lange nicht gewesen, und als es gegen Mittag kam, öffnete er ein Fenster und legte sich hinaus, um das bunte Treiben in seiner ganzen Ausdehnung zu beschauen und sich daran zu ergötzen, wobei ihm das Pfeischen, aus dem er laßig dampfte, noch einmal so gut schmeckte. Seine Lust noch zu erhöhen, trat plötzlich der Litthauische Köpflnappe vor ihn hin und sprach in demüthigem Tone:

„Durchlauchtiger Fürst, habet doch die Gnade, mir meinen Lohn auszuzahlen, den ich durch meiner Hände Arbeit mir verdienet. Zwar haben Ew. fürstliche Gnaden mir von wegen Zauberei gedrohet, doch habet Ihr sicher damit scherzen wollen, und werdet Euch nun wohl eines Andern beson-

nen haben. Lasset mich darum nun nicht länger warten, durchlauchtigster Fürst, sondern gebet mir meinen Lohn, ich bitte Euch darum."

Da fing der alte Dessauer lustig an zu lachen und rief: „Ha, kriechst Du nun zu Kreuze, Du arger Teufelsbraten, und meinst, da die Zeit bald um ist, und Du mir nicht mehr schaden kannst, Du wollest mich nun durch süße Worte lockern! Aber Du bist im Irrthum, nicht einen rothen Heller sollst Du haben, nicht einen Pfifferling!" Dabei blies er ihm den Tabakrauch ins Gesicht und lachte nach Pörsenlust.

Der Mühlknappe erwiederte kein Wort, sondern trat einige Schritte zurück und verweilte ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre; nach einigen Minuten aber hielt er einen aus dem Gedränge am Arm fest und sprach zu ihm: „Scham, lieber Mann, wie sieht das schnadisch aus!" wobei er mit dem Finger auf den alten Dessauer deutete, welcher noch immer, seine Pfeife rauchend, im Fenster lag.

Der Mann, den der Mühlknappe solchergehalt auf dem Fürsten aufmerksam gemacht hatte, zeigte in seinen Zügen Schreck und Erstaunen und griff sodann ängstlich nach seinem Kopfe, als ob er da etwas suche. Nicht lange dauerte es, so kam ein Zweiter, der schaute ebenfalls verwundert nach dem Schloß und griff dann just wie der Erste nach seinem Kopfe. Nach dem zweiten aber kam ein dritter, nach dem dritten ein vierter, und ehe eine Viertelstunde vergangen war, standen hundert und aber hundert Menschen vor dem Schlosse, die alle staunend und verwundert auf den alten Dessauer blickten und dann nach ihren Köpfen griffen.

Das fiel denn endlich dem Hürken auf und er griff mechanisch ebenfalls nach seinem Kopfe, und wie ward ihm zu Muth, als er auf seinem Haupte ein mächtiges Hirschgeweih erfaßte. „Donnerwetter!“ rief der erschrockene Hürk, „das hat mir der verdammte Mühlknappe angethan, da ich den Kopf aus dem Fenster gesteckt.“ Nun versuchte er den Kopf rasch zurückzuziehen, aber da rasselte das Geweih gegen die Fenstern, daß sie klirrend zu Boden fielen, und das Volk fing an zu flühen und zu klütern und wurde laut aufgelaßt haben, wenn nicht der schuldige Respekt es daran verhindert hätte. Jetzt trat der Mühlknappe wiederum zum Hürken und sagte: „Wie ist's, durchlauchtiger Hürk, wollet Ihr mir nun meinen Lohn geben?“

„Du bist ein höflicher Hallunke!“ rief der Hürk lachend, „daß Du mich noch fragst, da ich doch in Deiner Gewalt bin. Du sollst Deinen Lohn haben und noch einen guten Dank obenin, weil Du nicht schlimmer mit mir verfahren.“ kaum hatte der alte Dessauer diese Worte gesprochen, so war er seines Haupt Schmuckes ledig und zog den Kopf zum Fenster herein. Hieranf bezahlte er dem Mühlknappen seinen Lohn, ermahnte ihn zu neuen christlichen Wandel und — ließ ihn laufen. — So war der alte Dessauer durch einen Mühlknappen zu einem Geweih gekommen. Wer heut zu Tage aber ein Geweih trägt, dem hats sicher kein Mühlknappe angethan.

VII.

Die Schwanenburg zu Ales.

Die große Macht, welche der grausame aber tüchtige Alarich, König von Frankreich sich errungen hatte, sank unter seinen Nachkommen, den Merovingern, die nur die bösen Eigenschaften ihres Stammvaters geerbt hatten, nicht aber seinen Muth und seine Herrscherkraft, immer mehr und mehr, so daß ihnen bald nichts mehr übrig geblieben war, als der bloße Name als Könige, während die eigentliche königliche Macht an ihre Hausmeier oder Haushofmeister überging. In der That die Benennung: „major domus“ (d. i. Haushofmeister) bald so viel bedeutete, als Regent von Frankreich. Einer dieser Hausmeier, Pipin von Heristal, gelangte durch seine Herrschertugenden zu so sicherem Besitze seiner Macht, daß er dieselbe in seiner Familie erblich zu machen beschloß; da aber sein eheleiblicher Sohn, Theudobald, schwach an Körper wie an Geist war, so setzte Pipin vor seinem Tode fest, daß ihm sein natürlicher Sohn Karl (der später den Beinamen Martell, d. i. der Hammer, erhielt): in der Würde eines Majordoms des Frankischen Reichs folgen sollte. Kaum aber war Pipin gestorben, als seine Gemahlin Plectrude, um ihrem leiblichen Sohn Theudobald zu der erledigten Würde zu verhelfen, den unehelichen Karl hinterlistig gefangen nehmen und zu Köln in einen Kerker

werfen ließ. Aus diesem Gefängniß aber ward Karl auf wunderbare Weise durch einen zauberisch schönen Jüngling befreit, der Elias Graß hieß, und den Karl, der wirklich hierauf regierender Majordomus von Frankreich wurde, aus Dankbarkeit zum Grafen von Kley ernannte, da diese Grafschaft durch den Tod des Grafen Diether eben erledigt worden war.

Graf Diether, dem seine Gemahlin bereits vorangegangen war, hatte bei seinem Tode eine einzige Tochter, Namens Beatrix, hinterlassen, die an Schönheit, Anmuth und Liebreiz ihres gleichen nicht hatte auf der ganzen Welt. Zart von Wuchs und hoch reizende Züge in den Gliedern, mit einer Haut, die von Silbersäden gewoben und von dem rothgen Pauch der Blumenkönigin durchdrustet schien, mit blauen Augen, die sanft leuchteten wie der Mond in einer Malmacht aber wärmer und inniger, und endlich mit goldgelben Locken, die in unbeschreiblicher Zülle um Stirn, Wangen und Nacken wogten, schimmernd, lieblich und seidenweich — so glück Beatrix mehr einer Fee oder einem andern holden Wesen der Zauberwelt, als einer irdischen Jungfrau. Und den süßen Reiz ihres Körpers erhöhte noch die anmuthige Tracht, in die sie gekleidet war. Ihren Leib umhüllte ein tiefschwarzes Gewand vom schwersten Seidenstoff, reich geflickt mit Silbersäden, die theils Sternchen, theils Blumen und schimmernde Guirlanden bildeten, daß es ausah, wie funkelnde Sternentraut am nächtlichen Himmel. Ihren jungfräulichen Busen umgab eine goldene Kette, von welcher allerlei niedliche Gebilde aus demselben Metall, vornehmlich Blumen und Vögelchen, reich mit Demanten und buntem Edel-

gestein besetzt, zierlich herabbingen. Ihre nackten Arme schmückten prächtige Spangen, und Stirn und Locken umgab ein glänzendes Diadem, reich strahlend von großen Brillanten. Endlich stieß vom Scheitel bis weit über die Herzen ein Schleier von so hartem Gewebe herab, daß man seine schwarze Farbe nur da erkennen konnte, wo er in dichteren Falten lag. — Schön wie am Pribe aber war Beatrix auch an der Seele; Sanftmuth, Keuschheit und holde Schaam waren ihre vorzüglichsten Eigenschaften, ihr Gemüth war reich und empfindungsvoll, und ihr jungfräuliches Herz barg eine unendliche Fülle schlummernder Liebesgefühle, die den Jüngling, für welchen sie zum Leben erwachten, mit allen Entzückungen des Paradieses zu beschenken versprochen.

Als der Tag gekommen war, an welchem Elias Graß, der neuernannte Graf von Kieve, seinen Einzug halten sollte, schmückte sich Beatrix, obwohl auch heute in die Farbe der Trauer gekleidet, noch schöner und anmuthiger als gewöhnlich und ließ dann, umgeben von ihren Frauen, auf den Altan der gräßlichen Burg, um hinauszuschauen auf die blauen Flotten des Rheins, welche, der Kunde nach, den neuen Herrn daher tragen sollten in sein Land. Elias Graß war damals hochberühmt und viel gepriesen im ganzen französischen Reich, denn er allein hatte den Majordomus, den tapfern Herzog Karl, aus schwachvoller Gefangenschaft befreit, und dadurch das ganze Frankenreich gerettet, denn Herzog Karl war ein kühner Held, der alle heidnische Völker schlug und unterwarf, daß sie dem trügen Frankenkönig Gehorsam und ihre Tribute zahlen mußten.

Auch Beatrix hatte vielfach das Lob des jungen Grafen

gehört, und daß er nicht nur der kühnste und tapferste, sondern auch der schönste Ritter der ganzen Christenheit wäre. Anfangs lauschte sie diesen Lobpreisungen mit freundlicher Neugierde, wie man eine frohe Nachricht hört, auch wenn sie nicht eben und selbst betrifft; bald aber drangen die ehrenden, rühmenden Worte tiefer in ihre Seele, ihr jungfräuliches Herz fing an zu klopfen, sobald der Name des jungen Grafen genannt wurde. Ihre Glieder erariff ein leises Beben, ihre Wangen deckte ein tieferes Roth und in ihren Augen glübete ein sanftes Feuer auf, daß es schier ausah, wie stille, schmachtlende Liebessehnsucht. Daher mögt Ihr wohl denken, welche Gefühle den Busen der liebreizenden Beatrix füllten, als sie auf dem Altan der Burg stehend, die Ankunft des Grafen Brail erwartete! Noch nie hatte die heiße Brust so heberisch gewogt, noch nie eine so lange Unruhe das Herz der Jungfrau bewegt. Bald seufzte sie, wie vor bitterem Schmerz, bald lächelte sie, wie in süßer Wonne; jetzt hüllte sie sich tief in den zarten Schleier, um einsam ihren Gedanken nachzuhängen, oder mit geschlossenen Augen die reizenden Bildungen ihrer Phantasie zu beschauen, dann sprang sie wieder plötzlich empor, als ob sie fürchtete, Etwas zu versäumen, befreite ihre leuchtenden Augen von dem hindernden Gewebe und schaute sehnuchtsvoll hinaus auf den wogenden Rhein. Und als sie wieder einmal so da stand und mit ängstlichen Blicken in der Ferne auf den tiefblauen Wellen späbete, da stieß sie plötzlich einen lauten, süßklingenden Schrei aus und hob die rothigen Arme empor, als wollten sie den Wellen umfassen. —

In nicht allzugroßer Ferne schwammen auf den Fluthen

des königlichen Rheins unzählige Masten daher, ¹ bunte Schiffe, geschmückt mit weißen Segeln und bunten Wimpeln und prächtigen Flaggen. In den Schiffen selbst wogte ein buntes Gewühl rühriger Knechte und stolzer Ritter, deren blanke Rüstung hell widerstrahlte im Sonnenschein, während auf dem glänzenden Helm im kühnen Schwunge die Federn bebten und schaukelten. Auch stand auf jeglichem Schiffe ein Bannerträger, der eine herrliche Fahne von lasurblauer Seide schwenkte, während neben ihm kunstgeübte Männer schmetternde Fanfaren auf Hörnern und Trommeten bliesen. — Alle diese Pracht aber ward weit überboten von dem Fahrzeug, welches der Flotte voranzog. Es war ein alterlicher Masten, muschelartig geformt, von glänzendem Ebenholz und reich besetzt mit bunten kostbaren Muscheln und glänzenden Edelsteinen. Nicht Segel noch Ruder leiteten das Fahrzeug, sondern es ward gezogen von einem majestätischen Schwan an goldener Kette, der leicht und frei daherschwamm, wie ein Silberwölkchen am Sommerhimmel. In dem Kahn selber aber stand der junge Graf Elias Graf, am lasurfarbenen Seidenbunde den Lauf des Schwans lenkend.

Es wäre wohl vergebliche Mühe, wollte ich es versuchen, die wunderbare Schönheit des ritterlichen Jünglings in dem Muschellabne zu schildern. Nie hat die Erde wieder einen Mann von so herrlichem, königlichem Wuchs getragen; kein Ritter, auch der schönste nicht in seinem Gefolge, war ihm zu vergleichen! Kosige Jugendsfülle und stolze Männlichkeit theilten sich wunderbar in sein Antlitz, aus seinem Augen strahlten in entzückendem Verein ernste Poesie und milde

Liebesglut, und unter dem Helm hervor quoll: das braune Paargelock in drängender Hülle. In der Rechten trug er ein goldnes Schwert, dessen blendender Glanz unter den losenden Sonnenstrahlen sich verdoppelte; an seiner Linken hing ein blanker, silberner Schild, sieben goldene Scepter als Wappenzeichen enthaltend; auf seinem Haupte schimmerte ein goldner Helm mit Reiterfedern, auf der Hüfte schaukelte sich ein silbernes Jagdhorn, und von den Schultern floss ihm ein langer Purpurmantel, auf dessen Farbenpracht die Strahlen der Sonne entzückt zu spielen schienen.

Je näher das Geschwader heran kam, desto unruhiger pochte das Herz der holden Beatrix, desto stürmischer wallte ihr Blut und desto feuriger glühten ihre Augen. Ihre Bewegungen waren lebhaft und unsät; bald wandte sie sich rasch um, als wollte sie den Altan verlassen, dann wieder trat sie weiter vor an das Geländer und spähte mit unverdohlenem Eifer nach den Schiffen, bis sie in holder Schaam erglühend und erschrocken über ihren Ungehörigen zurücktrat und die rosigem verschämten Wangen in die Falten des Schleiers barg. Endlich landeten die Schiffe, ihnen allen voran der Muschelkahn, und der junge Graf, gefolgt von den Rittern und Knechten, stieg an das Land, während ein weithallender Trompetenschuß und das lustige Schwenken der Fahnen den Augenblick feierten, in welchem der neue Herr das Land, das er beherrschen sollte, betrat.

Benige Minuten waren seitdem vergangen, da erschien ein stattlich geschmückter Herold vor Beatrix, die Ankunft des neuen Grafen meldend, und in dessen Namen mit zierlichen Worten um die Erlaubniß bittend, daß die reizende

Beatrix es dem neuen Herrn gestatten möge, vor sie zu treten, um seine ritterliche Puldigungen ihr darzubringen. Ramm war Beatrix im Stande, geziemend auf die höfliche Anrede zu antworten, aber nachdem sie eine Zeitlang in holder Verwirrung dem Herold gegenüber gestanden hatte, gab sie die erbetene Erlaubniß, als ob die unfreiwillige Zögerung sie schmerzlich reuete, auf so feurige und bringende Weise, daß sie darum dieser allzuheftigen Darlegung sich schämte, und deshalb in reizender Besorgtheit einige stotternde Worte hinzufügte, deren Unverständlichkeit der kluge Herold aus der Purpurglut auf den Wangen der Jungfrau sich deutete. Wohl mochte der Herold, der rasch zu seinem Herrn zurückgekehrt war, diesem die freundliche Einladung der Gräfin in ihrer lockenden Wahrheit überbracht haben, denn Graf Elias Graill nabete bald darauf mit so freudigleuchtendem Anitz und mit so zutraulich herzlichem Wesen, als ob er käme, eine längst verlobte Braut zu begrüßen und zu umarmen. Des Grafen herzlichste Annäherung verschonte schnell die mädchenhafte Besorgtheit aus dem Busen der schönen Beatrix; heiter lächelnd, Sonne-Empfindung in dem leuchtenden Auge schritt sie dem Gast entgegen, freudig und mit süßen Silberlauten ihn in ihrer Burg willkommen heißend. In die zweifelhafte Dämmerung ihrer Gefühle war ein heller Lichtstrahl gefallen, ihre geheimsten Ahnungen waren aus dumpfem Schlummer zu freudigem Leben erwacht, und statt dürstender Sehnsucht füllte die Befriedigung eines unbeschreiblichen Entzückens ihre Seele. Beatrix blickte ihrem Gast in die wunderbar schönen Augen und erröthete halb in jungfräulicher Scham, halb in bräunlicher Wonne, als sie dem Auge des

Grafen begegnete, welches ein Lichtmeer gewaltiger Liebesgluthen auf sie hinstrahlte. Seine Hand unbewußt drückend und mit einem seligen Bonneschauer seinen Gegenstand empfindend, führte sie den Gast in das Prunkzimmer der Grafenburg, woselbst sie, nach der Sitte der Zeit, ihm den goldenen Kelch, gefüllt mit feurigem Weine, darreichte, nachdem ihre rothigen Lippen den Rand des Kelches berührt, und so den gastlichen Ehrentrunk gewürzt hatten. Der junge Graf hob mit entzückten Blicken den Becher in die Höhe und rief: „Auf Euer Wohl, auf das Wohl der reizendsten Jungfrau, die das Erdenrund trägt, auf das Wohl der wunderholden Gräfin Beatrix!“ worauf er das goldene Blut der Rebe freudig hinunterschlürfte.

Beatrix dankte süssig für den freundlichen Toast und fügte sodann mit der Offenheit der Unschuld manches süße Wort hinzu, wie sie glücklich sei, den hochberühmten Jüngling in ihrer väterlichen Burg zu sehen, der eine so herrliche That vollbracht, und der dafür im ganzen Frankenreich gepriesen werde als der trefflichste Ritter der Christenheit. Elias Graill lächelte freundlich dieser holden Rede, und so bildete sich schnell eine trauliche Innigkeit zwischen diesen Beiden aus, die durch wunderbare Schönheit so würdig waren, einander zu lieben.

In der Regel ist das Entstehen der Liebe, wodurch zwei bis dahin geschiedene Seelen in eins verschmolzen werden, mit einem gewissen schmerzlichen Kampf verbunden. Die Seele des Liebenden wird auf den Stützen der göttlichen Liebesempfindung dem Dunkeln dieser Welt entrückt und hinaufgetragen in die Region seliger Entzückung, neben wel-

den sie aber auch, da sie ihre Abgeschiedenheit von der Schwesterseele jetzt empfindet, von jenen unbeschreiblichen Schmerzen der Sehnsucht heimgesucht wird, von jenen Beglühungen, die ein Herz brechen können und die dennoch eine hohe Süßigkeit besitzen, welche ihren himmlischen Ursprung bekundet. Des Gemüthes bemächtigt sich eine sanfte Schwermuth, die sich in klagende Tieder ausströmt, das lange und doch selige Herz wählt die lieblichen Blüthen der Waisnar zu seinen Vertrauten und kost mit dem verschwiegenen milden Mondesstrahl, der den heißen Liebesgruß in das Kämmerlein trägt, wo der geliebte Gegenstand weilt. — Doch auf diese Weise entstand die Liebe zwischen Elias und Beatrix nicht. Ihre Seelen wurden nicht vorbereitet in der Gluth der Sehnsucht zur liebenden Vereinigung, nein! sobald vielmehr Beide sich erblickten, flogen sich, auf den Strahlen ihrer Blicke, ihre Seelen alsbald entgegen; nicht wie Zwei, die zum ersten Male sich schauen, begegneten sie sich, sondern wie zwei Lebende, die eine Zeitlang getrennt waren, und die nun wieder einander gegenüber stehen, mit ihren Herzen voll alter Liebe, durch den ersten Blick verständigt, bei dem ersten Athemzuge wieder auf das Innigste vereinigt. Elias und Beatrix empfanden nicht die Werke - Schmerzen der Liebe, sondern nur ihre überschwengliche Wonnen. Als sie minutenlang bei einander waren, war ihnen, als ob sie seit vielen Jahren von gewaltiger Liebe beherrscht wären, als ob sie längst mit einander in süßen Stunden gekost und jetzt nur nach kurzer Trennung sich wieder gefunden hätten.

Die Frauen der holden Beatrix wunderten sich, als sie ihre jungfräuliche Perrin mit dem fremden Ritter so ver-

traut umgeben sahen, als ob er seit lange als Bräutigam ihr verlobt wäre; sie erlauchten, woher Beatrix, deren Bräutlied unter der Hülle jugendlicher Schaam geschlummert hatte, deren Empfindungen über den engen Kreis kindlicher Aufwache nie hinausgegangen waren, so plötzlich die Kunst der Liebe gelernt habe, und so schnell eine Meisterin darin geworden sei. Denn sie erinnerten sich ihrer eignen Jugendzeit, wie sie da so schon und spröde zur Liebe gegangen, und so langsam und mit mannigfaltigem Weh darin vorgeschritten seien. Die guten Frauen! Sie wußten wohl, daß die Liebe ein Wunder sei, von dem Doppelwunder aber, welches sich in Beatrix Busen zugetragen, hatten sie keine Ahnung.

Drei Tage lebte Graf Graß in glücklicher Einsamkeit auf der gräflichen Burg, köstlich bewirthet von der holden Beatrix und hoch beseligt durch ihre bräutliche Hinnegung, die ohne Wort und Erklärung alle Rechte des Brautstandes gewährte, Kuß um Kuß tauschte, und mit süßkosenden Worten der Liebe holde Schmeichelei vergalt. Endlich aber, gemahnt von dem Ersten seiner Begleiter, ließ Ritter Graß dem Volk von Kieve durch einen Herold bei schmetterndem Trompetenschall verkünden, daß Herzog Karl ihn zum Grafen von Kieve und von Leuscherband ernannt habe, als Nachfolger des hochgebornen, in Gott selig verstorbenen Grafen Dietrich. Zugleich ließ er sämmtliche Ritter zu einem festlichen Turniere laden, seine Ankunft nach ritterlicher Sitte mit Langenstößen und Kampfspielen aller Art zu feiern. Von allen Seiten strömten auf diesen Ruf Ritter herbei, prächtig gewappnet, und begleitet von holden, schlingeschmückten Frauen, welche den ritterlichen Kämpfen beizuspringen, dem Ruch der

Streiter durch ihre Gegenwart befeuern und die Sieger durch Beifall und Preispenden belohnen sollten.

Sieben Tage dauerten die Turniere, wechselnd mit fröhlichen Banketten, und an jedem Tage ging Elias Grail als erster Sieger aus den Kämpfen hervor und empfing lachend unter süßem Ronneschauer den Kampfspreis aus den Händen der schönen Beatrix, deren Augen den noch kostbarern und süßern Preis der Minne hinzufügten.

Als aber die sieben Tage um und das Fest zu Ende war, als all die stattlichen Gäste, kühne Ritter und anmuthige Frauen, heimgekehrt waren, da entließ Graf Grail auch die Ritter und Knechte, die mit ihm gekommen, sammt der Flotte, nachdem er sie reich beschenkt, Jedem nach seiner Würde und nach dem Maasse seiner Freundschaft. Den schwarzen Muschelnagen aber und den masehätischen Schwan, der ihn an goldener Kette gezogen, behielt er bei sich auf seinem Schlosse.

In jener Zeit, als noch Feen und andere holde Geisterwesen es nicht verschmäheten, mit den sterblichen Bewohnern der Erde in traulichen Verkehr zu treten, sie zu warnen vor dem Bösen, sie zu schützen in Gefahren und ihnen beizuhelfen in äußerster Noth, damals schmiegeten sich auch noch die Thiere inniger und liebender an den Menschen an, und vor allen waren es die Schwäne, die ihr Glück in menschlicher Gemeinschaft fanden, und die auch in jener Zeit noch mit so tonreicher Stimme begabt waren, daß sie ihr Weh und ihre Lust in seelenergreifenden Gesängen aushauchten. Als hat in unsern Tagen eine Jungfrau so lieblich, so wunderholl gesungen, als in jener Zeit die Schwäne sangen, diese König-

lich geformten, silberweißen Vögel, die selbst im Todestampfsüße Accorde aus ihrem Busen hauchten und deren Todesseufzer ein beströmendes Lied war.

Auch der Schwan, der den Grafen Graill auf den Bergen des Rhelms hergeführt hatte an das Gestade seiner neuen Heimath, hing mit unnenntbarer Innigkeit an seinem Herrn und wich nie von seiner Seite, mochte derselbe hoch zu Ross die Lanze schwingen, oder beim frohen Gesage den Pumpen leeren. Immer schaute der Schwan mit unverrücktem Blick, in welchem freundliche Theilnahme sich spiegelte, auf den Grafen, an dessen Busen er oft vertraulich seinen Kopf schmiegte, oder den rothen Schnabel zu ihm hinaufstreckte, wie zu herzlichem Kusse, von Zeit zu Zeit die Glückesfälle seiner Brust in einem holden Liede ausströmend. Immer war der Schwan deiter, immer zu frohem Gesange aufgelegt, nur wenn Graf Graill mit der schönen Peatrix koste, senkte der fluge Vogel in tiefer Schwermuth sein Haupt und blickte wehmüthig und schmerzlich bittend zu seinem Herrn empor, während statt froher Gefänge nur einzelne schmerzliche Klageklänge aus seiner Brust hervorklängen. Anfangs versuchte der Graf, des Vogels Wehmuth durch freundlichen Zuspruch zu verschweigen, als aber dies nicht gelang, als der Schwan durch seine Betrübniß, die öfters aus stillem Kummer in laute Klagen und aufwallenden Zorn übergingen, ihn in seinem traulichen Lieblosen hörte, als auch aus den Augen der holden Peatrix dann und wann eine Thräne quoll, hervorgepreßt theils durch den Unmuth über die Mißgunst des Vogels, theils durch die Theilnahme für dessen Kummer, da beschloß der Graf sich für immer von dem lästigen Gesagen.

fährten zu befreien. Deshalb ließ er alsbald am Ufer des Rheins, unfern der gräflichen Burg, einen Thurm erbauen, den er dem Schwan fortan zum einsamen Aufenthaltsorte anwies. Da saß nun der arme Vogel, tief gesenkt den königlichen Hals, den Silberfittig wie gelähmt hängen lassend, unendlichen Schmerz in dem klugen Blicke, stumm, jede Nahrung verschmähend, ein schmerzliches Bild heißer, ungestillter, verzehrender Sehnsucht. Einst aber, da die Mitternacht mit ihrem weiten tiefdunkeln Mantel die Erde bedeckte, und Alles still und todt war ringsum, und auch in der gräflichen Burg der süßelnde Festumult verrauscht war, der der gräflichen Hochzeit voran ging, da erhob der Schwan trauernd seine Stimme zu folgendem Klagegesang: *)

Auf den Bogen
Hergezogen
Aus dem fernen Heimathsland!
Weh, betrogen
Und belegen,
In den öden Thurm gebannt!
Nymphe, klage
Meine Klage,
Mein Weh
Zur See!

Mir entrißen!
Von den Künen
Einer Glücklichen entgüdt!

*) Wieder Zehnert, Preuss. Volkst. Leipz. 1838.

Ihm zu Füßen
 Schmachten müssen,
 Während er sie küßt und drückt!
 Nymphe, trage
 Meine Klage,
 Mein Weh
 Zur Heel!

Auf diese Klagetöne eines bittern Schmerzes folgte wiederum eine tiefe Stille, bis mit dem Erblühen der Rosenflur am Morgenbimmel auch in der gräßlichen Burg das Leben wieder erwachte, denn die Diener und Frauen duldeten es nicht lange auf dem Ruhelager, weil es gar viel zu schaffen gab zu dem prunkvollen Beisager, das Graf Grail und Gräfin Beatrice heute zu feiern gedachten. Bald strömten auch von allen Seiten Gäste herbei, mit großem Prunk einziehend, wie es geziemend war für das Hochzeitstest eines so erlauchten Paares.

So nahe dem Ziele seiner heißesten Wünsche, voll Entzücken die elgne Brust und dasselbe seltsame Hochgefühl in den Augen der schönen Beatrice lesend, fühlte Elias Grail dennoch von Zeit zu Zeit eine böse Ahnung geheimnißvoll sein Herz durchschauern, und wenn auch sein Wille und die Seligkeit des Augenblicks jenes dunkle unheimliche Gefühl stets rasch wieder verdrängten, so lebte es doch, wie ein aufdringlicher böser Gast, immer wieder zurück. An der Hand der Gräfin Beatrice, die in der Schönheit bräutlichen Entzücken strahlte, zur Kapelle schreitend, fühlte der Bräutigam Wonne und Schmerz mächtig in seinem Busen kämpfen, und sein Herz, abwechselnd die Beute beider Gefühle, bedte bang und

unbefriedigt, wie das eines Bräutigams, der nicht mit glühender Liebe, sondern mit kalter Gleichgültigkeit zum Altare schreitet. Nicht die Braut, der das beseligende „Ja“ schon auf den Lippen bebte, nicht der Priester, der nie ein glücklicheres Paar eingeseget zu haben glaubte, nicht die Gäste in dem Gotteshause, nicht das Volk draussen ahnten etwas von dem Kampfe, der in dem Herzen des Grafen tobte. In dem Augenblick aber, als das bräutliche Paar die bedeutungsvollen Ringe wechselte, da rauschte mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer der Schwan über ihre Häupter hin, und mächtig ergriffen von dem Schmerzenslaut, schauerten Alle, die ihn hörten, jäh zusammen, als ob ein graues Gespenst plötzlich mitten unter die Versammelten getreten wäre. Schnell aber, wie ein Seufzer verfliegt, verschwand auch der schmerzliche Eindruck, zumal da der Schwan so eilig dahinflieg, als ob er in Lust zerfloßen wäre, so daß die Weissen glaubten, sie hätten sich geirrt, betrogen durch den Anblick einer leichten, schnell hingleitenden Wolke. Die heilige Handlung ging ohne Störung vorüber, und das darauf folgende Dankfest war von heller Freude und lautem Jubel belebt.

Als aber Mitternacht vorüber, der Schwarm der frohlichen Gäste zerstreut war und das neuvermählte Paar sich in dem prachtvoll geschmückten Hochzeitgemache allein befand, da kam der schönen Beatrice, mitten im süßesten Bonnerausche, die Erinnerung an den Schwan zurück, und mit süßtönender Stimme fragte sie den Gemahl:

„So Du mich liebst, mein trauter Gatte, so Dein Herz das süße Gefühl mit eben so mächtiger Glut hegt, als es in

meinem Herzen lobet, so sage mir, was ist es mit dem Schwan, warum seufzte der Vogel wie in namenlosem Schmerz bei unserer Vermählung, und wie überhaupt lebt ein so wahrhaft menschlich fühlen in der Brust des Thieres?"

Elias Grahl blickte mit dem Ausdruck tiefen Kummers auf seine Gattin, und sagte dann ernst, obwohl mit sanftem Tone:

„Wenn Du, Geliebte meiner Seele, durch den Willen eines grossenden Geschicks hingeführt würdest auf eine ferne, öde, verlassene Insel, und Niemand hättest, der Dich versteht, der die süßen Laute der Primath zu Dir spräche, Niemand, als einen Einzigen, und Du sähest dann diesen Einen kalt sich von Dir wenden, und sich eng an jene fremde Wesen schmiegen, die Dir ungleichartig, Dir abhold sind, würdest Du dann nicht auch wie in Todesangst aufstehen und in endloser Sehnsucht vergehen?"

Beatrice's Wangen erbleichte. „Wie soll ich dies Gleichniß deuten, mein Geliebter?" erwiderte sie mit bedenklicher Stimme. „Ist meine Burg Dir eine wüste Insel, bin ich selber Dir ungleichartig, Dir unverständlich und von Dir unverstanden?"

„Zürne mir nicht, Geliebte," erwiderte hierauf Graf Grahl. „Nicht von mir sprach ich, sondern von dem Vogel. Wisse, Geliebte, nicht geboren auf dieser Erde ist jener Schwan und nicht auf dieser Welt ist seine Primath." Und nach einer Pause fuhr er mit feierlicher Stimme fort: „Aus dem glücklichen Reich einer mächtigen Stimme fort: „Aus dem und der Schwan; nur Gäste sind wir auf dieser Erde, die Dich, o meine Geliebte, gebär, nicht uns. Das höchste Glück

meines Lebens, Dich, meine reizende Gemahlin zu finden, sandte mich die See hieher, zum Diener und Begleiter des Schwan mir zugesellend. Da ich Dich nun gefunden, und in Dir die süßesten Entzückungen, die meine Seele zu empfinden im Stande ist, da ich über Dir Alles verpaid, was sonst mir noch angehört, meine ferne, ferne Heimath sammt dem treuen Begleiter, der in inniger Liebe mir hieher gesellt, da fühlte der edle Vogel sich schmerzlich verpaid und klagte mit lautlosen Bliden das Weh seiner Seele, das er heimlich in melancholischen Klageliedern sang, bis ihn, als ein mächtiges Band mich noch inniger an Dich fesselte, und ihn noch entschledener aus der Gemeinschaft mit mir rief, Unmuth und Schmerz zur fernern Heimath zurücktrieben, wider das Weh der mächtigen Herrin, die mit strengem Schellwert ihn empfangen und dadurch seine Seele noch tiefer in Dorn hengen wird.“

Elias Grail schwieg in Nachsinnen versinkend; Beatriz aber richtete die schönen Augen, aus denen zwei Thränen hervorperlten, wehmuthsvoll auf den Geliebten und sagte:

„Und wenn Du nicht von dieser Erde bist, die mich geboren hat, und in deren Schoos ich einst zurückkehren werde, wenn diese Welt, die mich umfängt und der ich angehöre, nicht die Deine ist, woher kommest Du denn Geliebter?“

„Herrsche nicht!“ fiel Elias Grail rasch ein. „Dass ich das Geheimniß meiner Herkunft verschweige, das ich nichts verrathe über das seltsame Reich meiner Herrin, ist der einzige Preis, mit dem ich das namenlose Glück bezahle, das Dein Besiz mir gewährt.“

Tief erschüttert fühlte sich Beatriz durch diese Erklärung

ihrer Gemahls; aber dennoch gelobte sie zu schweigen. Jedes Bangen, jede, auch die leiseste Beklemmung wich bald der Allmacht der Liebe, die in ihrem Busen herrschte, und die in der Seele des Geliebten den lebendigsten Nachklang fand. War doch Elias Graul gestaltet wie der Schönste der Menschen, war doch sein Hüßlen so wahrhaft menschlich, nur inniger und feuriger, reiner und erhabener! So schwand denn auch jedes Gefühl des Fremdartigen, jedes Mißbehagen ungleichartiger Form und Stimmung in Beatrice's Busen, und ihre Ehe mit dem Erwählten ihres Herzens verlief wie ein ewiger Lenz, voll Blüthenglück und Jugendwonne, noch erhöht durch das Heranwachsen dreier Söhne, die sie gebar, das Abbild ihrer reizenden Eltern, deren höchste Freude sie ausmachten.

Einundzwanzig Jahre waren so verfloßen, als an einem freundlichen Sommertage Elias und Beatrice auf dem Altan der Burg nebeneinander saßen, lachend, wie am ersten Tage nach ihrer Vermählung, während ihre Söhne, die herrliche Jünglinge geworden waren, auf den Bogen des Rheins in leichten Rachen sich schaukelten, spielend mit dem mächtigen Wasserelemente, wie kühne Reiter mit den sicher gelenkten Rossen. Darob strahlte beller Freude aus den Augen des Vaters, Beatrice's Blicke aber trübten sich in banger Besorgniß und mit leise bebender Stimme sprach sie:

„Was nur die Knaben so hingieht auf die feuchte, wälzende Flut! Aufseht, dünkt mich, vertrauen sie den trügerischen Bogen, die so leicht und unrettbar eines Menschen Leben vernichten, den Leib hinabschleudernd in die grausige Tiefe.“

Elias Orail senfte tief. „Nicht trügerisch,“ sagte er mit dumpfer Stimme, „sind die lieben Bogen, nicht gräßlich ist es in ihrer Tiefe. O meine süße Heimath!“ septe er in ergreifender Wehmuth hinzu. „O meine traute, liebe Heimath, wie liebt es so mächtig, so allgewaltig mich zu Dir hin!“

Beatrice fuhr erschrocken empor. „Und wo ist denn Deine Heimath?“ frug sie rasch.

Da wandte Elias sein bleichgewordenes Antlitz zu ihr hin, schaute mit unbeschreiblicher Wehmuth sie an und sagte: „Du hättest nimmer forschen sollen! Nimmer, wie Du gelobt. Doch ob Du auch nicht gefragt hättest, — die Stunde ist gekommen, da Du erfahren wirst, daß ich nicht von dieser Erde bin.“

Darauf winkte er seinen Söhnen, die sofort den Rasen aus Ufer lenkten und, eilig dem Gebot des Vaters gehorchend, vor ihn hintraten. Er aber sah sie schweigend an, während tiefe Trauer seine Blicke umhüllte und die Rienen seines Antlitzes wie in unsäglichem Schmerze zuckten. Jedem von ihnen drückte er stumm an seine Brust, küßte seine Stirn und legte segnend die Hände ihm aufs Haupt. Dann holte er sein goldenes Schwerdt nebst dem silbernen Schilde mit den Sceptern und gab Beides Dietrich, seinem Erstgeborenen; das silberne Jagdhorn, das einst auf seiner Pforte sich geschaukelt, empfing Gottfried, sein zweiter Sohn; Konrad endlich, dem Jüngsten, septe er den goldenen Helm mit den goldenen Reihersfedern auf das jugendliche Haupt. Darauf zog er vom Finger seiner Gemahlin den goldenen Trankring, brach ihn mitten durch und warf lautweinend die Stücke hinunter in die Fluthen des Rheins. Dann dre-

lete er seine Arme aus und drückte Beatrice, die todtenbleich geworden war wie er selber, mit der Glut unendlicher Liebe an sein Herz, und ging hinab an das Ufer des Rheins. Dort aber stand der Muschelnachen von Ebenholz, an den mit goldener Kette wiederum der Schwan gefesselt war. In den Nachen aber lag der Graf, der Schwan reckte stolz und freudig den Hals empor und blähte den silberweißen Bittig und zog den Kahn mit blisschnellem Lauf auf der wogenden Fläche den Strom hinab. Und ehe wenige Minuten vergangen waren, war der Nachen verschwunden mit dem Schwan und dem Grafen, der auch nicht Ein Mal mehr umgeschaut hat nach den Geliebten, die verzweifelsnd die Hände nach ihm rangen. —

Die Zeit war um, die die Rixe ihm gewährt, er kehrte zurück zu ihr, und keines Menschen Auge hat ihn jemals wiedergesehen.

Dass aber diese wundersame Geschichte sich einst zugetragen, bezeugt der goldene Schwan, der noch heut zu Tage auf der Schwanenburg zu Alzeu glänzt.

(Pfarrland.)

VIII.

Der Thürträger in Berlin.*)

Es war einmal vor Zeiten
Ein Schuster in Berlin,
Der mußt' oft Hunger leiden,
Und Weib und Kind mit ihm.
Denn theuer war der Meister,
Fas, Leder, Span und Pech;
Kaum brachte noch der Meister
Das liebe Leben weg.

Oft wenn er saß und stidte,
Ward's um das Herz ihm schwer,
Er kragt' im Kopf und rüdte
Sein Rümpfen hin und her,

*) Ueber der Thüre des Hauses Wallstraße Nr. 23. befindet sich ein Pastrelief, welches einen Mann vorstellt, der eine Thüre auf dem Rücken trägt. Bis zum Jahre 1735 stand daselbst das Köpnlcher Thor, dessen eiserne Haspen noch in dem Hause bewahrt werden, daher stellt das Pastrelief wahrscheinlich bildlich die Fortbewegung jenes Thors vor. Die Sage aber hat die Vorstellung mit einem launigen Ereigniß in Verbindung gebracht, und erzählt davon, was wir unseren Lesern in folgendem trefflich gearbeiteten Gedichte von Woldemar Ziehnert (Preuß. Volkst. Tripp. 1840) mittheilen werden.

Und rief: „Die That ist heuer
Und nichts verdient dabei —
Da hol' doch gleich der Geier
Die ganze Schusserei!“

So warf er oft verzweifelt
Das Handwerkszeug bei Seit',
Und schimpfte ganz verheult
Stets auf die schlechte Zeit,
Und sann und spintirte,
Wie er das Glück, das ihn
So gänzlich ignorirte,
Wöcht' in sein Stübchen zieh'n.

Sein Weib auch sann darüber
Sich bald den Kopf entwei,
Denn freilich als sie lieber
Biscuit, als Wasserbrot,
Und wäre gern gegangen
In Seide, Sammt und Taft,
Hätt' gern auch Ring' und Spangen
Und Schmuck sich angeschafft.

Drum mehr, als ihre Hände,
Strengt' sie ihr Köpfchen an,
Nig daß sie doch am Ende
Den klügsten Weg erfann.
„Wann, weißt Du was? Wir setzen
Auch in die Lotterie,

Das bringt uns rasch zu Schöpfen,
Wir wissen gar nicht, wie?"

„I ja, das ließ' sich hören,“
Sprach drauf zu ihr der Mann,
„Wenn nicht auch Nieten wären,
Die man erwischen kann.
Ach in dem ganzen Spiele
Ist nur Ein großes Loos! —
Wenn das auf uns lust fielen?
Pop Bliq! das Glück wär' groß!“

„Wie würden da die Leute
So neidisch auf uns seh'n,
Wenn wir in Sammt und Seide
Und Geld uns würden blähen!
Wenn wir spazieren führen
Mit Jose und Lakai,
Und ließen uns tractiren
Mit Wein und Federel.“

„Wenn Kiste, Sack und Truhe
Voll alter Thaler wär',
Dann macht' ich keine Schuße
Und keine Stiefeln mehr!
Wie weilt' ich mich ergötzen!
Ja, Frau, Du hast Genie!
Komm, schmaße mich! Wir setzen
Gleich in die Lotterie!“

Er kühlt sie im Tüchlein,
 Und zieht den Beutel 'raus,
 Und kratzt mit freud'gen Blicken
 Die lerge Paarschaft aus;
 Und ob auch Silber wenig,
 Und Geld kein Stäubchen drin,
 Er freut sich wie ein König,
 Denn 's langt zum Loose hin.

Er eilt hinaus zur Thüre
 Und kehret bald zurück:
 „Sieh, Frau, an dem Papiere
 Fängt unser ganzes Glück.
 Schau her, da steht geschrieben,
 's fällt ein Gewinn darauf,
 Denn, siehst Du, Schatz? die Stelen
 Geht richtig drinnen auf!“

Das Glückspapier beseden
 Die Kinder nach der Melb',
 In ihre Käulchen stehen
 Weit auf mit Ach! und Ei!
 Der Vater träumt in Freude,
 Die Arbeit schmeckt nicht mehr,
 Er wünscht, daß lieber heute
 Als morgen Ziehung wär'.

Und als der Tag gekommen,
 Da löst ihm keine Ruh,

Da eilt er bang' bekümmert
 Aus früh dem Rathhaus zu
 Und sucht nach seinem Loos,
 Ob's wohl ein Treffer ist,
 Er hört: das ist das große!
 Und ruft: „O heil'ger Christ!“

„O lieber Gott im Himmel,
 Das hält' ich nicht gedacht!“
 Er drängt sich durch's Getümmel
 Und eilet heim mit Macht,
 Und außer sich vor Freude
 Ruft er erschrecken bloß:
 „Frau, wir sind reiche Leute!
 Geschwind, geschwind das Loos!“

Dech wie erschrad der Meier,
 Als er dasselbe da
 Bern an der Thür, mit Kleister
 Heß angellebt, ersah.
 Ergrimmt frug er die Kinder:
 „Wer hat mir das gethan?“
 Die sah'n wie arme Sünder
 Ihn ängstlich zitternd an.

Das Glücksloos von der Thüre
 Zu lösen wagt er nicht,
 Weil diese Art Papiere
 So leicht wie Amblatt bricht;

Und doch gall's ihm so theuer,
Denn zeigt' er das nicht hin,
So kriegt' er keinen Dreier
Dem ganzen Hauptgewinn.

Er stand in Kümmernissen
Und sah die Thüre an,
Er stampfte mit den Füßen
Und kratzt' im Kopf und sann,
Und stand und sann und dachte
Sich dies und jenes aus,
Und siehe, endlich brachte
Er doch was Klug's heraus.

Aus hob er rasch die Thüre
Und buckelte sie auf,
Und trug halt dem Papiere
Zum Rathhaus sie hinauf,
Indem er auf den Stiegen
Stets schrie wie ein Profoß:
„Platz da und ausgewichen!
Ich bring' das große Loos!“

Drob haben wie die Kinder
Sich alle satt gelacht,
Deyn Schuster selbst nicht minder
Dat's vielen Spaß gemacht,
Zumal mocht' er sich freuen
Als er das viele Geld

In langen Doppelreihen
Ginga aufgezählt erhält.

„Ate auf ew'ge Zellen,
Armfelge Schußerei!
Ate du Hans der Reiden,
Ate du Wauerbei!“
So rief der Schußler lachend,
Lest vielen Geldes frech,
Und lebt', es klüglich machend,
Hertan in Glorie.

Er ließ ein Haus erbauen,
Und ob der Thür, als Schild,
Ließ er in Sandstein hauen
Sein eignes Ebenbild.
Dort steht er noch, den Blicken
Der irdischen Nachwelt bloß,
Auf krummgebeugtem Rücken
Das schwere greße Loos.

IX.

Das Gesicht am Breslauer Dome.

Herr Tobiasz Frank, Meister der Goldschmiedekunst zu Breslau, ein eben so geschickter als biederer Mann, saß emsig arbeitend in seiner Werkstatt, als die Thür derselben sich öffnete, und ein ziemlich betagter Mann in ärmlicher Kleidung hereintrat. Heinrich, der Lehrling, welcher den Eintretenden zuerst gewahrte, bekam sichtlich einen Schreck und schlug mit allen Zeichen der Verlegenheit die Augen nieder. Der Angesehene seinerseits sah mit einem prüfenden Blick auf den Purschen und schüttelte dann den Kopf wie Einer, der sich verwundert oder unzufrieden ist. Meister Frank, der der Thüre den Rücken zugekehrte, konnte den Fremden nicht eintreten sehen und hatte bei dem Geräusch seiner raschelnden Heile überhaupt nicht gehört, daß die Thür sich öffnete. So stand denn der alte Mann eine ziemliche Weile, ohne bewillkommenet oder nach seinem Begehre gefragt zu werden, und doch schien er keine Lust zu haben, seine Ankunft selber anzumelden. Der Lehrling, dessen Besorgtheit durch das Schweigen des Fremden offenbar noch vermehrt wurde, richtete einen forschenden Seitenblick auf den alten Mann, traf aber auf einen so gebietenden Ausdruck in den Augen desselben, daß er den Weiteren nicht versagen konnte. Er knipste

hater den Meister leise am Schurzfell und sagte flüsternd und halblaut: „Meister, der Thurm ist da.“

Meister Krant legte die Axt aus der Hand, stand auf und begrüßte den Fremden, indem er demselben die Hand reichte. „Ah, sieh da, Meister Thurmher, seid Ihr es? Wo steht Ihr denn, daß Ihr Euch so gar selten sehen laßt?“

Der Angeredete, seines Amtes Thurmwart am Dome zu Preelan, stieß ein kurzes dumpfes Lachen aus und sagte: „Auchreiner, der so hoch steht, steigt nicht sonderlich gern zu Euch Hurem hier unten herab. Bin da eben dem Himmel um ein gut Stück näher, hab keinen schlechten Nachbarn, höre kein Weibergeträtz, in welchem nicht allzuviel Kluges pilget zu sein, auch kein Männergeschwätz, so leichtlich die Weisheit im Uebermaas bergen könnte.“ Nach diesen Worten rief er wieder jenes heisere, abgerissene Lachen aus, mit welchem er seine Rede eingeleitet hatte.

Meister Krant's Gesicht verdüsterte sich etwas. „Ihr seid immer noch der alte Murrkopf, dem aus lauter Demuth der Verdammt's-Teufel in den Keyf gefahren! Ihr solltet milder gegen die nicht so störrisch sein, die es gut mit Euch meinen, und so gut es Euch immer auf Eurem Thurm gefallen möge, könntet Ihr doch wohl zuweilen dorthin kommen, wo Ihr gern gesehen seid.“

Der Alte warf einen düstern Seitenblick auf Heinrich und murmelte: „Bin wohl nicht mit sonderlicher Sehnsucht erwartet werden.“

Meister Krant machte eine Bewegung, die seinen innern Unwillen verräth, doch schien er sich zu schämen, gegen den Oheim in Gegenwart des Kessen einen noch heftigern Tadel

als verbin anzusprechen. Er nöthigte den Allen zum Eigen und versuchte, ein Wehräth über gleichgültige Dinge mit ihm anzuknüpfen. Bald darauf schickte er den Burschen mit einem Auftrage in die Stadt, und nachdem Heinrich die Werkstätte verlassen hatte, sagte Meister Frank zu dem Thürmer: „Seid Ihr von Sinnen, Alter, daß Ihr Euch das Herz Eures Kessen immer mehr entsemdet, indem Ihr Euch ihm so mürrisch bezeigt, wie ein alter Vär, und so lieblos wie ein Stiefsoater! Ich würde mich wohl hüten, ein einziges Wort an Euch zu verschwenden, so ich nicht wüßte, daß Ihr das Herz eines wahren Niedermannes in der Brust traget und senderbarer Weise nur ein närrisch Plaisir daran habet, die Farbe eines Murrkopfs zu führen. Glaubet mir, Alter, so werdet Ihr Euch die Liebe Eures Kessen nimmermehr gewinnen.“

„Dab' des auch nicht Sorge,“ sagte der Alte mit grunzendem Lachen, „will recht gern auf die Liebe des Burschen zu Euren Gunsten verzichten.“ Nach diesen Worten schlug der Alte in plöglicher Aufwallung mit der geballten Faust wüthend auf den Tisch und rief: „Hol' ihn der Henker! Sein Vater war mein leiblicher Vetter, aber auf Gottes weiter Erde war kein Langenichts, kein Tagedieb und Värenhändler, der es an Schelmenstreichen ihm zuver oder auch nur gleich gethan hätte. Weber soll in den Duben ein anderes als giftig Blut kommen? Seine Mutter hat bei lebendigem Leibe mit dem Teufel den Perensabbath gefeiert, und so der Duke nicht ein gut Stück vom Satan in seiner Seele hat, so muß er weder seines Vaters noch seiner Mutter Sehn sein.“

Meister Frank konnte seinen Unmuth nicht länger zurückhalten. „Schämet Euch,“ sagte er, „Ihr geberdet Euch wie ein besoffener Verläumder, und das ist um so schändlicher, da Ihr Euren Geiſter auf Euer eignen Fleiſch und Blut ſpreizet. Pfui, pfui, ſchämet Euch!“

„Hab's nicht Reib!“ brummte der Alte, „Ihr aber, Meister Frank, hütet Euch; doch habet Ihr große Urfache, und nun gehabt Euch wohl!“ Nach dieſen Worten wandte ſich der Thürmer um und verließ das Gemach.

Meister Frank ſah dem Gehenden mit gerunzelter Stirne nach. „Ist's doch immer, wann der Alte einkommt, als ob ein Hase in das Zimmer käme, der Antheil krächzt, ſo ganz, hat der alte Murrkopf die Natur der Eulen angenommen, die neben und um ihn auf dem Thurne niſten.“ Er ſetzte ſich hierauf wieder an den Tiſch, nahm ſeine Keiſe und wollte arbeiten, aber es wollte nicht gehen. Das Mißtrauen, welches ihm der Thürmer gegen Heinrich einzunöthen verſucht, hatte ihn in Aufregung verſetzt, indem bald die ausgeſtreute Saat Wurzel ſchlagen zu wollen ſchien, bald das gute Herz des Meiſters in der gegen Heinrich erhobenen, aber durchaus nicht erwieſenen Beſchuldigung vermehrte Veranlaſſung fand, ſich des Waiſenknaaben mit um ſo größerer Liebe anzunehmen. Der Meiſter war mit ſich ſelber noch nicht einig geworden, als Heinrich von ſeinem Geſchäftsgange zurückkehrte und, verſtändig wie immer, das was er zu berichten hatte, dem Meiſter mittheilte. Dieſer, von ſeinen Gedanken noch ganz erfüllt, ſprach hierauf:

„Sag' mir doch, Heinrich, wie ſiehſt Du denn mit Deinem Dhm? Ist der Thürmer nicht Deines Vaters leiſtlicher

Bruder, und doch thut Ihr gegeneinander so fremd und kalt, als ob Ihr nicht im zehnten Gliede mit einander verwandt wäret!"

Ueber Heinrichs Wangen flog eine leichte Röthe, während zugleich aus seinen Augen ein stehender Muth fuhr, der jedoch zu schnell verschwand, als daß er dem achtsamen Meister das Geheimniß einer glühenden Seele hätte verrathen können. Nach einer ziemlich langen Pause sagte der Bursche endlich in seiner gewöhnlichen offenen, fast leeren Weise:

„Ich weiß nicht, Meister, ob der Dhm was gegen mich hat; ich hab' ihm nie was zu Leide gethan, aber mit meinem Vater selbster war er allezeit böß Freund.“

Diese Worte berührten den wackern Meister schmerzlich, es schien ihm fast, als ob die Kränkung des Vaters als Daßgefühl in dem Sehne fortwucherte, und er wußte nicht, was er sagen sollte, denn wenn er den Vater des Burschen nicht tadelte, so fiel natürlich ein böser Schein auf den Thürmer. Endlich fand er die Auskunft, diesen zu loben, und er sagte daher:

„Dein Dhm, Heinrich, sieht schlimmer aus, als er ist, er hat ein gutes Herz und läßt Dich sicher nicht steden, so Du in Roth geriethest.“

„Gelt, Meister,“ rief Heinrich schnell und lebhaft, „das weiß ich wohl!“

Herr Frank freute sich über diese feurige und offenbar tief empfundene Anerkennung, die Heinrich seinem mütterlichen Oheim zollte, und wollte eben einige Worte des Lobes darüber aussprechen, als er durch den Eintritt seiner Tochter Weidhildis unterbrochen wurde, die auf kindlich zärtliche

Weise ihn hat, zum Mittagessen zu kommen, da der Tisch bereits gedeckt, und die Speisen angerichtet seien.

Heir Frank hatte nur ein einziges Kind, seine Tochter Mechthildis, welche in seinem kleinen Haushalt alle Geschäfte einer Hausfrau mit Sorgfalt, Aufmerksamkeit und pünktlicher Ordnung besorgte. Mechthildis war ungefähr sechszehn Jahre alt, für dies Alter ziemlich groß und entwickelt, und wenn auch nicht mit glänzender Schönheit begabt, doch wohlgebildet und voller Anmuth und im Besitze aller jener Reize, welche von der Blüthe einer gesunden Jugend unzertrennlich sind. Sie glich in ihrem Aeußern ihrer, seit mehr als zehn Jahren verstorbenen Mutter, von der sie aber nicht bloß das kastanienbraune Haar und die großen schönen Augen, sondern auch das gelesene Wesen und eine regsame, unermüdete Arbeitsliebe geerbt hatte. Das eingezogene Leben, welches in geselliger Einsicht Meister Frank seit dem Tode seiner Ehegattin führte, hatte Mechthildis fast ganz auf den engen Kreis ihrer Häuslichkeit beschränkt, da sie selten anders, als Sonntags auf dem Heimgang aus der Kirche, Gelegenheit hatte, ihre Gespielinnen und andere Bekannte zu sprechen. Meister Frank liebte seine Tochter mit der innigsten Vaterzärtlichkeit, so wie wiederum Mechthildis ihm mit treuester Kindesliebe anhing. Doch hatten die Umstände das Verhältniß von Vater und Tochter zueinander in sofern verändert, als Mechthildis trotz ihrer Jugend sich nicht mehr wie ein Kind behandelt sah, indem sie nicht nur in Betreff der Wirtschaftsführung eine ausschließlich alleinige Herrschaft ausübte, sondern von ihrem Vater sogar öfters in seinen Geschäftszugelegenheiten zu Rathe gezogen wurde.

In Folge dieser Verhältnisse theilte Meister Frank, als Heinrich nach dem Essen das Zimmer verlassen hatte, seiner Tochter das Gespräch mit, welches er mit dem alten Thürmer gehabt und fragte sie, wieviel er nach ihrer Meinung wohl auf die Warnung des Alten in Petron Heinrichs zu geben habe? Nechtbild, die mit ihren Rathschlägen sonst nicht farg war, schwieg diesmal mäschenstill und schien eigentlich verlegen zu werden über die Frage ihres Vaters. Da derselbe aber noch immer schwieg und ihrer Antwort zu harren schien, so sagte sie nach geraumer Weile:

„Ich weiß nicht, lieber Vater, was ich Dir sagen soll Müß' ich's doch lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich von dem Heinrich die ganzen zwei Jahre her einen leeren Streich, oder gar ein Schlimmenstück gesehen hätte.“

Meister Frank lachte. „Du weißt nicht, was Du sagen sollst,“ sagte er, „und gibst ihm doch ein so treffliches Zeugniß.“

Nechtbild's Verlegenheit wuchs noch und mit einer gewissen Kengstlichkeit fügte sie hinzu: „So ganz weiß will ich ihn auch nicht brennen, denn das muß ich sagen, er ist, wie mich dünket, gar sehr vorsant und über die Maasen dreist.“

„Pah!“ rief Meister Frank, „das ist das Schlimmste noch nicht an einem Vurschen zwischen siebzehn und achtzehn Jahren; es zeuget vielmehr von einem weisen, aller Lücke fremden Wesen, welches die Arglist der Welt noch nicht kennt und in sich selber keinen Grund findet zur Ehen, oder sich zu ducken.“

Diese Worte machten einen überaus günstigen Eindruck auf Nechtbildis, der Rebel der Befangenheit wich von ihrem

Gefichte, und in ihren großen braunen Augen glühete ein heller Strahl der Freude auf, den jedoch ihr Vater nicht bemerkte, weil er, seiner Gewohnheit gemäß, sich bereits im Lehnstuhl zum kurzen Mittags-Schläfschen zurecht gesetzt hatte.

Man sage so viel man wolle, daß Niemand die Erziehung der Kinder mit solchem Erfolg zu leiten vermöge, als ein Vater, und daß, wo dieser fehlt, die verwitwete Mutter nie im Stande sei, die Zügel des Regiments über ihre Kinder sicher zu führen; so viel ist doch gewiß, daß da, wo es sich um die geheimste, zarteste Empfindung eines Mädchenherzens handelt, Niemand so scharf und richtig sieht, als der Mutterblick. Hätte Rechthiltris das eben erwähnte Gespräch, statt mit ihrem Vater, mit einer Mutter geführt, die Letztere würde in der anfänglichen Besangenheit der Tochter, in der ängstlichen Zögerung und in der nicht minder ängstlichen Fast ihrer Antworten, leicht leserliche Schriftzüge gefunden haben, das erste vielleicht unbewusste Geheimniß des Herzens ihrer Tochter zu entdecken, und diese Entdeckung würde ihre volle Mutter Sorge in Anspruch genommen, ihren nächsten Schlummer gehört, alle ihre Gedanken auf den wichtigen Gegenstand hingeleitet haben, — wogegen Herr Frank nichts weiter that, als sich hinfegen, um in seinem Großvaterstuhl sein Mittagschläfschen zu halten. Er schlief, wie alle Tage, und ihm träumte nicht, daß in dem schlummernden Herzen seiner Tochter sich ein halbbewusstes Traumleben zu regen beginne, das Traumleben der ersten Liebe, das in süßen Ahnungen schauert und dem Erwachen halb bang, halb freudig entgegenzittert.

Wesphildis selbst wußte nicht, was ihr den Zusen so bestimmte, als der Vater sie zur Richterin über Heinrich aufrief; sie wußte nicht, was sie antrieb, den Urtheilspruch abzulehnen und doch unmittelbar ein Lob hinzuzufügen und das Lob wiederum durch einen Tadel zu entkräften, der kein Tadel war, weil er nicht auf das zielte, wovon der Vater sprach. Nur eins wußte sie, daß Heinrich seit Wenden ihr mit einer Zutraulichkeit genahet, die nur in sofern brüderlich war, als sie sonst gar kein Recht hatte, sich zu zeigen, wogegen die aufmerksame Zuverkommenheit, das innige Anschmiegen, das nach Anerkennung und Erwidderung schmachende Verlangen, das zuweilen zu jedem Trog sich erhob, dann wieder zu maassloser Hingebung sich herabließ, weit außerhalb der Grenzen brüderlicher Empfindungen lag. Während sie nun das leimende Leben ihres Herzens verschüttete und, durch die Frage des Vaters unsanft berührt, erschrecken machte, bewog sie die Natur ihres erwachenden Gefühls, den, der es geweckt hatte, zu loben, und zugleich war ihr kindliches Gefühl doch noch mächtig genug sie das als Tadel aussprechen zu lassen, was in dem Betragen Heinrichs ihr wenn auch nicht strafwürdig, doch unklar und in Betreff der Ziemlichkeit zweifelhaft war. Daß aber des Vaters Worte jenen Tadel entkräfteten, und Heinrichs Benehmen als aus einer edlen Eigenschaft der Seele hervorgegangen darstellten, das mußte sie wohl mit Freude erfüllen.

Um Alles dies bekümmerte sich indessen Herr Frank nicht, er hielt seine Mittagsrube, die nie länger als eine Viertelstunde dauerte, ging dann in die Werkstätte und arbeitete emsig und unbekümmert, wie immer. Auf Wesphildis hatte

indess das Gespräch einen sehr wichtigen Einfluß geübt, die Billigung, die der Vater dem jeden Benehmen Heinrichs hatte zu Theil werden lassen, bezog sie in einer natürlichen Selbsttäuschung auf die bedeutame Annäherung, welche er sich gegen sie erlaubte, und so ward sie seit jenem Tage zu-
 traulicher, zingebender und duldsamer gegen Heinrichs Be-
 strebungen. Man würde indessen sehr irren, wenn man glau-
 ben wollte, Wechbildis sei wirklich zum klaren Bewußtsein
 dessen gekommen, was in ihrem Herzen vorbereitet wurde. Sie
 fühlte im Gegentheil nichts weiter als eine träumerische
 nebelhafte Ahnung, welche freilich allgemach klarer zu wer-
 den und sich bestimmter zu entfalten begann. Wechbildis
 war, obwohl erst sechzehn Jahre alt, doch vollkommen eine
 Jungfrau, und Heinrich seinerseits, in einem Alter von fast
 achtzehn Jahren, schlank und kräftig gewachsen, mit feurigen,
 fast kühnen Augen und von entschlossenem Wesen, ein so statt-
 licher Jüngling, daß er sehr wohl dazu taugte, dem unfun-
 digen Herzen eines eben erblühten Mädchens das Alpha-
 bet der Liebe zu lehren. Wenn die Fortschritte der Jung-
 frau in der natürlichsten Kunst der menschlichen Seele dennoch
 nur unbedeutend waren, so lag das daran, daß Wechbildis
 von sehr besonnenem Geiste war, daß ihrem Blute der Näh-
 rungshoff der Leidenschaft fehlte, und daß endlich das Eine
 mangelte, was zur Entstehung wahrer Liebe das Notwen-
 digste ist: Ihr Stündlein war noch nicht gekommen. Denn
 wohl kann man in dem Blute der unerfahren-schuld-
 losen, kindlichen Jungfrau die Liebe wecken, nicht aber in ih-
 rem Herzen, nicht in ihrer Seele, in welcher durch solche
 Einwirkung nichts weiter wach wird, als die Sehnsucht

nach Liebe. In dem Buche des Schicksals sind mit unauslöschbarer Schrift diejenigen Seelen verzeichnet die liebend in einander fließen sollen, und so lange diese Beiden einander nicht begegnen, entleert in keiner derselben wahre Liebe.

Weshtbilds, sagten wir, ward dulcsamer und hingebender gegen Heinrich, doch waren die Schranken ihrer Willfährigkeit immer noch enger gezogen, als selbst die einer schwermüthigen Zuneigung. Doch empfand sie dunkel, daß in ihrem Verhältniß zu Heinrich ein Etwas sei, das sie dem Vater verbergen müsse, und dieses Geheimniß war das wichtigste Element ihrer Empfindung. Heinrich, den die Zurückhaltung Weshtbildens oft kranke, fühlte sehr bald die ihm günstiger gewordene Stimmung der Jungfrau und strebte seitdem mit allen Kräften, welche die Liebe leitet, sich dem Ziel, nach welchem er dürstete, näher zu bringen und in Weshtbilds Herzen die Gluth einandernder Leidenschaft anzufachen. Er versäumte keine Gelegenheit, der Jungfrau Beweise seiner innigen Zuneigung zu geben, und that dies auf so zarte und einnehmende Weise, daß er endlich dahin gelangte, Weshtbilds um einen Kuß bitten zu dürfen. Die Jungfrau erschrad vor diesem Aufinnen, wie vor einem Verbrechen; sie fühlte, daß das Begehren Heinrichs an die Pforten des Allerheiligsten in ihrem Herzen klopfe, und eine dunkle aber mächtige Ahnung sagte ihr, daß dies mit ungeweihtem Finger geschehe. Sie waltte deshalb in Zorn auf und wies den Verlangenden mit Festigkeit zurück. Heinrich, überrascht und erschüttert, zog sich schweigend zurück, nicht jedoch mit der stillen Betrübniß eines verwundeten Herzens, sondern

mit dem stummen Troß, der sich in seinen Rechten getränkt glaubt, und keinesweges gesonnen ist, dieselben aufzugeben. Gedanke und Wort sind die mächtigsten Hebel der That; wer erst dahin gekommen ist, ein Verbrechen zu denken, der ist nicht mehr sicher davor, daß er es nicht auch begehre; wer das Unrecht einmal ausgesprochen hat, der trägt leicht keine Scheu mehr, es wie ein Recht zu behaupten. So war es mit Heinrich. Er hatte lange gezögert, ehe er es wagte, die Bitte um einen Ruß gegen Wechthildis auszusprechen, nachdem er es aber einmal gethan, war die Wiederholung der Bitte eine leichte Sache. Wechthildis selbst gerieth bei diesen Wiederholungen nicht mehr in Zorn, obgleich ihr Widerstand unbefiegbar derselbe blieb. Mehrere Wochen vergingen, während welcher zwischen Heinrich und Wechthildis eine gewisse Spannung herrschte, die in sofern zu Heinrichs Gunsten wirkte, als dies ein Geheimniß mehr war, welches Wechthildis vor ihrem Vater zu verbergen hatte. Heinrich fühlte dies sehr wohl, und war noch mehr erfreut, als auf dieses Jernwürfsatz endlich eine Versöhnung folgte, die auch Wechthildens Gemüth, wie dies immer zu sein pflegt, weicher und hingebender stimmte, so daß Heinrich diesen Augenblick für den geeignetsten hielt, von neuem auf die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu dringen. Er hatte sich nicht verrechnet, denn Wechthildis schlug sein Begehren nicht so entschieden ab, wie sie bisher gethan und willigte, als Heinrich fortfuhr, immer dringender und sehnlicher zu bitten, endlich in sein Begehrt, indem sie ihm gestattete, einen Ruß auf ihre jugendfräuliche Lippen zu drücken. Kaum aber war dies geschehen, als sie von jenem Seelenschmerz ergriffen wurde,

den seine Herzen über ein begangenes Unrecht zu empfinden pflegen, sie brach in einen heftigen Thränenstrom aus und versetzte durch dieses Zeichen ihrer Bekümmerniß den ungestümen Heinrich in eine unbeschreibliche Aufregung, da derselbe vielmehr wünschte, die Merkmale jener Leidenschaft wahrzunehmen, die in seiner eignen Brust glühte. In diesem Augenblick, da Wechthildis schluchzend ihr Antlitz in ihre Hände barg, während Heinrich mit hochgerötheten Wangen und flammenden Augen dasaß, die Zeile in der älternnden Hand und vor innerer Wallung zur Arbeit unfähig, — trat Meister Brant in das Zimmer, von einem Geschäftsgange heimkehrend. Hoch erstaunt über das, was er sah, fragte Herr Brant in heftigem Tone, was es gegeben habe, warum Wechthildis weine und Heinrichs Wangen geröthet wären, wie in wildem Zorn? Da auf diese Fragen keine Antwort erfolgte, so glaubte Meister Brant, es sei das Wahrscheinlichste, daß Heinrich sich unterstanden habe, Wechthildis zu beleidigen, und sogleich begann er in diesem Sinne auf Heinrich loszuschellen, indem er nachdrücklich erklärte, daß ein Lehrbursche der Tochter des Meisters unter allen Umständen Achtung und so lange auch Gehorsam schuldig sei, bis der Meister selber, darum befragt, ihn für diesen oder jenen Fall davon entbinde. Je länger Herr Brant sprach, desto mehr redete er sich selber in den Zorn hinein, so daß er endlich Heinrich drohete, ihn bei dem geringsten Zeichen von respektwidrigem Betragen gegen seine Tochter fortzulagen. Der unschuldigen und frommen Wechthildis war es sehr peinlich, ihren Vater in einem solchen Irrthume befangen zu sehen, und mit tiefem Unwillen erfüllte es sie, als sie, einen

Blid auf Heinrich richtend, bemerkte, wie derselbe höhnisch vor sich hinstellte, wie in Schadenfreude über den unbegründeten Zorn des Meisters und über dessen lächerlichen Irrthum. Schon war Wechtild im Begriff, ihrem Vater den ganzen Verfall mitzutheilen, aber dessen augenblickliche Aufregung, und die Furcht, daß die Eröbhung seines Zornes seiner Gesundheit schaden möchte, ließ ihren Entschluß nicht zur Ausführung kommen. Sie zwang sich deshalb vielmehr, ihren Thränen Einhalt zu thun, und blickte den Vater hierauf so bittend an, daß derselbe sich allmählich beschwichtigte und statt in zernigigen Scheltworten fortzufahren, in ruhigerer Rede über den Gegenstand sich weiter ausließ. Gegen Mittag endlich war Meister Frank wieder ganz ruhig geworden, als aber das Essen vorüber war, fragte er, während er sich zum Schlafen im Lehnstuhl zurechtlegte, Wechtilden, was zwischen ihr und Heinrich denn eigentlich veraccfallen sei? Sogleich brach Wechtildis wieder in einen Thränenstrom aus und erzählte endlich, da der Vater stärker in sie drang, Alles haarklein, wie seit langer Zeit Heinrich sich gegen sie nicht wie ein Lehrling, sondern wie ein Bruder benommen und sie endlich sogar, — Wechtildis stotterte und zitterte, da sie es sagte, — um einen Kuß gebeten habe, wie sie darüber mit ihm in Zwispalt gerathen und endlich heute bei der Verzeßnung sich so weit vergessen habe, in seinen Wunsch zu willigen.

Herr Frank beröhte mit wachsendem Ersäunen auf die Mittheilung seiner Tochter; zum erstenmal seit vielen Jahren verging ihm die Lust zur Mittagssruhe, er stand auf und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, denn er

wußte nicht, was er bei diesem unvermutheten und ungewöhnlichen Fall thun oder sagen sollte. Er subtile, daß die Unschuld und Unbefangenhait seiner Tochter Ehemann verlange, zugleich aber sah er ein, daß Wechthildis gegen die Gefahr, welche ihr drohete, geschützt werden müsse; so war er einerseits verhindert, seinem Herrn freien Lauf zu lassen, während er andrerseits den mächtigen Antrieb fühlte, Heinrich so entgegen zu treten, daß derselbe in Zukunft nie wieder sich eine so grobe Ungehörlichkeit erlaube, und überhaupt von dem Wahn, der ihn befangen hielt, zurückkomme. Dieser innere Kampf hatte die Folge, daß Weisser Krank ruhig wurde, und so in den Stand kam, die Sache besonnen zu überlegen und sich dieselbe klar zu machen. Nach langem Nachdenken kam er endlich zu dem Entschluß, mit Wechthildis essen wie ein Vater, mit Heinrich aber herzlich wie ein Freund zu sprechen. Das Erste, was er demnach that, war, daß er Wechthild, so weit es ihm angemessen dünkte, über die Natur ihres Verhältnisses zu Heinrich und über die Unziemlichkeit ihres Einverständnisses aufklärte, ihr die Gefahr, welcher sie entgegenginge, zeigte, und endlich sich von ihr feierlich versprechen ließ, jede Annäherung Heinrichs fortan streng zurückzuweisen und sie überdies ihm, dem Vater, mitzutheilen. Weibliche Wesen haben im Punkt des Lartgefühls einen innern Sinn, der ihnen selbst da, wo sie unerfahren sind, den rechten Weg zeigt; Wechthildis begriff ihren Vater, ohne ihn zu verstehen, und sie legte das verlangte Versprechen so feierlich, so nachdrücklich und offen ab, daß Herr Krank, der sich überhaupt auf die Eittsamkeit seiner Tochter verlassen konnte, wohl sah, wie ernstlich sie es meinte. Hierauf begab sich Wei-

Herz Frank in die Werkstätte, und begann in einem offenen väterlichen Tone mit Heinrich zu sprechen: „Ich bin gewiß,“ sagte er, „daß Du über Dein Betragen nicht reiflich nachgedacht und nur aus Unerfahrenheit und Unbesonnenheit gekrevelt bist. Könntest Du denn wirklich glauben, daß es einem Lehrburschen zieme, sich um das Herz einer Jungfrau zu bewerben? Ein Lehrling ist noch einem Knaben gleich zu achten, und so es einem Knaben einfiel auf Liebe zu denken, müßte man ihm billig die unzeitigen Grillen mit der Hasekgerte vertreiben. Zwar ist mir wohl bewußt, daß Du schier achtzehn Jahre zählst und den Jahren nach ein Jüngling bist, aber Deinem Stande nach bist Du ein Lehrbursch, und ein Lehrbursch kann nicht freien. Wer aber nicht freien kann, der soll auch nicht um eine Jungfrau werben, so er anders nicht ein Narr, oder wohl gar ein Schelm ist. Mußt doch erst erwarten, ob Du auch ein wackerer Gesell wirst, und so Du es geworden, ob sie Dich als ehrlichen Meister, der seine Sache versteht, in die Zunft aufnehmen. Mußt auch erst erwarten, ebs Dir gelingen wird, Dir reichlich Brod zu erwerben, womit Du ein Weib ernähren und Deinen Hausstand gebührend führen kannst, dann magst Du auch freien denken, aber nicht eher.“

Diese Milde des Meisters ermutigte den kranken Heinrich und er erwiderte:

„Ihr habet wohl recht, Meister, aber wenn ich nun einst so weit gebracht, werdet Ihr mir wohl dann die Jungfer Weidhild zum Weibe geben?“

Meister Frank mußte unwillkürlich lachen. „Trag' Du mich dann,“ sagte er, „so werd' ich Dir antworten. Einen

Jürken oder Grak: soll meine Rechthild nicht zum Ebegemahl nehmen, sondern einen ehrlichen Meister, aber auch keinen Lehrburschen. Bis jetzt denke Du nur daran, wie Du Geselle werdest und dannünftiger Meister und dann auch wohlhabender Meister und wie Du daneben auch ein biederer Mann und frommer Christ seiest, das Uebrige wird sich finden."

Heinrich schüttelte den Kopf. „Das wäre all' recht gut, Meister," sagte er, „wenns nur nicht noch so weit im Felde wäre."

Meister Brant lachte wieder; diese Offenheit des Bur-schen freute ihn und seine Ungeduld war weit entfernt ihn zu beunruhigen, denn sie sah so gar kindisch aus, daß sie ihn noch mehr in dem Glauben bestärkte. Heinrich habe nicht aus bösem Herzen, sondern aus jugendlichem Unverstand gelehrt.

So war der allseitige Frieden wieder hergestellt, Brant war aufmerksam aber nicht besorgt, Rechthildis schien ein wenig ernster und zurückhaltender als gewöhnlich, aber doch nicht gekränkt, und nur Heinrich zeigte in seinem Wesen eine auffallendere Veränderung, indem er sich ziemlich unlustig zur Arbeit erwies und öfters in tiefes Nachsinnen versank, als ob er mit seinen Gedanken über irgend Etwas brütete. Unter diesen Umständen vergingen mehrer Wochen, und schon schien der ganze Vorfall vergessen, als eines Morgens Meister Brant in die Werkstätte trat und zu seinem Erschaunen Heinrich nicht in derselben fand, der sonst immer eine gute Zeit früher an Ort und Stelle war, um Alles zur Arbeit des Tages zuzubereiten. Indessen hatte Meister Brant anfangs aus der Abwesenheit Heinrichs kein Arg, und erst nachdem eine halbe Stunde vergangen war, und Heinrich immer noch

Sagen.

nicht kam, ging Herr Brant nach der Schlafkammer desselben, um zu sehen, ob er etwa dort wäre; als er ihn aber auch hier nicht fand, fing er an unruhig zu werden und den Kopf bedenklich zu schütteln. Stunde um Stunde verging, ohne daß Heinrich sichtbar wurde, und Wechtild, von ihrem Vater befragt, wußte eben so wenig Auskunft zu geben. Beim Mittagessen, welches Meister Brant mit Wechtild allein einnahm, erschöpften sich Beide in Vermuthungen und trafen endlich in der Meinung überein, daß dem Burschen ein Unglück widerfahren sein müsse; da öffnete sich plötzlich die Thür und der alte Thürmer trat in das Zimmer.

„Ihr kommt wie gerufen,“ rief Herr Brant auspringend, „habt Ihr nichts von Eurem Kiesen Heinrich gehört, Alter?“

Der Thürmer hieß nach seiner gewöhnlichen Weise ein kurzes Lachen aus und sagte dann: „Ich bringe Euch einen Gruß von Eurem ehrlichen Burschen, Meister; er ist vor etlichen Stunden bei mir gewesen und hat mir aufgetragen, Euch höflich zu vermelden, daß es ihm zu lange währe, bevor er zünftiger Meister würde, und hätte auch zur edlen Goldschmiedekunst nicht sonderlich Lust, wolle es dochbald einmal anders versuchen und verhoffe, Euch baldighi weiteren Bescheid zu geben.“ Diese Worte beschloß der Alte wie immer mit seinem leiseren Lachen.

Meister Brant wußte vor Ersinnen nicht, was er sagen sollte, es war ihm klar, daß der unbefennene junge Mensch, von seiner Leidenschaft verführt, auf abentheuerliche Weise sich dem Ziel seiner Wünsche rascher zu nähern gedächte, und es that ihm jetzt leid, daß er mit dem Burschen so freundschaftlich gesprochen und ihm da-

durch was ich den Kopf gesetzt habe, statt ihn wie einen Knaben zu strafen und dadurch in die gebührenden Schranken zurückzuführen.

„Aber wo ist denn dieser heillosse Bursche geblieben?“ fragte er endlich den Zimmerer.

„Kann nicht sagen,“ murmelte dieser, „er hat wollen in die weite Welt gehen.“

„Dann wird er ein Langenichts!“ rief Herr Frank im höchsten Unmuth, „da werden all' seine guten Eigenschaften zu Lastern, denn wenn ein so jeder Bursche nicht unter der Zucht steht, so wird er ein Schelm!“

„Ist auch meine Meinung,“ murmelte der Alte dumpf-lachend, und verließ dann nach einem raschen Wink das Zimmer. Zum zweiten Male seit kurzer Zeit unterließ Herr Frank heute sein Mittagsschläfchen, denn der Aerger über das Entweichen seines Burschen, den er im Grunde lieb hatte und den er mit Betrübniß seinem Verderben entgegenrennen sah, ließ ihm keine Ruhe, zumal da er sich sagte, daß er selbst durch seine Nachsicht und durch die Hoffnung, die er dem thörichtesten Jüngling wenn auch nur von fern gezeigt den unbesonnenen Streich desselben gewissermaßen mit verschuldet habe. „Das kommt davon,“ sagte er, „wenn man es überflüg zu machen gedenkt. So ein Bursche will durchgehauen sein, ohne das kann er nicht gedeihen! Warte, komm Du mir wieder, wenn Dich der Hunger und das Elend in meine Werkstätte zurückjagen, — satt will ich Dich machen, aber ein Zubrod sollst Du haben, in das ich ein ganz Duzend Pöselkruthen einfluten will.“

Besonders peinlich war es dem ehrlichen Meister, daß er

sich nicht mit Wechthildis über diesen Vorfall aussprechen konnte, denn er scheute sich, dem Mädchen zu sagen, was für ein Gespräch er mit Heinrich geführt und daß dieser durch dasselbe zu seiner Flucht angefeuert worden sei. Indessen war seine Verhütung nutzlos, denn als Wechthildis am Abend sich in ihr Kämmerchen zur Ruhe begeben wollte, fand sie in ihrem Bette einen Brief, den sie beim Eröffnen als ein Abschiedsschreiben Heinrichs erkannte. Erschrocken, als ob sie ein Verbrechen begangen hätte, ließ sie das Blatt zur Erde fallen, und stand eine Zeitlang verwirrt und unentschlossen, nicht wissend, was sie bei dieser bedenklichen Sache zu thun habe. Endlich fiel ihr die beste Auskunft ein, die es für eine gute Tochter geben kann, sie hob den Brief auf und eilte damit zum Schlafgemach ihres Vaters. Kindliche Scheu, den Vater im Schlafe zu hören, ließ sie leise und beküßsam die Klinken aufrücken und eben so vorsichtig die Thüre öffnen; als sie nun aber gewahrte, daß die Lampe bereits ausgelöscht sei, und als überdies die tiefen lauten Athemzüge ihres Vaters sie überzeugten, daß derselbe bereits schlafe, da schloß sie die Thür wieder und kehrte mit dem Vorsatz in ihr Kämmerlein zurück, dem Vater ihren Hund am nächsten Morgen zu überreichen. Sie begann sich auszuziehen, aber was ihr sonst so rasch von den Händen ging, das wollte heute gar nicht fördern; wenn sie die eine Kackel aus dem Luche gelöst, vergaß sie, in Nachsinnen versinkend, die übrigen herauszuziehen, und dasselbe begegnete ihr mit den Händen und Füßen, mit Nieder und Hoch, mit Strümpfen und Schuhen, so daß sie, nachdem zehn und wohl fünfzehn Minuten vergangen waren, in einem sonderbaren Anzuge da-

Hand, halb Entschleckt und halb nicht. Und ich will Euch sagen, woher das kam.

Rechtthild, das habe ich gesagt, war ein frommes, liebes, gehorames und fleißiges Kind, aber ich habe nirgend gesagt, daß sie ein Engel gewesen sei. Sie war ein Mädchen von Fleisch und Blut, und da hätte es wohl sonderbar zugehen müssen, wenn sie nicht neugierig gewesen wäre. Das war die Ursache ihrer ungewöhnlichen Zerstreuung. Ihr erstes Gefühl beim Anblick des Briefes hatte ihr gesagt, daß es ihr nicht ziemt, denselben zu lesen. Nun aber kam die Neugierde, da sie an ihrem redlichen Vorsatz, das Schreiben dem Vater zu geben, gehindert worden war, und da sie es nun vor sich auf dem Tisch liegen hatte und so ganz allein in ihrem Kämmerchen war, nun kam die Neugierde und brannte, wie je Neugierde in der Seele eines Mädchens gebrannt hat, und trieb sie, den Brief zu lesen. Das Gefühl sagte: Lies nicht, denn Du könntest roth werden, so Du es läsest; die Neugierde aber sagte: Lies Du nur, denn Du kannst wohl nimmer wissen, ob Du dazwischen ertöden mußt, und so Du es auch müdest, bist Du ja allein in Deinem Kämmerlein. Darauf erwiederte das Gefühl, was sich eben darauf erwidern läßt, und die Neugierde entgegnete wiederum, was Neugierde zu entgegen pflegt, und so zankten sich diese Beide in Rechtthildens Brust, und während das Mädchen dem Stuhle lauschte, und gern wissen mochte, wer Recht behalten würde, vergaß sie, wie erwähnt, die Nadeln und das zweite Strumpfband zu lösen und vergaß es mehr.

Die Neugierde muß aber doch wohl Recht gehabt haben, denn das Gefühl wußte am Ende nichts mehr vorzubringen,

und Wechtildis ergriff den Brief, öffnete und las ihn. Da erfuhr sie denn das Geheimniß, welches ihr Vater so sorgfältig hatte verbergen wollen, daß er nämlich gar milde mit Heinrich geredet und ihm gleichsam versprochen habe, die Tochter ihm als Ehefrau zu geben, wenn er erst ein Mann wäre, der an das Freie denken könne. Durch dieses Versprechen, schrieb Heinrich weiter, sei ihm die Lust zum Handwerk vergangen, weil es ihn lenkte und fesselte, indem er erst Geselle, dann Meister werden und wenn er es geworden, noch erst auf Kunde und Glück warten müsse. Darum wolle er der Kunst den Rücken kehren, in die weite Welt gehen und etwas ergreifen, wobei er nicht erst Geselle zu werden brauchte, sondern gleich Meister sein, und statt das Glück geduldig abzuwarten, dasselbe herausfordern könnte. Was er werden wolle, hatte er nicht ausdrücklich geschrieben, doch schien es nach manchen Andeutungen, als ob er sich zu den Waffen zu wenden und als Soldat sein Glück zu machen entschlossen wäre.

Es ist gar nicht selten, daß der Mensch, der zwischen Recht und Unrecht geschwankt hat, das Böse sogleich erkennt, sobald er es begangen. Wechtilden ging es ungefähr ebenso, denn kaum hatte sie den Brief zu Ende gelesen, als sie bereuete, es gethan zu haben, denn sie sah sich jetzt in die neue Verlegenheit versetzt, ihrem Vater den Brief vorzubringen zu müssen, da ein dunkles Gefühl ihr sagte, es werde ihn beschämen zu sehen, daß sie selbst von seinem Einfluß auf Heinrichs Flucht unterrichtet sei. Hierzu kam noch, daß Wechtildis, die über Heinrichs Abwesenheit sich nur wegen des Verdresses, den es ihrem Vater bereite, gekümmert hatte,

sezt bei weitem tiefer ergriffen war, da sie erfuhr, daß sie allein die wichtigste Ursache zu Heinrichs unbefonnenem Schritte sei. Wie sehnlich wünschte sie jetzt, daß sie vorhin der richtigen Empfindung und nicht lockender Neugierde nachgegeben hätte! Schaam, Verdruß und Reue preßten ihr Thränen aus und verschleuchten ihren Schlaf, so daß sie, als die Mitternacht heranrückte, noch immer halb entkleidet auf dem Fußende ihres Bettchens saß, mit rothgeschwellenen Augen und wüstem, schmerzendem Kopfe. Darum, liebe Mädchen, gebet nimmer der Neugierde nach, sondern folgt stets dem treuen, klugen Rath in eurer jungfräulichen Brust!

Es dauerte längere Zeit, bevor in dem Hause des wackren Meisters Frank das Gleichgewicht, welches Heinrichs Anacht gestört hatte, wieder hergestellt und die gegenseitige Spannung zwischen Mechthild und ihrem Vater, erzeugt dadurch, daß Jeder vor dem Andern ein Geheimniß zu bewahren hatte, beseitigt wurde; erst allmählig floss der Strom ihres Lebens wieder ruhig und ungetrübt in dem gewohnten Bette und glitt dann mehre Jahre lang in friedlicher, freundlicher Stille dahin.

Unterdes war Heinrich, weit von der Heimath entfernt, in voller Beschäftigung, die reichen Verbrüßungen seines Vriefes in Erfüllung zu bringen. Es dauerte aber lange, ehe er erfuhr, wie und durch welche Mittel er es ins Werk setzen sollte. Die Wahrheit zu sagen, hatte er das Haus seines Meisters ohne Plan für seine Zukunft verlassen; er wußte nur so viel, daß er entschlossen sei, in kürzester Zeit ein reicher Mann, oder wo möglich gar ein vornehmer Herr zu werden. Wie er das anzugreifen habe, darüber dachte er gar

nicht weiter nach, denn er meinte, wenn man nur in die weite Welt gehe, so finde sich das von selbst. Man lasse sich z. B. zum Soldaten werden und werde Kriegsoberster, oder man gehe zu einem Krämer in die Lehre und werde ein hochbegüterter Handelsherr, und das Alles so rasch, daß der Raum des Sinnes nicht einmal Zeit habe, unterdeß zu Barthbar zu reifen. Sind der Meinung doch noch heut zu Tage manche nichtsnutzige Muttersehnchen, die davon laufen in die weite Welt, und — nach Verlauf einiger Jahre heimkehren, dumm wie sie fortgingen, aber ausgehungert und abgerissener, wohl auch gar geführt von einem bewaffneten Geleitmann.

Heinrich hatte einige Zehrpennige, die gesammelten Geschenke freigebiger Kunden, mitgenommen, und so lange dieselben verhielten, kümmerte es den nagelneuen Wanderer nicht viel, daß eine Gelegenheit zu außerordentlichem Glück sich immer noch nicht zeige. Als aber die kleine Baarschaft aufgezehrt war, da fing dem Flüchtling an bange zu werden, und er meinte, wenn er auch fürs Erste nur bei einem Bauern in die Arbeit ginge, so wäre dies immer schon ein guter Anfang, denn er könne daselbst seine Zeit absehen und zugreifen, sobald es was zugreifen gäbe. Allein auch dieser bescheidene Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen, kein Bauer wollte den Unbekannten in seine Dienste nehmen, zumal da er ein Städter war, der kaum den Ake von dem Paser zu unterscheiden mußte. Unter diesen Umständen, die Heinrich zwangen, längere Zeit von der syroden Wohlthätigkeit der Landleute zu leben, entschloß sich der, an Habseligkeiten arme, an Hoffnungen und Vorsätzen aber immer noch reiche Gold-

Hundsbursche, zu der verlassenen Kunst wieder zurückzukehren, weshalb er denn gleich in der ersten Stadt zu einem Meister seiner Innung ging und um Arbeit ansprach. Aber dieser erste Versuch belebte ihn sogleich, daß er für immer von diesem Plane absehen müsse, denn da er keine Kundschaft (Wanderbuch) hatte und überdies den Gesellenpruch nicht kannte, so hielt ihn der Meister für einen Betrüger und ward so zornig, daß er den Gesellen befahl, den herumtreiber aus der Werkstatt zu werfen. Dieses Mißgeschick wirkte so entnuthigend auf Heinrich, daß er den Entschluß faßte, in dem nächsten Flusse, auf den er stiehe, ein dauerndes Unterkommen zu suchen. Dieser Trübsinn wich aber bald einem wilden Grimm, und Heinrich nahm sich vor, er wolle und müsse seinen Vorsatz erreichen und wenn er es auch auf dem Wege sollte, der zum **†††** führt. Allmählig ergoß sich sein Unmuth in Worte, und er begann, wie dies oft verdrießlichen Leuten begegnet, sich mit der blauen Lust zu janken.

„Das ist ein verdammtter Friede heuer!“ rief er, „daß man nirgend auf einen Werber stößt und eh' verhungern kann, als daß man geworden würde. Was machen sie in der Stadt für Bunters, wie bunt und toll es draußen in der Welt zugehe und Alles voll Schnapphähnen sähe und voll grimmigen Kriegsvolks, daß schier kein Durchkommen sei. Ja freilich, das Durchkommen ist schwer, aber nicht von wegen dem Soldatenvolk, sondern vor Hunger und Elend. Was hilft's mir nun, daß ich ein Herz im Leibe habe und guten Willen, mit dem Satan selber anzubinden. Aber Geduld, noch eine kleine Weile Geduld, will doch sehen, ob das

so fortgeht und sich gar nichts findet. Da, wenn sich Etwas fände und wenn es das Schlimmste wäre, davor dem Welker Brand das Blut gerönne und die Haare zu Berge ständen, ich wollte nicht davor erschrecken!"

Raum hatte er indessen diese Worte gesprochen, als er von einem so heftigen Schreck ergriffen wurde, daß er beinahe zu Boden gefallen wäre, denn er fühlte sich mit einem Male ziemlich verb an der Schulter gefaßt, und als er sich umblidte, sah er das tiegerähnliche, wilde und härtige Antlitz eines riesenhaften Kerls, dessen blige-sprühende Augen mit einem furchtbaren Ausdruck auf ihm ruheten. Das Grauenhafte dieser unerwarteten Begegnung ward noch durch die Dämmerung, die eben hereinbrach, und durch das dicke Geräusch, welches Heinrich umgab, vermehrt.

Einige Sekunden starrte der furchtbare Fremde dem erschrockenen Heinrich schweigend ins Gesicht, dann sprach er mit einer rauhen, man könnte sagen, thierischen Stimme: „Schauß prar nicht aus wie ein Mutterköhnchen, dem die Tassen gefüllt und der Tuerfaß gespickt ist, könnte aber doch wohl sein, daß Du etliche Speise bei Dir trägest. Brod oder Käse oder weil gar Fleisch, und ich sage Dir, Bursch, um ein Goldstück schlage ich deren Einen wert, wie Du bist, um ein Stück Fleisch aber heute deren Sechs.“ Während dieser Worte hatte er ein delchartiges Messer hervorgezogen, dessen bligende Schneide anzudeuten schien, daß die eben gesprochenen Worte nicht im Scherz gemeint wären. Unterdeß fiel die Durchsuchung Heinrichs durchaus fruchtlos aus, denn Alles, was derselbe besaß, war ein kräftiger Appetit, an den Mitteln aber, denselben zu befriedigen, fehlte es ihm eben

so sehr; als dem Straudieb. Dieser seinerseits war nicht wenig erbittert über seine vereitelte Hoffnung und machte seinem Aerger Luft, indem er Heinrich mit der Faust ein Paar Püffe in die Seite versetzte. Unser Abkömmling hatte jedoch von Natur ein entschlossenes Wesen und überdies befaß er in diesem Augenblick den Muth eines Menschen, der gar nichts mehr zu verlieren hat; demnach glaukte Heinrich, daß er keinen Grund habe, sich die empfindliche Vertraulichkeit des Schnapphahns gefallen lassen zu müssen, und versetzte demselben aus diesem Grunde einen so grimmigen Faustschlag in das Löwengesicht, daß dem Betroffenen die Junken aus den Augen flogen. Weit entfernt aber, über solche Exultation empfindlich zu sein oder in Muth zu gerathen, blickte der Kerl vielmehr dem keden Purschen mit dem Ausdruck freundigen Erkennens ins Gesicht, verzerrte dann seine eignen Zügel zu einer Art von Lächeln und sagte:

„Nicht soll der Teufel belen, wenn das nicht der prächtigste Faustschlag war, den ich je in meinem Leben empfangen habe, denn obzwar er nicht viel bis unter die Panthaare drang, so zeigte er doch von einem guten Willen und edelmüthiger Courage. Du bist kein übler Pursch und gefällst mir wohl, und wenn Du auch nichts im Quersack hast und nichts im Beutel, so hat das nicht viel zu sagen, ich finde schon noch wo anders was und eine kleine Weile ertrag ichs noch. Aber einen so prächtigen Purschen als Du selber bist, treff ich wohl nicht alle Tage, darum hält ich Lust Dich zu behalten. Was treibst Du für ein Gewerbe?“

Heinrich horchte mit Aufmerksamkeit auf die Rede des unheimlichen Kerls und antwortete dann dreiß:

„Ich bin ein Goldschmiedebursch und meinem Meister entlaufen!“

Des Butschkleppers Augen sprübelten Funken bei diesen Worten, seine Mienen verzerrten sich, seine Finger bogen sich wie Krallen und mit einer von Leidenschaft heiseren Stimme rief er:

„Ein Goldschmiede-Bursch! Entlaufen, aus der Werkstätte, vom Tisch fort, der voll Gold, Silber und Edelstein liegt! Hei, mein Bursch'chen, hätte nicht gedacht, da Du so lumpig aussiehst, daß Du so viel werth wärest. Kram aus, Kram aus, Gesell! Wo steckt der Schatz? Klugs her damit! Ich werde satt, wenn ich Gold sehe, und ob ich in vierzehn Tagen nichts gegessen hätte! Und ob ich auf der Dabre läge, todt wie ein gestochener Haul, ich lebe wieder auf, wenn Ihr mir Gold nahe bringt!“

Der wilde Kerl zitterte vor unermesslicher Begierde am ganzen Körper, und seine Stimme war im Sturm der Leidenschaft nach und nach so heiser und tonlos geworden, daß Heinrich ihn kaum mehr verstand. Diesem, der anfangs so fest gewesen war, klopfte jetzt das Herz in danger Furcht, denn er hatte noch nie in seinem Leben einen so wilden unmenschlichen Ausdruck der Leidenschaft gesehen. Er getraute sich kaum, seinem neuen Bekannten zu sagen, daß in der Werkstätte, die er verlassen, wenig zu rauben gewesen sei, und daß er von diesem Wenigen Nichts genommen habe. Mit rascher Ueberlegung fand er es als die geeignetste Auskunft, mit dem Bekenntniß seiner Armuth zugleich die Zusage zu verbinden, daß er Mittel und Wege wisse, sich der Schätze

zu vernünftigen, die ihn Umstände zurück zu lassen gezwungen hätten.

„Ihr irret Euch,“ sagte er, „wenn Ihr glaubet, edles Metall und kostbare Steine bei mir zu finden; aber wenn Ihr Schuld haben wollet, so gedenke ich Euch des Goldes so große Haufen zuzubringen, als Ihr wohl in Eurem Leben noch nicht gesehen habt. Denn ich weiß jeden Schrank und jede Truhe, wo mein Meister seine Schätze bewahrt und kann gar leicht alle Schlösser öffnen.“

Der Strauchdieb ließ sich indeß hierdurch nicht leicht beschwichtigen, er hielt Heinrichs Angabe für eine Ausflucht und ward darüber von solcher Ruth ergriffen, daß er von neuem auf ihn einbrang und ihn niedergestoßen haben würde, wenn jener nicht durch einen geschickten Seitensprung sich gerettet hätte. Jetzt erst fanden Heinrichs Verstellungen und die Hoffnung auf reiche Beute, die derselbe ihm machte, Eingang bei dem wilden Gefellen, und ehe eine halbe Stunde seit dem ersten Begegnen verfloßen war, hatten beide neue Bekannte ein Bündniß auf Leben und Tod mit einander geschlossen.

Eine so kurze Zeit hatte hingereicht, um eine so wichtige, furchtbare Veränderung mit Heinrich hervorzubringen. Diesem Unglücklichen war es bisher nicht in den Sinn gekommen, das Eigenthum eines Fremden anzutasten. Die Noth hatte ihm nie die Veranlassung dazu gegeben, und als die erste Leidenschaft in seinem Herzen sich regte, war sie nicht auf den Besitz von Schätzen, sondern auf Befriedigung der Sinnenslust gerichtet. Selbst als er seinem Meister entlie, und zwar in der bestimmten Absicht, sich die Mittel zur Wohl-

habenheit rascher als gewöhnlich zu erwerben, dachte er nicht im Entferntesten daran, sich dazu der Diebeshände oder des Räuberdolches zu bedienen. Dies aber ging nicht aus einer Heikeit der Gesinnung, aus Abscheu vor dem Laster hervor, sondern hatte seinen Grund nur darin, daß er diesen Weg nicht kannte, daß er die Mittel zur Ausführung solchen Vorhabens nicht zu handhaben verstand, und daß Gelegenheit und Veranlassung dazu sich ihm noch nicht dargeboten hatten. Da zwang ihn mit einem Male unerwartete Lebensgefahr, sich lügenhafter Weise für einen ausgebildeten und erfahrenen Dieb auszugeben, und mit dem ausgesprochenen Wort war er das geworden, als was er sich bezeichnet hatte. Er besieg den Wegelagerer nur eine Sekunde lang, nur so lange, als er die Lüge sprach, kaum aber war die Rede zu Ende, als auch schon der Entschluß in ihm feststand, das zu halten, was zu versprechen die Noth ihm abgedrungen hatte.

Wir tragen wenig Verlangen, den Verlorenen Schritt vor Schritt auf dem Wege seines Verderbens zu begleiten, vielmehr ziehen wir es vor, unsere Leser in die stille friedliche Werkstatt des Meisters Frank zurückzuführen, der noch lange Zeit mit seiner tugend samen, wackern Tochter von dem entlaufenen Burischen sprach, dem er bald eine unglückliche Zukunft voraussagte, bald aber auch eine glückliche und glänzende, und sowohl dieses als jenes mit Beispielen besetzte, die seine eigne Lebenserfahrungen ihm darboten. Wechthild ihrerseits ließ den Vater reden, ohne selbst in die eine oder andere Prophezeiung mit einzustimmen. Ihr war es im Ganzen peinlich, von Heinrich sprechen zu hören, und sie ward erst dann ganz ruhig, als auch der Vater den entlaufenen

Burschen vergessen hatte und den Namen desselben fast gar nicht mehr erwähnte.

Jahre vergingen, ohne daß sich etwas sonderlich Erwähnenswerthes in dem Hause des Herrn Brank zugetragen hätte. Einen Burschen hatte der wackere Meister nicht wieder genommen, als aber späterhin überhäufte Arbeit ihn nöthigte, sich hülfreicher Hände zu bedienen, führte ihm das Glück einen Gefellen zu, der nicht nur des Handwerks vollkommen kundig war, sondern dasselbe als eine wahre Kunst auszuüben verstand, denn er hatte längere Zeit in Paris, Venedig und Mailand in den vorzüglichsten Werkstätten gearbeitet, und aus seinen geschickten Händen war manches Stück hervorgegangen, das hernach fürstlichem Prunkzimmer zur Zierde diente. Bernhard, so hieß der Gefelle, war aber auch im Aeußern ein anziehender, beim ersten Anblick Zuneigung erweckender Jüngling; er war groß und kräftig, hatte blondes Haar und ein schönes Antlitz, in welchem männlicher Ernst mit sanfter Freundlichkeit sich paarte. Der Allem schön aber waren seine Augen, in denen lebendige rege Geisteskraft vereint mit lauterer Herzensgüte sich spiegelten. Herr Brank stand keinen Augenblick an, Bernhard als Gehülfen anzunehmen, und zu Nechtbilds sagte er: „Schau, meine Tochter, das ist ein Gefell, wie er sein soll. Jeder Meister kann es als ein Glück betrachten, so einen Gefellen zu haben, denn nicht alle taugen viel und etliche gar nichts, und kann doch kein Meister sich einen wünschen, wie er ihn haben möchte, und darf auch nicht zu wählig sein, denn es giebt ihrer heuer überhaupt nicht gar viele.“

Nechtbild war ganz der Meinung ihres Vaters; sie sagte

sich selbst, daß sie in ihrem Leben keinen so schönen Mann gesehen habe, und ihr Herz setzte flüsternd noch Manches hinzu, was sie selber kaum verstand und was sie sich wohl hütete, vorzeitig zu enthüllen. Oft aber, wenn sie das achtungsvolle, fast ehrerbietige Betragen Bernhards gegen sie bemerkte, fielen ihr die Worte ein, die ihr Vater zu Heinrich gesprochen hatte, als er demselben einschärfte, wie jeder Lehrling der Tochter des Meisters Achtung, Respekt und Gehorsam schulde. Mehr als Meister Frank in dieser Beziehung von Heinrich geübt hatte, that der brave Bernhard eine besondere Anstrengung und Annäherung, obwohl er doch Gelehrter war und sich schon weit in der Welt umgesehen hatte. Oft dünkte es sogar der guten Weibsbild, als ob Bernhard der Ehrerbietigkeit gegen sie schier zu viel zeigte, und sich selbst unbewußt wünschte sie, daß er in Etwas die brüderliche Vertraulichkeit annähme, die bei Heinrich ihr so sehr lässig gewesen war. Aber Bernhard blieb sich in seinem Betragen immer gleich; er war freundlich, aber nicht annähernd, offen aber nicht vertraulich, und selbst wenn er Abends in der Feierstunde im traulichen Webgemach dem Meister und Weibsbild von seinen weiten Reisen erzählte, und was er in Frankreich und Italien gesehen und erlebt habe, beobachtete er in seinem Ton eine gewisse Zurückhaltung, das jeder es gleich hätte merken müssen, der Erzählende gehöre nicht zur Familie, noch sei er ein Gast, sondern nur ein Untergebener.

In dieser Weise vergingen, wie gesagt, mehre Jahre, in denen außer der Aufnahme Bernhards in Frahls Hause nichts Erzählenswerthes vorfiel, oder vielmehr nichts, was sich eben

gut erzählen läßt. Denn was geschah, das bildete sich so heimlich, wie die Entwicklung des Keims unter der Erde, oder wie das Werden der Blüthe in den Hüllen der Knospe, die, anfangs unscheinbar, ein grünes Knöpfchen, allmählig wächst, ohne daß man es anders wahrnimmt, als durch ihr unmerkliches Wachsthum, bis sie mit einem Male verflhet, und wie durch einen Zauber die Blüthe in aller Süßigkeit ihrer Pracht die Sonne grüßt. So vergingen drei Jahre, während welcher heimlich und still in Meister Frank's Hause die Glücksknospe wuchs und wuchs, in ihrem leuchverbüllten Schooße ein freudereiches Ereigniß zur Reife bringend. Meister Frank ward mit jedem Tage mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ihm kein schöneres Glück widerfahren könne, als wenn Bernhard sein Eidam würde. Mechthild — was sollen wir von ihr sagen? Läßt sich das Werden der Liebe doch selbst da nicht beschreiben, wo es jäh wie ein Blitz in die Seele fällt und aus der Seele springt, wo die Leidenschaft, um vom Funken zur mächtigen Lebe zu werden, nur so viel Zeit braucht, als nöthig ist, daß der Strahl eines Auges zu einem andern Auge gelangt. Wie sollten wir denn im Stande sein, jene allmähliche Entwicklung der Liebe zu beschreiben, die nicht rasch empor lodert und in ihrer eignen Glut sich verzehrt, sondern die aus dem Keim einer tiefempfundenen Achtung zu glühender Zärtlichkeit sich entwickelt, eine Liebe, deren Wurzel Verehrung, deren Stamm innige Zuneigung und deren Krone erst die Leidenschaft ist? So aber war es bei Mechthild und ebenso war es bei Bernhard. Nachdem drei Jahre traulichen Zusammenlebens vergangen waren, liebten sich die Velden so innig, so unaussö-

Sagen.

lich, daß diese Liebe eben so wenig wieder zerstört werden konnte, als es möglich ist, Eine untheilbare Seele in zwei Hälften zu spalten. Eines Sonntags beim fröhlichen Mahl gestaltete sich das innere Leben dieser drei wackeren Menschen zu Worten. Wer zuerst begonnen habe, davon zu sprechen, ich weiß es nicht zu sagen. — Mechthild lag mit hoch-errötheten Wangen an dem Busen Bernhards, dessen Augen die unaussprechliche Entzückung seiner Seele widerspiegelten, und Meister Frank stand über Beide gebeugt, die schöne Gruppe mit seinen Vaterarmen umschließend, während Thränen einer seligen Freude über seine Wangen flossen.

Ungefähr acht Tage nach der feierlich geschlossenen Verlobung empfing Bernhard die Nachricht aus Köln, seiner Vaterstadt, daß sein Oheim, der ehemalige Handelsherr Thomas Goldbeck gestorben sei, und daß Bernhard kommen solle, um die ihm im Wege der Erbschaft zugefallene reiche Hinterlassenschaft des Verstorbenen in Empfang zu nehmen. — Bernhard hatte bis jetzt nie von diesem Onkel gesprochen, er hatte wohl erzählt, daß er wenige Tage nach seiner Geburt den Vater, der Meister der Goldschmiedekunst zu Köln gewesen, verloren habe, und daß zehn Jahre später ihm auch die Mutter gestorben sei, worauf ihn, das einzige, hinterlassene Kind, ein Bruder seiner Mutter zu sich genommen und ihn erzogen habe, daß aber der Onkel so reich gewesen sei und er von demselben ein Erbgut zu erwarten habe, davon hatte Bernhard nie ein Wort gesagt. Sowohl Meister Frank als Mechthild waren daher sehr erstaunt, so unerwartet die Nachricht zu erhalten, daß Bernhard in den Besitz eines sehr ansehnlichen Reichthums gelangen solle. Als sie

Bernhard deshalb freundliche Vorwürfe machten, sagte er mit trauriger Stimme und senkten Augen:

„Jürnet mir nicht, verehrter Meister und hochgeliebte Braut, daß ich bisher von einem Manne geschwiegen, der meinem Herzen unendlich theuer ist, um so theurer, ein je schwereres Unglück auf seinem Leben lastete. Der Verstorbene war der leidliche Bruder meiner seligen Mutter; von Jugend auf soll ihn ein ernstes, nachdenkliches Wesen ausgezeichnet haben, er vermied den Umgang mit alterdgleichen Knaben und später ebenso mit Jünglingen, und statt an ihren Spielen und Belustigungen Theil zu nehmen, lag er seinen Geschäften ob und streifte in Klug und Feld herum, nicht gedankenlos, sondern beständig nachsinnend, wie er ein thätiges, aber auch gottseliges Leben führen und sich über seinen dormaligen Stand hinausarbeiten könne. Sein und meiner Mutter Vater, mein Großvater also, welcher Martin Geldbeck hieß, war Gewürzkrämer zu Köln, und hatte die Absicht, seinem Sohn für dieselbe Handtirung zu erziehen. Dem sinnigen Thomas aber gefiel das kleinliche Treiben in der Bude seines Vaters gar schlecht, und es war ihm daher eine große Freude, als er durch einen glücklichen Zufall Gelegenheit erhielt, bei einem reichen Handelskern zu Amsterdam in die Lehre treten zu können. Er war damals 17 Jahre alt, und nachdem er neun Jahre bei seinem Herrn geblieben, an dessen Geschäften er in den letzten zwei Jahren selbstständigen Antheil genommen hatte, kehrte er, 26 Jahre alt, mit einem nicht unbedeutenden Vermögen nach Köln zurück, denn er liebte seine Vaterstadt über Alles. Da er überdies ein schöner Mann geworden war, so mögt Ihr wohl denken, daß man-

Der wahre Bürger zu Köln ihn gern als Eidam angenommen hätte, und auch die Jungfrauen schauten nicht mit unfreundlichen Blicken auf ihn. Mein Oheim aber war keinesweges gesonnen, sich zu verheirathen; er hatte ein Handelsgeschäft in Köln eingerichtet, wenn auch nicht so großartig als das seines Vaters zu Amsterdam, doch gar ansehnlich, und diesem Geschäfte lag er mit solchem Fleiße ob, daß Einige sagten, Herr Thomas sei ein Weizbals, der nur darauf denke, Reichthümer zu erwerben, die er mit Niemanden theilen wolle. Allein dies war keinesweges der Fall, denn wie eifrig auch mein Oheim seine Geschäfte betrieb, so führte er doch einen durchaus gottesfürchtigen Lebenswandel, spendete den Armen reichlich und machte alle seine Blutsverwandte zu wohlhabenden Leuten. Daß er aber nicht aufs Freie dachte, hatte seinen Grund blos darin, daß keine der Jungfrauen, die er kannte, seinem Sinne ganz zusagte; denn so pünktlich, wie in seinen Handelsgeschäften, war er in seiner ganzen Lebensweise, und in allen Dingen waren seine Anforderungen sehr hoch gespannt, weil er an sich selbst nicht minder strenge Ansprüche machte, und sich stets redlich bestrehte, dieselben zu erfüllen. „Viel oder gar nichts“ schien der Maßstabsmaß seines Lebens zu sein und bei ihm auch von der Liebe zu gelten, für die er so lange ganz unempfindlich war, bis sie sich seines Herzens mit solcher Gewalt bemächtigte, daß sie zur ausschließlichen Beherrscherin seines ganzen Lebens wurde.“

Bernhard schwieg, ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, eine Thräne floss über seine Wangen, denn ihn überwältigte die Kraft einer traurigen Erinnerung. Nach einer

Hause, die seine Zuhörer durch Schweigen ehrten, fuhr Bernhard fort:

„Acht Jahre waren seit der Rückkehr meines Oheims vergangen, während welcher Zeit sein Reichthum außerordentlich gestiegen war, als mein Oheim plötzlich von gewaltiger Liebe zu einer Jungfrau ergriffen wurde. Kunigunde, die Tochter des Stadtschreibers Peter Aäbriin, war zwischen 17 und 18 Jahr, von nicht gar großer aber zierlicher Gestalt und überhaupt von einer Körperbildung, daß es schien, als ob sie weit jenseit des Rheins geboren wäre. In der That war auch ihre Mutter eine Französin, und Kunigunde glich ihr, wie ein Tropfen Wassers dem andern; sie hatte schwarzes Haar, große schwarze, funkelnde Augen und eine bräunliche Haut. In ihrem Wesen war sie das leidenschaftige Gegenbild meines Oheims, munter bis zur Ausgelassenheit, sorglos, leicht aufwallend, zum Zorn wie zur Versöhnung schnell erregt. Viele Leute wunderten sich daher, daß mein Oheim just für Kunigunde, die ihm in Allem so ungleichartig war, in Liebe entbrannt sei; Andre aber meinten, das sei eben darum geschehen, denn die menschliche Seele entbrenne meist in Verlangen nach dem, was ihr selber mangle. Kunigunde ihrerseits theilte nicht nur die Liebe meines Oheims, sondern die Glut ihrer Leidenschaft schien der seinen noch bei weitem überlegen zu sein. Und trotz dem hat dieses Mädchen den Schleier einer unzerstörbaren Trauer über das Leben meines unglücklichen Oheims gebreitet. Während sie nämlich die verlobte Braut meines Oheims war, kam nach Köln ein Welcher Abenteuerer, der allgemein für einen Schwarzkünstler gehalten wurde. Er war ein großer, schp-

ner Mann, ungefähr von dem Alter meines Oheims, in seiner äußeren Bildung aber ein treues Ebenbild von Kunigunde. Da Signor Rossolini wegen seiner vielen Reisen, und der auf denselben gesammelten Erfahrungen ein überaus angenehmer Gesellschafter war, und in seinem Benehmen sich stets frei, offen und gewandt zeigte, so ward er in die Häuser vieler, selbst der angesehensten Bürger gern aufgenommen.

Auch zu Herrn Häbrlin kam er und benahm sich gegen Kunigunde so achtungsvoll und zurückhaltend, daß seine Besuche meinem Oheim, der den vielerfahrenen Fremden seiner Kenntnisse und Lebensgewandtheit wegen ebenfalls schätzte, durchaus nicht bedenklich schienen, zumal da mein Oheim viel mehr zum Vertrauen als zur Eifersucht geneigt war. Fünf Monate hatte der Brautstand mit Kunigunde gedauert, die prächtigen Vorbereitungen, die fast kaiserliche Ausstattung, welche mein Oheim, von glühender Liebe getrieben, für Kunigunde bereiten ließ, waren beendigt und der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Fast hörte die glühende Sehnsucht, mit der Herr Thomas den Tag seines höchsten Glücks erwartete, das Gleichgewicht in der Seele desselben in dem Grade, daß man ihn kaum wieder erkannte. Er schien um die Hälfte seiner Jahre verjüngt zu sein, ja selbst der sorglose Frohsinn der Knabenzeit lebte in ihm auf und gab ihm oft das Ansehen derjenigen Kinder, die man wegen der Reinheit ihrer Seele und wegen ihres überschwenglichen Glückes den Engeln zu vergleichen pflegt. Endlich war der Tag der Hochzeit erschienen, und mein Oheim saß frühmorgens in seinem Zimmer, von freudiger Erwartung und von Sehnsucht so aufgereg, daß er nur

mit Mühe es unterließ, nach dem Wohnhause seiner geliebten Braut zu eilen. Keine trübe Ahnung verdüsterte seine Seele, nicht die fernste Möglichkeit, daß sein Glück in Trümmern fallen könne, schien ihm denkbar, -- da stürzte plötzlich Herr Peter Jährlin mit wildfliegender Paar, todtenbleichem Gesicht und stieren Blicken der Verzweiflung in das Gemach, streckte, nach Worten haschend und doch nicht im Stande auch nur eins hervorzubringen, meinem Oheim die zitternden Arme entgegen und stürzte dann mit einem angstvoll hervor-gepreßten Schrei bewußtlos zu Boden. Mein armer Oheim war, wie Ihr denken möget, zum Tode erschrocken, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß seiner geliebten Kunigunde ein Unglück widerfahren sei. Mit lautem Angstgeschrei rief er sein Hausgesinde zusammen, und nie werde ich den entsetzlichen Anblick vergessen, der sich uns (ich befand mich damals schon seit beinahe einem Jahre in dem Hause meines Oheims, der sich beim Tode meiner Mutter zu sich genommen hatte,) der sich uns darbot, sage ich, als wir voll Schrecken in das Zimmer stürzten. Herr Jährlin, der sich im Fallen beschädigt hatte, lag scheinbar todt und mit Blut besudelt auf der Erde, während mein Oheim mit hochgehobenen Armen, todtenbleich und mit weit aufgerissenen stieren Augen regungslos da stand, wie ein aus Stein gemeißeltes Standbild der Verzweiflung. Wir alle schrien und fragten unablässig, was geschehen sei, aber Niemand gab uns Antwort, denn mein armer Oheim war seines Bewußtseins beraubt und schien im Stehen eine Leiche zu sein. Ein sonderbarer Krampf hatte sich seiner bemächtigt, daß er, man mochte ihn stellen, setzen oder legen, wie man wollte, wie ein

aus Wachs geformtes Gebilde in der ihm beigebrachten Stellung verharnte. Herr Jährlin erholte sich bald nach unserem Eintritt und kurze Zeit darauf verließ auch meinen Oheim der böse Krampf. Ach er mag wohl gewünscht haben, daß er in demselben seinen Geist aufgegeben hätte, denn schrecklich, schrecklich war, was er jetzt von seinem Schwäger erfuhr. Kunigunde war in der Nacht vor der Hochzeit mit dem Welshen Abenteuerer entflohen, nachdem sie ihrem Vater alle Kostbarkeiten und alles Geld, dessen sie habhaft werden konnte, entwendet hatte. — Seit jenem gräßlichen Ereigniß hat mein unglücklicher Oheim nie wieder ein Wort gesprochen, nie sein Haus verlassen und nie eine andre Nahrung zu sich genommen, als Milch und trockenes Brod. Seine Handelsgeschäfte gab er sogleich auf und nicht er selbst, sondern sein Vater, der an einem so vertreflichen Sohn so großes Unglück erleben mußte, ordnete sein Vermögen. — Vier Jahre blieb ich noch im Hause meines Oheims, vier Jahre noch erduldet ich die unaussprechliche Qual, den Mann, den ich von ganzer Seele liebte, eine Beute stummer Verzweiflung zu sehen. Nun ist er erlöst, — der barmherzige Gott sei seiner Seele gnädig!"

Nachdem Bernhard mit diesen Worten seinen traurigen Bericht beendigt hatte, fiel er von Neuem in schmerzliches Nachsinnen und wehte dem Andenken seines unglücklichen Oheims eine Fährte der Trauer. Die trübe Stimmung, in welche alle Drei versetzt waren, wurde nicht eben zerstreut durch die nöthig gewordene Besprechung wegen Bernhards Abreise nach Köln. Nichts desto, schon aufgeregt, umschloß Bernhard mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihr sonst nicht

eigen war, und sagte, sie wolle ihren Geliebten nicht von ihrer Seite lassen, und wenn sie auch alle Schätze der Welt darüber verlieren sollte. Herr Frank erschrak über die Festigkeit seiner Tochter, Bernhard aber beschwichtigte den Sturm ihrer Gefühle durch Nachgiebigkeit und sanftes Zureden, wodurch er es dahin brachte, daß Wechthild sich bald wieder beruhigte und in seine Abreise nach Köln, deren Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit sie erkannte, obwohl mit bekümmertem Herzen willigte. Auf ihren Wunsch schob Bernhard indessen seine Reise noch acht Tage auf, und als er nach Ablauf dieser Zeit sein Vorhaben wirklich ausführte, war die sonst so ruhige und besonnene Wechthildis vom Schmerz so überwältigt, so voll der schrecklichsten Ahnungen, daß es den vereinten Bemühungen ihres Vaters und ihres Geliebten nicht gelang, sie zu beruhigen; denn obwohl sie sich so weit faßte, von Bernhard Abschied nehmen zu können, so verfiel sie doch, so wie dieser die Stadt verlassen hatte, sogleich wieder in ihre vorige Angst, daß ihr und ihrem Geliebten ein großes Unglück bevorstehe. Anfangs hatte Herr Frank Rücksicht mit der Gemüthsangst seiner Tochter, dann aber, als nach Verlauf mehrerer Tage ihre Unruhe sich nicht minderte, fing er an zu zürnen und schalt sie eine Thörin, die sich von leeren Verspiegelungen ihrer Phantasie hinreißen lasse, ohne ihren Verstand zu Rathe zu ziehen. Doch erreichte Herr Frank durch seine Bemühungen weiter nichts, als daß Wechthild einige Tage lang ihren Kummer verbarg, bis derselbe, zu übermächtig, um sich verbergen zu lassen, sie verhinderte, in Gegenwart ihres Vaters ihre Thränen und Seufzer länger zurückzuhalten. Endlich wirkte Wech-

thilrens große Betrübniß ansehend auf Herrn Frank selbst, so daß er bald eben so voller Besorgnisse und böser Ahnungen war, als seine Tochter.

Nach drei Wochen waren seit Bernhards Abreise verfloßen, als eines Tages, da Herr Frank eben ausgegangen war, und Wechtbild allein im Wohngemache saß, plötzlich die Thüre ungehört geöffnet wurde, und ein großer, schöner Jüngling, stattlich gekleidet und mit klirrenden Sporen, rasch und geräuschvoll in das Zimmer trat. Wechtbild, ganz erfüllt von Sehnsucht nach ihrem Bernhard, und eben jetzt wie immer, mit ausschließlichen Gedanken an ihn beschäftigt, glaubte, vom ersten Schreck verwirrt, in dem Eintretenden ihren Geliebten zu sehen, weshalb sie aufsprang und mit einem lauten Schrei und weit geöffneten Armen dem Gast entgegenstürzte; ehe sie Zeit hatte, von ihrem Irrthum zurückzukommen, hatte der Fremde sie fest mit seinen Armen umschlossen und sagte, sie ans Herz drückend:

„Hi, das ist gar hold von Dir, meine schöne Wechtbild, daß Du nach jahrelanger Abwesenheit mich sogleich wieder erkennst und mit bräutlicher Freude mich willkommen heißest!“

Die kräftige, fast rauhe Stimme des Fremden fiel zu sehr gegen den sanften Ton ab, in welchem Bernhard zu sprechen pflegte, als daß Wechtbild länger in ihrer Täuschung hätte beharren können. Ihr Haupt, das sie an die Brust des Sprechenden gedrückt hatte, rasch emporhebend, blickte sie mit tödtlichem Schreck in das Antlitz eines ihr unbekanten Mannes; sie ließ einen Schrei des Entsetzens aus und entwand sich mit ungeschämter, krampfhafter Anstrengung den Armen des

Fremden: Dieser erschauete nicht wenig über das veränderte Benehmen Mechtildens und sagte:

„Was ist das, Mechtild? Hat die Abnung Deines Herzens mich besser erkannt, als Dein prüfendes Auge? Glaube ~~was~~ Deinem Herzen, schöne Mechtild, es hat Dich nicht betrogen, ~~ich~~ bin Heinrich, Dein Heinrich, einst ein armer Lehrbursch in Deines Vaters Werkstatt, jetzt aber selber Meister in einer gar trefflichen Kunst und reicher als Dein Vater, oder irgend ein anderer Bürger in dieser Stadt.“

Diese Worte, darauf berechnet, Mechtild zu beruhigen, vermehrten vielmehr ihre Angst und ohne zu wissen warum, flog sie in den äußersten Winkel des Zimmers, und fing an, mit lauter Stimme um Hülfe zu rufen. Dieses unerwartete Benehmen brachte den Fremden, der allerdings der entflozene Lehrbursche Heinrich war, in nicht geringe Verlegenheit, und seine Verwirrung steigerte sich noch, als Herr Frank mit hochgehobenem Stabe und von Angst verzerrtem Gesicht in das Zimmer stürzte. Ohne zu wissen, was vorgefallen sei, aber aus dem Geschrei Mechtildens das Schlimmste abnehmend, stimmte Herr Frank in ihren Hülferuf mit ein; während er aber unablässig „Diebe! Mörder!“ schrie, stürzte er gleichzeitig mutbig auf den Fremden los und faßte ihn kräftig an der Brust. Heinrich war todesbleich geworden, als er sich aber von Herrn Frank mit so ehrenrührigen Namen angerufen und überdies festgehalten sah, stieg eine dunkle Röthe auf seine Wangen, mit einem kräftigen Stoß schleuderte er den Meister mehre Schritte zurück und schien dann ~~Willens~~, sich eilig zu entfernen. Als er jedoch die Thüre schon erreicht hatte, wendete er sich um und rief mit don-

nernder Stimme: „Seid Ihr denn von Sinnen alle Beide, daß Ihr schreiet und tobet, als ob der böse Feind zu Euch gekommen wäre! Erkenntet mich doch, Meister, ich bin Heinrich, weiland Euer Lehrbursche.“

„Wie?“ rief Meister Brank, „Du bist mein entlaufener Lehrbursche, und was hast Du meiner Tochter gethan, daß sie Deinet halben um Hülfe rufen muß?“

Nicht ohne Mühe kam eine Verständigung zu Wege, denn Wechtild schämte sich zu gestehen, daß sie in dem irrigen Glauben, Bernhard vor sich zu sehen, in Heinrichs Arme gerath sei; nachdem indessen eine genügende Aufklärung erfolgt war, hielt es Meister Brank für seine Pflicht, die unabsichtliche Verleumdung wieder gut zu machen, und er bewillkommte daher Heinrich mit ausnehmender Freundlichkeit, während jedoch Wechtild ihre Herzensangst auch jetzt noch nicht bemerken konnte. Heinrich seinerseits war über diese Wendung der Dinge sehr erfreut und mit heitern Blicken sagte er: „Laßt gut sein, Meister, der Willkomm war ein gebührender Lohn für mein heimliches Abo! Jetzt aber sind wir quitt, und nun laßt uns in freundlicher Traulichkeit miteinander reden. Ihr schauet mich verwundert an und meintet sonder Zweifel, aus dem entlaufenen Heinrich sei ein stattlicher Gesell geworden. Ja seht, werther Meister, ich habe eine treffliche Kunst erlernt und mir gar schönen Reichthum erworben. Ich hab's Euch gesagt, daß mir's zu langsam gehe in unserem Pandwerk und ich es eiliger treiben wolle, nun sollt Ihr sehen, ob ich mein Wort redlich gelöst. Verstattet nur, daß ich meinen Mantelsack, der draußen auf meinem Kofse angeschlossen ist, hereinhole und Euch meine Schätze zeige.“

Nach diesen Worten entfernte sich Heinrich, um das eben Gesagte auszuführen; Meißner Arant schüttelte verwundert den Kopf, Wechtild aber stüsterte mit allen Zeichen ängstlicher Paß: „Laß ihn nicht herein kommen, Vater, ich bitte Dich um Gottes Willen, denn mir grauet vor ihm, wie vor dem schlimmen Feinde.“ Sie hatte jedoch diese Worte kaum ausgesprochen, als Heinrich, den Mantelfack auf dem Arm, schon wieder in das Zimmer trat.

In dem Aeußern Heinrichs war Nichts, wodurch Wechtilds Furcht gerechtfertigt worden wäre. Heinrich war in den drei Jahren größer und kräftiger geworden und hatte ein fast männliches Ansehen. In seinem Gesicht sprach sich Kühnheit aus, ein Ausdruck, der durch einen zwar schwachen aber sorgfältig gepflegten Knebelbart noch erhöht wurde; in Haltung und Gang zeigte sich ein selbstvolles Wesen, dem auch die Spuren und überhaupt seine ganze äußere stattliche Kleidung entsprach. Mit einem Lächeln, das den Triumph im Voraus zu feiern schien, legte Heinrich den schweren Mantelfack auf den Tisch und breitete seine Schätze vor den erstaunten Augen Arants und Wechtildens, die auf Heinrichs wiederholte Einladung endlich auch schon an den Tisch herangetreten war, aus. Nachdem Heinrich zuerst eine so große Menge Gold- und Silbermünzen gezeigt hatte, daß schon diese Meißner Arants ganzen Reichthum zu überwiegen schienen, holte er ein sorgfältig verwahrtes Päckchen hervor und sagte, es mit strahlenden Blicken beachtend:

„Ihr versteht Euch ja auf Kleinodien und kostbares Edelstein, Meißner, so schaut denn her! In diesem Bündel ist manch Stück, das allein den Werth all dieses Geldes und

Silbers übertrifft. Betrachtet zuerst diesen Ring, der Olanz schier ein dunkleres Zimmer erbellen kann. Der Mittelstein allein ist 500 Guldens werth, Ihr versteht das ja selbst.“

Meister Frank nahm den Ring in die Hand, legte ihn aber sogleich wieder mit einer Eile hin, als ob er fürchtete, sich daran zu verbrennen. „Herr mein Gott!“ rief er fast mit Ehrfurcht, „so ein kostbar Stück hab ich noch nicht in Händen gehabt, so alt ich bin.“ Dagegen wuchs Wechspildens Theilnahme beim Anblick der Schmuckfachen und sie betrachtete sowohl den Ring als die darauf folgenden Kostbarkeiten mit freudigem Erstaunen. Ringe, Ohrgehänge, Armspangen und Halsgeschmeide kamen nach und nach, wie aus dem Zauberlächchen eines Schwarzkünstlers, aus dem unscheinbaren Bündel hervor. Die kostbarsten Stücke pries Heinrich stets mit großen Worten an, die minder kostbaren aber legte er schweigend auf den Tisch. Endlich brachte er auch ein einfaches, goldenes Kreuzchen hervor, welches in der Mitte von einem goldenen Eisenkranz umschlungen war. Heinrich betrachtete es lächelnd und sagte: „Dies Ding ist nicht fünf Gulden werth und doch hat es mich mehr gekostet, als alle diese Herrlichkeiten zusammen.“ Mit diesen Worten warf er das Kreuzchen klingend auf den Tisch, so daß Wechspildis, die eben einen prächtigen Halschmuck bewunderte, ihr Auge dorthin richtete. Kaum hatte sie aber das Kreuzchen erblickt, als sie mit dem Ausruf: „Jesus, mein Velland!“ bewußtlos zu Boden stürzte. — Herr Frank und Heinrich waren so erschrocken, daß sie keinen Laut hervorzubringen vermochten, aber ehe sie sich noch gefaßt hatten, erhob sich Wechspildis bereits wieder, sprang mit Blicken des

Wahnsinn von der Erde auf, ergriff das noch auf dem Tische liegende Kreuzchen, starrte es wie in Verzweiflung an und schrie mit herzzersehndem Tone: „Allmächtiger Gott, er ist ermordet! Siehst Du denn nicht, Vater, daß das Bernhards Kreuz ist?“ — Herr Frank sah nicht nach dem Kreuz, sondern sprang seiner todbleichen, wie eine Wahnsinnige sich geberdenden Tochter bei, Heinrich aber, der bei Weithildens Ausruf plötzlich erbleicht war, raffte sich schnell wieder fassend, alle seine Kostbarkeiten zusammen, warf sie in den Mantelsack und schien entschlossen, sich so eilig als möglich aus dem Staube zu machen. Schon hatte er seinen Mantelsack unter dem Arm und schritt mit demselben der Thüre zu, als diese sich plötzlich öffnete und — Bernhard hereintrat. Dieser ward kaum Heinrichs ansichtig, als er denselben mit dem Ausruf: „Dalt, Strauchdieb!“ mit geballter Faust so heftig ins Gesicht schlug, daß Heinrich betäubt einen Schritt zurücktaumelte und nahe daran war, zu Boden zu stürzen. Unterdeß hatte Weithildis ihren Geliebten bemerkt, und stürzte lautschreiend auf ihn zu, aber während sie ihn fest umschlungen hielt, entwichte Heinrich aus dem Zimmer, in eiliger Flucht seinen Mantelsack zurücklassend.

Die ganze Scene von dem Augenblicke, daß Weithildis bewußtlos zur Erde fiel, bis zu der Flucht Heinrichs, war das Werk nur weniger Minuten; Alles folgte so rasch aufeinander, daß die drei Zurückgebliebenen nicht wußten, ob sie das Borgefallene geträumt oder wirklich erlebt hätten. Bernhard war der Erste, der sich ermannte, er löste sich sanft aus Weithildens Arme und stürzte aus dem Zimmer, um sich wo möglich Heinrichs noch zu bemächtigen, der

aber mit seinem Pferde längst verschwunden war. Frank und Wechtbildis waren Bernhard schnell gefolgt, alle Drei setzten nun in das Zimmer zurück, worauf denn Einer dem Andern das mittheilte, was zur Aufklärung dieses merkwürdigen Vorfalles dienen konnte. Bernhard erfuhr erst jetzt Heinrich's frühere Flucht und Abflüchten auf Wechtbildis, dagegen erzählte er seinerseits, daß er vor wenigen Wochen zwei Tagereisen vor Köln von einem Wegelagerer überfallen worden sei, der ihm im Pandgemenge das Kreuzchen, welches er, wie sie wüßten, an einem Bändchen um den Hals zu tragen pflege, entriß. „Der Räuber,“ setzte Bernhard hinzu, „hat indessen seine Beute theuer bezahlen müssen, denn ich ließ ihm, als er eben das Kreuz gefaßt hatte, mit meinem kurzen Schwerdt einen Finger von der rechten Hand ab.“

Man kann denken, welchen Eindruck diese Erzählung Bernhards auf seine Lieben machte, die nun überzeugt waren, daß Heinrich das ruchlose Räuberhandwerk getrieben und durch dasselbe seine Reichthümer erworben habe. Jetzt fiel dem Meister die Warnungsgeste des alten Thürmers wieder ein, und er schauderte bei dem Gedanken, daß Heinrich, wenn sein böses Geschick ihn nicht damals zur Flucht getrieben hätte, leicht in der Zukunft Wechtbildens Ehegemahl hätte werden können. — Nachdem Bernhard seine übrigen Erlebnisse während seiner Abwesenheit erzählt hatte, eröffnete er seinen Lieben die Nothwendigkeit, daß sie mit ihm nach Köln ziehen müßten, weil sein verstorbenen Oheim im Testamente festgesetzt, daß Bernhard ihn zwar beerben, seinen Wohnsitz aber in Köln aufschlagen solle. Herr Frank und Wechtbil-

und verkündeten, daß sie sich ohne Widerstreben in diese Bestimmung fügen wollten, und sie thaten dies nicht bloß, weil Bernhard durch das ihm zugefallene Erbtum einer der reichsten Bürger zu Köln geworden war, sondern weil sie Bernhard innig liebten und Breslau ihnen überdies durch die eben erwähnten Vorfälle ein Gefühl von Grauen einflößte. Sie setzten deshalb in traulicher Unterredung sogleich fest, daß die Hochzeit in wenigen Wochen stattfinden und derselben die Hochzeit nach Köln alsbald folgen solle. Hierauf gedachte der Meister auch seiner Pflicht, daß er der Ortsobrigkeit von dem Vorfall mit dem Räuber Heinrich Anzeige machen müßte, und somit begab er sich denn in Bernhards und Weibhildens Begleitung auf das Rathhaus, erzählte den Herren vom Rath den Vorfall und lieferte das von Heinrich geraubte gefasste Jellissen aus; Bernhards Kreuz jedoch behielt er mit Bewilligung der Herren vom Rathe zurück.

Während dies zu Breslau vorging, war Heinrich auf seinem Hofe voll unbändiger Wuth hinausgeschrenkt, und hatte nicht eher gerastet, als bis er sich in dichten Waldgebüsch befand, was seit langer Zeit ihm der angenehmste Aufenthaltswort war. Er sprang vom Pferde und warf sich selber auf den Boden, stützte den Kopf auf die Hand, starrte mit wilden Blicken vor sich hin und knirschte bald mit den Zähnen, bald lächelte er, als ob ein Anschlag in ihm reif wäre, durch dessen Ausführung er sich rächen, und Ersatz für den Verlust seiner Schätze verschaffen könnte. Von Zeit zu Zeit wechselte dieser Zustand einer scheinbaren Ruhe mit einem wilden, wahnsinnigen Leben, in welchem Heinrich Alles, was ihn umgab, anhet, ja gegen sich selber wüthete.

Zogen.

Sein Entschluß aber schien gefaßt zu sein, und nachdem die Dämmerung hergingebrochen war, stieg er rasch wieder zu Rosse und sprengte eiligst bis in die Nähe von Breslau zurück, hier aber stieg er vom Pferde und jagte dasselbe mit einem verheerenden Schläge ins weite Feld. Hierauf löste Heinrich die Sporen von seinen Stiefeln und benahm auch seinem übrigen Anzuge, so viel es nur immer geben wollte, das soldatische Ansehen, dann brach er vom nächsten Baum einen Wanderfloh und schritt so ausgerüstet langsam vorwärts, bis die früher gewordene Dunkelheit ihm gestattete, sich wieder innerhalb der Mauern Breslaus zu begeben, wo er bei solcher Tageszeit nicht fürchten durfte, entdeckt zu werden. Auch jetzt schritt Heinrich wieder auf das Haus des Meisters Frank zu, statt aber hineinzugehen, umkreiste er dasselbe mehrmals verflohen, warf dann durch eine Luke in der Seitenwand einen aus Schwefel, Pech und andern leicht brennenden Stoffen gefertigten Kranz, der mit glühendem Schwamm versehen war, in das Haus seines ehemaligen Meisters, und ging hierauf, das Gesicht zu einem teuflischen Hohnlächeln verzerrt, nach dem Thor, öffnete die Thür zur Glockentreppe mit einem Dietrich und stand wenig Minuten nachher in dem kleinen Stübchen seines Oheims, des Thürmers. Der alte Mann sah erschauert auf und statt des Willkommen, rief er dem Eintretenden entgegen;

„Ei schau, wie ist denn der Herr die Treppe heraufgekommen, da doch die Thüre verschlossen ist? Hat er vielleicht die Goldschmiedekunst mit dem Schlosserhandwerk vertauscht?“

Heinrich nahm sich zumal des Vaters, legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit einem heuchlerisch-wehmü-

thigen Ton: „Habt Ihr keinen andern Willkomm für Euren Neffen, lieber Onkel? Wie mögt Ihr wohl fragen, wie ich die Treppe heraufgekommen, da Ihr doch sonder Zweifel gar wohl wissen werdet, daß die Thür unverschlossen gewesen.“

Der Onkel richtete einen Seitenblick zu Heinrich in die Höhe, ließ dann sein kurzes Lachen aus und sagte: „Ist das nicht ein trefflicher Willkomm, wenn Dir die Thüren, die seit 30 Jahren beständig verschlossen sind, offen stehen, wie durch Zauber, bloß um Dich sogleich einzulassen? Wie aber stehts denn sonst, bist wohl ein reicher Mann oder gar ein vornehmer Herr geworden?“ Bei den letzten Worten lüpfte der Onkel spöttisch und mit seinem gewöhnlichen Stopflachen sein Hitzkläppchen.

„Ihr seid wunderbar, Herr Onkel,“ erwiderte Heinrich mit sanfter Stimme; „hat doch ein Gesell genug zu thun, wenn er ehrlich durch die Welt kommen will! Das Geld ist heuer rar, und wer sich nicht der Ehrlichkeit entschlagen will, der kann seinen Sackel nicht mehr füllen. Aber was thut's? Ehrlich währt am längsten! Bin schon zufrieden, daß ich einen ungetrissnen Wammus auf dem Leibe habe, und könnte auch besser sein, so denke ich doch: Arm und ehrlich ist auch gut!“

Der Thürmer hatte mit Aufmerksamkeit zugehört und öfter den Kopf geschüttelt.

„Voh Belten!“ rief er, Heinrich mit halb zugekniffenen Augen anblickend, „hast ja den Mund beständig voll Ehrlichkeit, hab nur Acht, daß sie Dir nicht unrecht in die Seele weil! Pah! Du also bei der Kunst geblieben und Gesell

worden? Hast Du denn auch schon den Meister Frank beim-
gesucht und seine Tochter Mechthild?"

„Nein, Odm!“ log Heinrich dreiß; „ich schäme mich, zum
Meister Frank zu gehen, weil ich ihm einst entlaufen bin,
und was seine Tochter angeht, so hab ich mir die Grille
längst aus dem Kopf geschlagen. Aber sag mir, lieber Odm,
singet die Mechthild denn noch immer so schön, als da ich
ihres Vaters Lehrbursche war? Seht, Odm, wenn ich die
Dirne heut Nacht noch singen hören könnte, ich gäb' meinen
Sonntagswammus darum!“

Von neuem schüttelte der Thürmer den Kopf und sagte
dann mit ernster, bebter Stimme: „Du bist ein schlauer Bur-
sche geworden und ist nicht Alles klar mit Dir. Aus einem
Kürbis wird nimmer eine Gurke! Heut Nacht magst Du hier
bleiben, Morgen aber wandre Du nur weiter auf Deine
Kunst, denn ich mag keinen Rumpen haben.“

Heinrich warf einen giftigen Seitenblick auf seinen Oheim,
schwiea aber und ging dann an eine Luke, um hinauszusehen
auf die Stadt; nach einigen Sekunden wendete er sich wie-
der in das Zimmer zurück, von fünf zu fünf Minuten aber
ging er, als ob ihm die Bewachung der Stadt aufgetragen
wäre, immer von neuem an die Aussicht, wo er sorgfältig
noch etwas zu spähen schien. Das fiel endlich dem Allen
auf und er fragte seinen Gast, was er treibe?

„Ich will Euch Eures Amtes warten helfen,“ erwiderte
Heinrich mit höhnischem Tone, „denn ich will nicht, daß Ihr
mir umsonst Nachtaquartier geben sollt. Wer weiß, was sich
zuträgt in dieser Nacht!“

„Mit Gottes Hülfe, nichts!“ sagte der Alte mit Nachdruck.

„Nun denn, vielleicht mit des Teufels Hülfe!“ schrie Heinrich, der eben an der Luke stand, „denn seht, aus des Weiskers Frank Hause wirbelt so eben ein lustiger Rauch empor, und ich will wetten, da wird der Hochzeit-Luchen gebakert.“

Heinrich lachte laut und schadensfroh über die Anzeichen, das sein Bohnstüd gelungen sei, der Thürmer aber sprang eilig empor, um selber zu sehen was es gäbe.

„Feuer!“ schrie der Alte, als er kaum hingesehen hatte, „Feuer! Feuer! Dollenbrand, das hast Du gethan!“

„Ja, Heerwerther Obm,“ entgegnete Heinrich mit teuflischem Pohn, „ja das hab ich gethan, mir zur Lust und zum absonderlichen Zeitvertreib für diese Nacht. Wartet nur noch ein Klein wenig, so werdet Ihr die Jungfer Weichhild singen hören, das es eine Freude ist, und ihr Buhle nebst dem ehrlichen Weisker Frank werden den Was dazu brummen, das es eine Art hat!“

Während Heinrich sprach, hatte der Thürmer sein Feuerhorn von der Wand gehoben und trat nun an die Luke, um pflichtschuldig die schlafenden Einwohner durch seine Schreckentöne zu wecken. Heinrich aber hieß ihn wild zurück: „Nicht so, Alter, erst laßet den rothen Hahn ein wenig spielen, eh Ihr ihn in seiner Lust störet! Bevor nicht das ganze Haus sich in den rothen Feuermantel gehüllt hat, soll nicht ein Haat aus Eurem Horn kommen.“

„Schandbube!“ rief der alte Thürmer, „Du bist an den Rurachen gerathen!“ Und mit diesen Worten versetzte er dem Brandstifter einen gewaltigen Schlag mit seinem Horn. Heinrich war einige Augenblicke betäubt, bevor aber noch der

Alte in das Horn stoßen konnte, erholte sich jener wieder und rief mit schäumender Wuth: „Nein, Ihr seid an den Unrechten gerathen!“ und dabei umfaßte er den Greis und suchte ihm das Horn zu entreißen. Jetzt entspann sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Beiden, ein Kampf auf Leben und Tod, der damit endigte, daß der alte Thürmer, aus mehreren Wunden blutend, von Heinrich zu Boden geworfen und an Händen und Füßen geknebelt wurde. Auch Heinrich hatte mehrere Wunden erhalten, aber das herabströmende Blut nicht achtend, legte er sich, den Schaum der Wuth noch vor dem Munde, in die Luke, um sich an dem Anblick der Glamme zu weiden, die bereits das ganze Haus erfaßt hatte, und an der Angst der Hülfschreienden, die durch Zufall den Brand wahrgenommen hatten. Nur allmählig wurden die Einwohner wach, und als die Hülfe kam, war das brennende Haus nicht mehr zu retten.

Unterdess genoß Heinrich die satanische Freude, nach welcher seine verlorne Seele dürstete, in vollen Zügen, während der Greis, den er mißhandelt hatte, in tiefer Ohnmacht am Boden lag; nach einiger Zeit aber erholte sich der alte Mann, ein tiefes, schmerzliches Stöhnen drang aus seiner Brust und als er Heinrich noch in der Luke liegen sah, rief er mit hohler Grabesstimme: „Sei verflucht, schurkischer Brandstifter! Sei verflucht in alle Ewigkeit! Und wie Du willst, daß Jene verbrennen und erstickten sollen, so sollst Du erstickten zur Stunde, und nimmer wiedersehen das Sonnenlicht!“ Diesem gräßlichen Gluche folgte wiederum ein tiefer Seufzer, mit welchem der Alte seine Seele aushauchte. — —

Heinrich stieß eben ein lautes Hohngelächter aus, als

plötzlich der Ton in seiner Kehle stockte und der Hals sich ihm zusammenschürte, als ob er erdrosselt würde. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich des Brandstifters, der unablässig nach Luft schnappte, ein unterdrücktes thierisches Geheul ausstossend; er wollte den Kopf zurückziehen, aber es war ihm unmöglich, denn die Lule hatte sich um seinen Hals verengert, die Oefnung ward immer kleiner und kleiner und die Todesangst des Sünders immer grösslicher. Schon berührten die Steine ihm Nacken und Hals, die Augen ausstiegen ihm zum Kopf heraus, das Gesicht schwell an bis zum Bersten und färbte sich blau, die Zunge hing weit aus dem Munde, wilde Verzweiflung flirrte aus jeder Pore und langsam und allgemach schürte sich das steinerne Halseband mehr und mehr zusammen, bis endlich nach einer gräßlich qualvollen Stunde die Lule ganz geschlossen war und der abgemürgte Kopf ausen an der der Mauer klebte, während innen im Thürmersflüßchen der scheußliche Kumpf am Boden lag. — — Noch heutigen Tages ist Heinrichs Kopf, zu Stein gehärtet, als ewiges Wahrzeichen hoch oben am Dreilauer Dome zu sehen.

Das beabsichtigte Vubenstück aber gelang nur zur Hälfte. Franks Haus mit Allem was darin war, wurde eine unweiderbringliche Beute der Flamme, die Bewohner des Hauses aber, der ehrliche Meister Frank, der wadre Bernhard und die holde Nechtildis retteten, obwohl mit großer Gefahr, ihr Leben und vergaßen bald in der Hülle des Glücks, das ihrer wartete, das schnell vorübergegangene Unheil. Denn der Verlust an Glücksgütern ward überschwenglich durch Bernhards Reichthum ersetzt und nichts verhinderte die eheliche

Vereinigung der Liebenden, die gleich nach stattgehabter Hochzeit mit ihrem theuern Vater nach Köln zogen und dort lange Jahre ein glückliches, segensvolles Leben führten, welches auf ihre Kinder und Kindes-Kinder sich vererbte.

(Cohnfeld.)

Viele Leute glauben, sie wären klug, weil sie nicht jedesmal am Ohr gezipft werden, wenn sie thöricht denken, unverständig sprechen oder unklug handeln; wenn aber die Nartheit ein Gewissen hätte, wie das Laster eins hat, so würden gar viele Menschen, welche sich jetzt für weise halten, einsehen, das sie Thoren sind. Dagegen giebt es auch wieder Menschen, welche nach ihrem Thun und Lassen Narren zu sein scheinen, in Wahrheit aber sind sie gar klug und pflf, und es ist eben Klugheit von ihnen, das sie sich wie Narren aufstellen. So ein kluger Narr war im Alterthum Aesop, so ein kluger Narr war auch der allbekannte Till Eulenspiegel, doch diese Beiden sind nicht die Einzigen, welche es gegeben hat, wenigstens kenne ich noch einen dritten und der hieß Pid.

In Liebenhausen im schönen Rheinlande nämlich lebte vor Jahren ein armer Tagelöhner, Namens Pid, der der Gegenstand des Spottes aller übrigen Dorfbewohner war; denn so wenig Reichtum diese auch besaßen, so waren sie doch Alle um Vieles wohlhabender, als der arme Pid, der nichts weiter hatte, als eine alte magere Kuh, die ihm kaum so viele Milch gab, um die Wassersuppe, die Pid und seiner fünf Kinder tägliche Nahrung ausmachte, ein wenig weiß zu

sterben. Bei dieser Kost konnten die Kräfte des armen Tagelöhners wohl nicht eben sehr zunehmen, zumal da seine Arbeit schwer und mühselig, der Gewinn aber überaus spärlich war. In allen diesen Umständen wäre nun freilich für die Liebenhausenschen Bauern keine Veranlassung gewesen, den armen Pid zu verspotten, allein neben seiner Armuth besaß dieser Tagelöhner noch etwas, was den guten Liebenhausenern durchaus unerklärlich war und was in der Art, wie Pid selbst es erzählte, ihnen gar zu possierlich erschien. Trotz seiner Armuth, seiner mageren Kost und seines mühevollen Lebens nämlich, war Pid zu allen Zeiten guter Dinge, ja so fröhlich, als ob er nicht der Armste, sondern der Reichste im Dorfe wäre. Fragte ihn nun Einer, woher denn seine Lustigkeit käme, da er doch weiter nichts äße, als eine magere Suppe, und da er nicht einmal ein Bett habe, um darauf seine von schwerer Arbeit ermüdeten Glieder auszuruhen, sondern nur ein elendes Stroblager, — so erwiderte Pid stets mit heiterem Gesicht: „Gelt, Landsmann, ich habe einen verborgenen Schatz, der so groß ist, daß ich nicht nur reicher bin, als Ihr allesamt im Dorfe, sondern selbst reicher, als der Pabst und der deutsche Kaiser.“ Da Pid immer gar ernst war, wenn er das sagte, und man leicht sehen konnte, daß derselbe es wirklich glaube, so meinten die wadern Liebenhausener, bei dem Pid rappele es, und weil sie das meinten, so lachten sie ihn denn auch tüchtig aus. Es fügte sich aber, daß in der Wirklichkeit die Narrheit bei den Liebenhausenern, die Klugheit aber beim Pid war, denn dieser verstand unter seinem Schatz nichts anderes, als die innere Zufriedenheit, und wer diese besitzt, der ist wirk-

Als glücklicher als ein unzufriedener Liebhaufener, selbst als ein malkontanter Kaiser oder Pabst. Das war die erste Nase, welche der närrische Pid den gar zu klugen Liebhaufenern andrehle, da sie aber nicht aufhörten, über ihn zu lachen und ihn zu spotten, so sah er seine Zeit ab, wo er ihnen ein noch viel verberes Schnippchen schlagen konnte, und diese Zeit kam bald.

Die alte magere Kuh nämlich, welche Pids einziges Besitztum ausmachte, vergaß ganz und gar, wozu sie auf der Welt war, denn sie hörte mit einmal auf, auch nur ein einziges Tröpfchen Milch zu geben. Ein Anderer würde sich darüber gekümmert haben, Pid aber that dies nicht, ja er freute sich sogar, denn er dachte, das wäre just so eine Gelegenheit, um sich im Stillen über seine klugen Nachbarnleute lustig zu machen. Er erzählte daher Jedem, dem er begegnete, daß er nun ganz glücklich sei, weil seine Kuh aufgehört habe Milch zu geben. Das war für die Liebhaufener ein großer Jubel, sie sagten, der Pid habe noch einen Sparten mehr bekommen, und lachten noch einmal so viel, als vorher. Pid aber ging nach Hause, schlachtete seine alte Kuh und kochte sich nun fortan viele Wochen lang statt der dünnen Wassersuppe eine kräftige Brühe, und verzehrte mit seinen Kindern nicht nur diese, sondern auch das gekochte Fleisch mit dem besten Appetit. Als endlich das Fleisch zu Ende ging, nahm der zufriedene Pid die Kuhhaut auf die Schultern und wanderte damit heilern Rutes aus dem Dorfe, in der Absicht, nach Kölln zu gehen und die Haut daselbst auf dem Markt zu verkaufen. Kölln ist aber zwölf Stunden von Liebhausen entfernt und auf einer so großen

Reise kann Einem schon mancherlei Härtslichkeit bezeugen. Auch der arme Pid kam nicht ohne Reiseabenteuer davon, denn als er eilfche Stunden rüßig fortgeschritten war, fing es plötzlich an zu regnen und zwar so, daß es schien, als ob der Rhein nicht mehr auf der Erde entlang flöffe, sondern seinen Weg vom Himmel herunter genommen hätte. Wer nun nicht Pid war, der erboste sich ohne Zweifel über solches Reifewetter, Pid aber dachte, so lange es nicht Steine regnet, hats keine Noth, gegen das Wasser giebt's schon noch Füsse, auch ohne Paraplü! Und was that er? Er nahm seine Rukbant um wie einen Mantel, und zwar die Paarselte nach innen und die Fleischseite nach außen, denn wenn er es umgekehrt gemacht hätte, so würde er sich natürlich besudelt haben. Wie nun Pid so hinschritt in seinem ungegerbten Reifelor, sagte er zu sich selbst: Schau, es ist doch gut, daß es zu regnen angefangen hat, denn das hat mich genöthigt, meine Rukbant umzubängen, und nun sind ich, daß sie sich so nicht halb so schwer trägt. Welt, septe er, vor sich hinkuckend, hinzu, der Schulze zu Liebenhausen denkt gewiß nicht, daß man sich unterwegs über einen Plagregen freuen könne.

Also vergnügt in seiner Seele, wanderte Pid wohlgemuth fürbaß, da kam plötzlich ein Rabe, angelockt durch den Fleischgeruch der Rukbant, herbeigeflogen, septe sich auf dieselbe und fing an mit seinem Schnabel darauf los zu hacken. Im! dachte Pid, ein Rabe ist zwar nur ein Rabe und der Schulze von Liebenhausen würde ihn gewiß fortsscheuchen, da ich aber nicht der Schulze bin, sondern nur der arme Pid, so will ich sehen, ob ich den schwarzen Rumpen nicht haschen kann. Nüp't er nicht, — ei nun, fliegen lassen kann ich ihn immer

wieham. Nur mußte es wohl sein, daß der Rabe nicht pflü-
 gen war, als die klugen Bauern zu Liebenhausen, denn ein ra-
 scher Griff — und Sid hatte ihn gefangen. „So, mein schwar-
 zer Rabe!“ sagte Sid lächelnd, „komm Du nur mit nach
 Köln; für zehn Kreuzer bist Du mir feil, und es wär' wun-
 derlich, wenn nicht ein Narr käme, dem Du so viel werth
 wärst.“ Nun, setzte Sid seinen Weg wieder unverdrossen fort
 und ~~und~~ ^{ohne} weiteres Abenteuer zu Köln an, wo selbst
 er sich, sogleich auf den Markt begab, seine Aukbaut vor sich
 hinlegte, den Raben in der Hand behielt und geduldig auf
 Käufer wartete. Mochte es nun sein, daß die Kölnischen
 Werber gerade Vorrath an Rindshäuten hatten, oder war
 irgend ein anderer Grund vorhanden, genug die Käufer ka-
 men gar spärlich zu der Haut von Sid's magerer Auk, und
 wenn ja Einer kam, so war sein Gebot so gar schlecht, daß
 Sid den Kopf schüttelte und lächelnd sagte: „Rein dafür geb'
 ich nicht!“ — Als aber der Markt zu Ende ging und noch
 immer kein besserer Käufer gekommen war, sah sich Sid ge-
 nöthigt, seine Aukbaut um jeden Preis loszuschlagen und so
 mußte er denn dieselbe noch wohlfeiler fortgeben, als er sie
 einige Stunden früher hätte verkaufen können. Gab es aber
 in der ganzen Welt einen Menschen, der sich auch hierüber
 nicht ärgerte, so war es Sid; selbst die getäuschte Erwar-
 tung in Betreff seines Raben, auf den Niemand einen Hel-
 ler geboten hatte, verdarb Sid's frohe Laune nicht. Seinen
 schwarzen Vogel im Arm, und seine Paar Papen für die
 Aukbaut im Beutel, verließ Sid Köln so vergnügt, als ob
 er dasselbst einen großen Schatz gehoben hätte.

Auf dem Hinweg nach Köln hatte den guten Sid öfters

getrunket, dann hatte er sich stets nach einem Quell oder einem Bache umgesehen und aus demselben getrunken und sich erlabt; da ihn aber jetzt auf dem Rückweg zu dürsten anfang, sah er sich nicht nach einem Quell, sondern nach einem Wirthshaus um, denn er dachte: Wasser schmeckt gut, aber wenn man Geld imbeutel hat, schmeckt Wein noch besser! — Auf der Straße von Köln nach Liebenhausen lassen die Wirthshäuser nicht lange auf sich warten und Pold traf ein solches, als seine Sehnsucht nach einem guten Trunk Wein eben recht heftig zu werden anfang. Pold trat ein und ward von einer gar freundlichen und muntern Wirthin willkommen geheißen, welche ihm den verlangten Wein so rasch brachte, als ob er der Erzbischof von Köln selber wäre, was dem durstigen Pold sehr wohl gefiel. Kaum hatte die junge Wirthin den Wein hingestellt und die Bezahlung dafür empfangen, als sie zu Pold sagte, er solle sich die Zeit nicht lang werden lassen, sie müsse hinaus, weil sie dringende Geschäfte habe, sie wolle aber von Zeit zu Zeit wieder zu ihm herinkommen. Pold sagte, das wäre schon gut, und fing an dem Weine zuzusprechen, aber es fiel ihm doch auf, daß die Wirthin nicht nach den Klur oder der Küche hinausgegangen, sondern in ein anderes Zimmer hinein, das Pold nach einem raschen Blick beim Oeffnen der Thür für eine Art von Alkoven hätte halten mögen. Em! dachte Pold, was sind denn das für Geschäfte, die im Alkoven so nöthig zu besorgen wären? Und da er hierüber noch so nachdachte, hörte er es darin rascheln und flüstern und flüchern, worüber er verwundert den Kopf schüttelte und sagte: „Ei ei, das muß schwere Arbeit sein, daß ihrer Zwei dazu nöthig sind.“ — Damit

non aber die Frau Wirthin nicht ganz vergaße, daß sie einen Gast habe, hustete Sid so laut er konnte, worauf denn auch die Wirthin sogleich die Gardiene an der Glasthüre, welche den Kofen von dem Gastzimmer trennte, zurückschob, mit dem muntern Gesicht durch die Scheibe lugte und mit lauter Stimme rief; „Wie ißt, Landemann, wollt Ihr was?“

„Mit Nichten, Frau Wirthin,“ antwortete Sid, „ich hustete nur; noch habe ich Wein, doch denke ich hernach noch eine zweite Kanne zu trinken.“

„Die sollt Ihr haben, wenns Euch beliebt,“ rief die muntere Wirthin zurück und verschwand von dem Thürsenster; die Gardiene aber schob sie nicht wieder vor, entweder weil sie es vor den vielen Geschäften, die sie im Kofen hatte, vergaß, oder absichtlich, um gleich sehen zu können, wann ihr Gast so weit wäre, daß er die zweite Kanne gebrauche.

Nun ist es einmal so in der Welt, daß man durch eine Fensterscheibe eben so gut hinein als hinaussehen kann und so sah denn auch Sid durch die Glasthüre so deutlich in den Kofen hinein, daß er ihn hätte conterseien können, wenn er sich auf diese Kunst verstanden hätte. Und zu conterseien gab es gar Manches in dem Kofen, denn da saß nicht nur die schöne Wirthin, sondern neben ihr auch noch ein junger schmucker Mönch, der von Bauch und Angesicht so drall und prall war, als ob er genudelt worden wäre. Vermuthlich war der „fromme Vater“ ein Bruder der munteren Wirthin, denn er hatte seinen Arm um dieselbe geschlungen und gab ihr mit seinem Spedmäulchen ein Küßchen über das andere. Zur Abwechselung griff er auch von Zeit zu Zeit nach dem Weinrug, der vor ihm auf dem Tische stand, oder nach

dem Schinken, den Eiern und ähnlichen Gaben Gottes, die rings um den Weinkrug aufgespianzt waren.

„Aha!“ sagte Sid und setzte sich von der Seite, damit das Paar durch seine Blicke nicht gehört werden, oder vielleicht auch, daß es nicht merken sollte, wie er von Zeit zu Zeit durch die Scheiben lugte, um zu sehen, wie süße Eintracht und Zärtlichkeit unter — Geschwistern herrsche. — Eine halbe Stunde etwa mochte Sid sich an dem Anblick, der sich ihm darbot, ergötzt haben, als plötzlich die hübsche Wirthin sich mit dem Ausruf: „Hilf Gott, da kommt mein Mann!“ aus den Armen des Mönchs loswand, den Weinkrug hurtig in das Bette, den Schinken nebst den übrigen Gaben Gottes in eine Truhe, den prallen Mönch endlich in einen kleinen Verschlag unter der Treppe steckte, dann mit einem geröthetem Gesicht aber ziemlich ruhigem Wesen in das Gastzimmer kam und ihren Mann, der bald darauf eintrat, gar freundlich und zärtlich willkommen hieß.

Der Schenkwirth schien sehr erfreut über die Zuthulfskeit seines lieben Eheweibs, er küßte sie, streichelte ihr die Wangen und sagte: „Ei schau, liebes Weibchen, bist ja so roth und erdigt?“

„Das kommt,“ erwiderte die Wirthin rasch, „weil ich lange am Pferd gestanden;“ dabei gab sie ihrem Manne noch einen kräftigen Schmag und verließ dann das Zimmer.

Jetzt erst gewahrte der Schenkwirth seinen Gast, den er sofort freundlich willkommen hieß, ihn fragte, wie ihm der Wein schmecke und warum er den schwarzen garstigen Haken so zärtlich streichelte, als ob es eine schmutze Taube wäre, oder gar ein prächtiger Papagei?

„**Sie** lachte still vor sich hin und antwortete dann: „Schwarz ist mein Rabe wohl, Herr Wirth, aber garstig sollt Ihr ihn nicht nennen, denn er ist ein gar kluges Thier und wohl mehr werth als alle Tauben und Papageien in der Welt!“

„**Sie** meint Ihr das?“ fragte der Schenkwirth erschaut, zugleich setzte er sich eiligst neben **Sie** nieder und sah ihm erwartungsvoll ins Gesicht, denn der Wirth war ein überaus neugieriger, leichtgläubiger Mann und lange nicht so klug, als der Schulze von Liebenhausen.

Sie machte ein wichtiges Gesicht, sah sich rings um, als ob er ein großes Geheimniß zu verrathen habe, und sagte dann mit halbblauer, feierlicher Stimme; „Euch kann ich es schon sagen, Herr Wirth, obschon ich es nicht gern Jedem vertraue, — mein Rabe ist ein Wahrsager!“

Der Wirth sprang rasch auf und setzte sich eben so rasch wieder nieder, **Sie**s Worte hatten ihn wie ein Blitz getroffen. „Ein Wahrsager?“ stotterte er, „ein wirklicher, wahrhaftiger Wahrsager? — Landemann,“ rief er dann wie begeistert, „lasset den Vogel eine Probe seiner Kunst geben, und Ihr sollt eine Kanne von meinem besten Wein zum Danke haben!“

„**O!**“ erwiderte **Sie**, „ich thät es auch umsonst, aber Ihr wißt wohl, die Raben sind ein habfüchtig Volk, und mein Rabe, der was gelernt hat in der Welt, ist Euch so veressen auf das leidige Gold, daß nicht ein Sterbenswörtchen aus ihm herauszubringen ist, wenn nicht ein blankes Geldstück vor ihm auf dem Tische liegt. Da seht Ihr denn wohl, lieber Wirth, daß Ihr Euch die Lust vergehen lassen müßt, meinen Raben wahr sagen zu hören.“

Sagen.

Der neugierige Wirth lächelte bei Pids Worten und erwiderte: „Meint Ihr, Landemann, ich hätte so eben zwei feisse Ochsen in Köln verkauft und wäre nicht im Stande, mir für ein Geldstück wahrzagen zu lassen? — Hier!“ rief er, einen Straßens Lederbeutel aus der Tasche ziehend und ein glitzendes Geldstück auf den Tisch werfend, „hier, Freund, habt Ihr, was Ihr verlangt, und nun thut dafür, was ich begehre.“

Sobald der Rabe das blanke Geldstück gewahrt ward, hing er an mit den Klügeln zu schlagen, mit dem Schnabel darnach zu piksen und mit seiner heisern Stimme „rab, rab!“ zu rufen. Pid that nun, als ob dies das Wahrsagen wäre und sagte daher nach einer Weile: „Gut gut, schwarzer Gesell, ich habe Dich wohl verstanden.“

„Wie!“ rief der Wirth, „hat er schon wahrgesagt?“

„Aussich, guter Wirth,“ erwiderte Pid, „der Vogel redet in seiner Sprache, die ich aber gar wohl verstehe. Wisset denn, daß mir der Rabe anvertraut hat, Ihr werdet in Eurer Pette zu Rüssen unter der Decke, wenn Ihr dort nachsehet, eine Kanne Wein finden.“

Der Wirth sprang auf. „Will doch gleich sehen,“ rief er, „ob der Rabe seine Sache versteht;“ mit diesen Worten ging er in die Kammer und brachte zu seinem größten Erstaunen die Kanne Wein, welche seine Frau im Pette versteckt hatte, in die Gaststube zurück. „Landemann,“ sagte er, „Euer Rabe ist ein wahrhaftiger Prophet, sehet hier den Wein!“ Und nachdem er denselben gekostet hatte, rief er: „Nur was für Wein! Ich will verdummen, wenn er nicht auf ein Paar eben so gut schmeckt, als der beste Spätheimer

in meinem Keller, und Ihr müßt wissen, daß ich meinen Hochheimer von dem Kellermeister des Hochwürdigen Herrn Erzbischofs von Köln gekauft habe. Aber Euer Nabe muß mir noch einmal wahr sagen, hier ist noch ein Goldstück!"

Nick schmunzelte als er das Geld klingen hörte, allein er dachte: so ein Hans Lappo, der obenein einen straffen Beutel voll Gold hat, kommt nicht alle Tage. Warte! Du sollst mir die Kuhhaut mit sammt dem Naben bezahlen. — Er machte daher ein bedenkliches Gesicht, kraute sich hinter den Rücken und sagte:

„Nur Euer Gold nur zumüd, Herr Wirth, denn mein Nabe ist ein böses Thier! Das erste Mal sagt er Euch für ein Goldstück wahr; wollet Ihr aber mehr von ihm hören, so bringet Ihr unter zwei Goldstücken nicht ein Wörtchen von ihm heraus und wenn Ihr ihn todtschlaget.“

Der Wirth stieß einen Conzert aus und zögerte einen Augenblick, seine Neugierde aber war stärker als seine Liebe zum Gold, und so legte er noch ein zweites Goldstück zu dem ersten, indem er sagte: „Wer weiß, was noch Alles in meinem Hause verbergen ist, das mir der Vogel verkünden kann. Nehmt, Landemann, und laßet ihn wahr sagen.“

Nick krich auch diese beiden Goldstücke ein und kniff dann seinen Naben just unter dem Schwanz so derb, daß der arme Vogel wohl fünf oder sechs Mal hintereinander sein „rah, rah!“ hervorkrächzte. „Peg Tausend!“ rief Nick, als ob er sich selber verwundete, „denket nur, der Nabe sagt, Ihr solltet in Eurer Kammer die Truhe öffnen, die rechts neben dem Schranke steht, so werdet Ihr daselbst einen halben Schinken, acht weichgeschaltene Eier, einen oder zwei Käse,

ein Stück Lachs und wenn er nicht irre, auch ein Stück But-
ter finden.“

Sid hatte kaum ausgesprochen, so steckte der Wirth mit dem Kopf in der Trube und wollte schier des Todes sein vor Staunen und Verwunderung, als er Alles so fand, wie es der Kabe durch Sids Mund verkündet hatte. Nachdem der Wirth die Lebensmittel ebenfalls in das Gastzimmer gebracht hatte, beehrte er von neuem, daß der Kabe wahr sagen solle. Sid aber sagte kopfschüttelnd:

„Wo denkt Ihr hin! Das Wahrsagen ist kein Parren-
spiel, sondern ein schwer Stück Arbeit, das nicht nur meinem
Kaben, sondern auch mir sauer wird. Darum muß ich vor
allen Dingen mich durch eine Mahlzeit stärken und wenn es
Euch gefällt, so versuchen wir es einmal mit dem Schaf,
den mein Kabe Euch nachgewiesen hat.“

Hiergegen hatte der Wirth nicht das Geringste einzumen-
den und so hing denn Sid vermaßen an zu essen, daß nach
Verlauf einer halben Stunde von dem ganzen Schaf nur
noch ein kleiner Rest, von dem Hochbrimer des Hochwürdigen
Herrn Erzbischofs aber nicht ein Tropfen mehr da war.
„So,“ sagte Sid, indem er mit der verkehrten Hand den
Mund abwischte, „nun kanns wieder losgehen, denn ich bin
satt und mein Kabe, den ich, kann mit seinem Stück Schin-
ken auch zufrieden gewesen sein. Wenn es Euch nun auf
zwei Welschulzen nicht aufkommt, sollt Ihr gleich noch mehr
Neuigkeiten erfahren.“

Sid sprach noch, als der Wirth, der dem Weine eben-
falls tüchtig zugesprochen hatte, das verlangte Geld bereits
auf den Tisch legte. Sid kniff nun den Kaben wieder in

den Tisch, worauf das rab! rab! rab! nicht lange auf sich warten ließ. Statt aber eine neue Pierbezeichnung zu verkünden, machte Sid große Augen und sagte: „Ihr sparet Euer Geld, Herr Wirth, denn der Vogel sagt mir eben, das Geheimniß, welches er jetzt zu verkündigen habe, sei so wichtig, daß er es unter sechs Geldstücken nicht verrathen könne. Darum ist meine Meinung, Ihr behaltet Euer Geld und laßt den Vogel sein Geheimniß.“

Das war aber nicht des Wirthes Meinung, vielmehr sagte er sogleich noch drei Geldstücke aus dem nun bereits schlaf gewordenen Lederbeutel auf den Tisch und sagte, er müße das Geheimniß wissen, sonst es ihm auch die beiden selten Dösen ganz und gar kosten.

„Aun, wie Ihr wollt,“ sagte Sid und zögerte nicht, dem Raben das Hintertheil noch einmal zu kneten. Während der Vogel vor Schmerz krächzte, zitterte der Wirth vor Vergnügen, das wichtige Geheimniß zu erfahren, und als der Vogel wieder still geworden war, sagte Sid:

„Herr Wirth, Herr Wirth, sperrt die Ohren auf, denn nichts Kleines solltet Ihr erfahren. Ob's wahr ist oder nicht, das kann ich nicht sagen, aber mein kluger Vogel hat sich noch nie geirrt, und so wird's denn auch wohl wahr sein, daß“

„Was?“ rief der Wirth mit zitternder Stimme.

„Daß!“ sagte Sid langsam und feierlich, „daß im Loch unter Eurer Treppe ein Mensch stirbt.“

„Alle gute Geister!“ rief der Wirth. „Wenn das wahr ist, so ist ja mein Haus gesegnet über und über!“ Mit diesen Worten rannte er nach der Treppe und kaum hatte er

die Thür des Verchlages geöffnet, als der Mönch rückwärts herangestochen kam und sich mit über den Kopf gezogener Kapuze so eilig entfernte, daß der Wirth ihn nicht erkennen konnte.

„Nun, mein lieber Herr Wirth,“ sagte Sid hierauf, „habet Euch wohl, denn es wird Zeit, daß ich mich wieder auf den Weg mache.“

Das war aber ein Schreckenswort für den neugierigen Wirth und er wollte durchaus nicht zugeben, daß Sid mit seinem prophetischen Raben sich schon entferne; da aber all' sein Bitten vergeblich war, so kam er endlich auf den Gedanken, den Raben zu kaufen.

„Pandemann,“ rief er, „fordert was Ihr wollt, Ihr sollt es haben, nur laßt mir den Raben, der so schön wahr-sagen kann.“

„Reinethalben,“ sagte Sid endlich, nachdem er den Wirth lange genug hatte bitten lassen, „wenn Ihr mir noch sechs Goldgulden gebt, so mag es drum sein.“

Das ließ sich der Wirth nicht zweimal sagen; Sid empfing den verlangten Preis, übergab dem Wirth den Raben und machte sich dann, die Tasche voll Geld, fröhlich auf den Weg, sich im voraus freuend über all' die Lust, die er nun seinen fünf Kinderleuten bereiten wollte, und über die große Verwunderung, in die der Schulze von Liebenhausen sammt den Bauern gerathen würde.

Als Sid bald darauf in Liebenhausen einwanderte, machte er, da er einen Bauern auf sich zukommen sah, ein sehr trübles Gesicht, als ob ihm ein großes Unglück widerfahren wäre. „Was fehlt Dir, Sid,“ fragte der Bauer, „daß Du

„~~schmerz~~lich und griedgarämic aussehst? Ist Dir ein Unglück begegnet auf Deiner Reise?“

„Ach leider ja,“ sagte Pid, „ich habe meine Kuhhaut verkauft.“

Der Bauer fing gewaltig an zu lachen und rannte davon, um den Andern so rasch als möglich zu erzählen, daß der Pid von Kölln noch närrischer zurückgekommen sei, als er früher gewesen, denn er sei in den Tod betrübt, daß er seine Kuhhaut verkauft, worauf denn die Andern ebenfalls über den närrischen Pid sich weidlich satt lachten. Pid seinerseits dachte: lachet Ihr nur; er ließ sowohl sich als seine Kinder vom Kopf bis zu den Füßen neu und recht stattlich einkleiden, riß sodann seine kleine, mersehe Hütte ab und baute sich mit Hülfe einiger Himmerleute aus einem benachbarten Dorfe ein neues recht ansehnliches Wohnhäuschen. Darüber rissen die Liebhaufener Mund und Augen weit auf, denn sie wußten nicht gar nicht, was sie von dem Allen denken sollten. Endlich fragten sie den Pid selbst, woher er das viele Geld habe?

„Das habe ich alles,“ erwiderte Pid, „von meiner Kuhhaut.“

„Und warst doch so betrübt,“ fragten Einige, „daß Du Deine Kuhhaut verkauft habest?“

„Freilich,“ erwiderte Pid, „und bin auch noch betrübt, denn wenn ich meine Kuhhaut noch hätte, so könnt ich sie noch einmal verkaufen. Ach, wie glücklich seid Ihr gegen mich, daß Ihr Eure Kühe noch habet!“

Da gingen die Bauern fort und eilten in die Schenke, wo sie, von Reid und Mißgunst getrieben, ihren Ärger dar-

über ausließen, daß dem Fied in seiner Dummheit ein größeres Glück widerfahren wäre, als ihnen, die doch so kluge Leute seien. Nun beriethen sie sich, wie sie es anzufangen hätten, daß sie auch so reich würden wie der Fied, und kamen endlich überein, sie wollten allesammt ihre Rübe schlachten und mit den Häuten nach Köln zu Markte ziehen. Diesen klugen Besatz führten die Bauern von Liebenhausen sofort aus, und ehe drei Tage vergangen waren zogen sie Alle, den Schulzen an der Spitze, Rübhäute auf dem Rücken und große Pönnungen in der Brust, nach Köln zu Markte. Nun hält' es aber mit einem Wunder zugehen müssen, wenn die Lobgerber zu Köln den erwartungsvollen Liebenhausenern für ihre Rübhäute einen bößeren Preis hätten zahlen sollen, als sie kurze Zeit vorher dem Fied gegeben hatten. Als der erste Werber zu den Bauern trat und um die Häute feilschte, forderte ein Bauer einen Preis, daß der Werber meinte, so viel sollten alle Häute zusammen kosten; er bot daher auf eine Haut so viel, oder vielmehr so wenig, wie er eben zu zahlen gedachte, da aber lachten die Verkäufer und sagten, er solle nicht denken, daß er es mit Rarren zu thun habe, sie wären die Bauern von Liebenhausen und wüßten wohl, was die Rübhäute jetzt gelten. Dies sonderbare Benehmen der Bauern zog nicht nur viele Werber, sondern auch andere Leute herbei, denen es Vergnügen machte die Bauern zu seppen, indem sie sie fragten, wie viel eine Rübhaut gelten solle, und dann in ein schallendes Gelächter ausbrachen, wenn der Bauer 20—30 Goldstücke forderte. Nachdem diese Kurzweil mehrere Stunden gedauert hatte, trat endlich ein verständiger Bürger vor und fragte

die Bauern, wie sie dazu kämen, für eine Aukbant so viel Geldes zu fordern, daß man schier ein Haus zu Kelln dafür kaufen könnte! Als er nun von dem Schulzen hörte, was Pold erzählt habe, sagte der Bäuerer lächelnd: „Der Pold ist wohl ein arger Schwatz und hat Euch zum Vesseln gehabt. Schade um Eure Rübe, die Ihr geschlachtet; seht aber ergötzt Euch in Euer Schicksal und verkauft die Häute diesen ehrlichen Weistern um den üblichen Marktpreis, damit Ihr doch nicht Alles verlieret.“

Wer beschreibt die Wuth, in welche die Bauern von Piebenhausen bei diesen Worten geriethen! Die Weisten waren der Meinung, daß sie viel lieber die Häute nach Hause trügen, ehe sie sie um solches Eventuals fortgäben, und nur die Einwendung einiger, daß sie ja nicht einen rethen Wagen hätten, in eine Schenke zu gehen, um dastelbst ihren Zorn in Wein zu ertränken und sich über die Raube, die sie an Pold nehmen müßten, zu berathen, beweg endlich die ergrimten Bauern, ihre Häute an die Weiber für den Marktpreis zu verkaufen. Das war ein kleines Häußlein Geld, mit welchem sie nun in die Schenke zogen, und noch viel kleiner war es, als sie dieselbe verließen; dafür aber hatten sie allesamt einen tüchtigen Rausch und waren überdies über die Art, wie sie sich an dem boshaften Pold rächen wollten, übereingekommen, nämlich: daß er in ein großes Weinsäß gesunken und so in den Rhein geworfen werden solle. Diese Todesart hatten sie gewählt, weil der Schulze ihnen auseinander gesagt hatte, daß sie selbergestalt von aller Sünde frei blieben. „Denn,“ hatte er gesagt, „wenn wir ihn ersäufen, so tödten wir ihn nicht, sondern das Wasser

macht ihn todt, und Blut wird gar nicht dabei vergossen.“ — Du armer Pid! — Kaum waren die Bauern, die sich unterwegs zum zweitenmal betranken, in Liebenhausen angelangt, als sie wüthend in Pids neues Häuschen stürzten, denselben herausschleppten und ihn an Händen und Füßen kniebelten. Hierauf rollten sie eine große Tonne herbei, warfen den gebundenen Pid hinein und nagelten den mit mehreren Luftlöchern versehenen Dedel fest. Pid war weit entfernt, die Lust seiner Feinde durch seine Betrübniß zu erhöhen, vielmehr zeigte er sich so vergnügt, als ob es nur einen Scherz gelte, und als seine Kinder jammerten und wehklagten, sagte er zu ihnen: „Ei, schämet Euch, ihr närrischen Kindlein, daß Ihr also jammert, wenn Euer Vater verzeiset, um Euch wiederum neue Kleider und allerlei schöne Sachen herzubringen.“ Da die Kinder nun durch diese Worte beruhigt waren, ließ sich Pid geduldig einspunden, worauf die Tonne unter dem wilden Jubel des ganzen Dorfes fortgerollt ward, hinaus aus dem Dorfe, die Straße entlang, immer dem Rhein zu. Nun fügte es sich, daß sie, als sie mit der Tonne dem Flusse ganz nahe waren, an ein Wirthshaus gelangten, an welchem vorüber zu gehen, den guten Liebenhausenern schier unmöglich war. In der That hatten sie auch mehr gar triftige Gründe einzulehren. Erstens nämlich war es den Liebenhausenern so eine Art Gewissenssache, niemals ein Wirthshaus vorbeizugehen, zweitens war der Wirth dieser Schenke grade ihr guter Freund und Bekannter, wie eigentlich alle Schenkwirthe in der Umgegend, drittens waren sie eben angegriffen von der Arbeit, denn die Tonne rollte sich gar schwer auf dem sandigen Wege, vier-

Irns und Leptens endlich war ihnen auch außerdem nicht eben sonderlich gut zu Muthe und sie dachten: „Eine Sünde ist's nicht, sagt unser Herr Schulz, aber ein bißchen Kurage-trinken kann doch nicht schaden!“ Und so gingen sie denn sammt und sonders in das Wirthshaus hinein und fingen an zu trinken.

Unterdeß saß der arme Fick in seiner Tonne vor der Thür des Wirthshauses und sann nach, wie er es wohl anzufangen habe, um den Liebhausenschen Panern den Streich, welchen sie ihm spielen wollten, einzutränken, daß er zu ihrem eignen Schaden ausfiel. Mit einem Male hörte er das Wäh! Wäh! einer herannahenden Schaafbeerde, und da er mit Recht schloß, daß auch ein Schäfer dabei wäre, und da die Schäfer meist just solche Leute sind, wie sie Fick in diesem Augenblick wünschte, so fiel ihm sogleich ein Schelmstreich ein und er zögerte nicht, denselben auszuführen. Sobald er nämlich glaubte, daß der Schäfer nahe genug wäre, um ihn hören zu können, fing er mit lauter Stimme in seiner Tonne folgendermaßen zu singen an:

„Ich soll in Köln Erzbischof werden,
Und hab' dazu doch kein Begehren;
Ich wollt', es käm' ein Andrex her,
Der gern in Köln der Bischof wär',
Erlöste mich aus meiner Pein,
Denn ich, ich mag nicht Bischof sein.“

Der Schäfer spielte bei den ersten Tönen das Ohr und sah sich verwundert um, denn er wußte nicht, woher der Gesang kam, bis sein Spiz, welcher die Tonne umschnupperte, ihm den rechten Weg zeigte. Als nun Fick sein Lied wieder

von vorn begann und der Schäfer den Inhalt desselben begriff, kugte er noch mehr, schüttelte den Kopf, kraute sich im Haar und wußte gar nicht, was er von der Sache denken sollte. Wie Sid nun aber unablässig fortfuhr zu klagen, daß er wider seinen Willen Bischof werden solle, und zu wünschen, daß ein Andern käme, der statt seiner den Posten annähme, da faßte sich der Schäfer endlich ein Herz, trat an die Tonne heran und rief: „was singet Ihr da, hochwürdiger Herr? Was haben Euch denn die Kölner gethan, daß Ihr nicht ihr Bischof werden wollet?“

„Ihr irret Euch, guter Mann,“ erwiderte Sid aus seiner Tonne, „ich bin kein Hochwürdiger, weder Priester noch Bruder, auch nicht Edelmann, und, hilf Himmel, soll doch Bischof werden!“

„Ei,“ rief der Schäfer schmunzelnd, „was seid Ihr denn sonst, Landsmann?“

„Ich bin nichts,“ erwiderte Sid mit trauriger Stimme, „als ein armer Schäfer. Hebt Barmherzigkeit, guter Mann, wer Ihr auch sein mögt, und erlöset mich!“

„Wie ist denn das aber,“ fragte der Schäfer zurück, „daß Ihr als Schäfer Bischof werden sollt?“

„Ach,“ sagte Sid noch trauriger, „ich sollt es Euch wohl nicht vertrauen, weil Ihr dann Euch nimmer statt meiner in die Tonne setzet, da Ihr, wie ich an Euren verständigen Reden höre, nicht auch ein Schäfer seid. Da Ihr aber vielleicht einen Schäfer kennet, der statt meiner das Amt annähme, so will ich mich Euch vertrauen. Wißet denn, daß die Kölner geschworen haben, es solle fortan Keiner ihr Bischof werden, es sei denn, er wäre ein Schäfer.“

Der Schäfer fiel, als er diese Worte hörte, vor freudigem Schreck fast zu Boden. „Landsmann!“ schrie er, „Euch soll geholfen werden! Wißet, auch ich bin ein Schäfer, und wenn die Köllner es nicht anders wollen, so mag ihr Wille geschehen. Heraus mit Euch! Flugs heraus und laßet mich in die Tonne!“ Mit diesen Worten beeilte sich der Schäfer den Dedel zu öffnen und Pids Bande zu lösen. Pid sprang heraus, der Schäfer kroch in die Tonne hinein, bevor Pid sie aber zuspundete, sagte er: „He, Gevatter, was wird denn nun aus Eurer Heerde?“

„Oho, Landsmann,“ erwiderte der Schäfer freudig, „die schenk ich Euch. Hab ich doch nun bald andere Schaafse zu hüten in Kölln!“

„Habet Dank, Gevatter,“ rief Pid in die Tonne hinein, „aber saget mir auch, wie heißet denn Euer Hund?“

„Sultan!“ rief der Schäfer und ließ sich seelenvergnügt von Pid einspunden, der seinerseits den Sultan streichelte, den Knotenstock zur Hand nahm und seine Heerde, wohl 300 Stück Schaafse und drüber, wohlgemuth nach Liebenhausen trieb.

Unterdeß saßen die Liebenhausenschen Bauern in der Schenke und zechten nach Herzenslust, denn sie dachten: der Pid kann uns nicht entgehen, den haben wir fest. Als sie aber nach einigen Stunden wohl noch Appetit, aber kein Geld mehr hatten, brachen sie auf, gingen hinaus und rollten ihre Tonne mit einem jubelnden; „Wohl bekomms!“ in den Rhein. Es dauerte nicht lange, so sog die Tonne, die oben und unten Löcher hatte, Wasser und ging unter. Bei diesem Anblick jubelten die trunkenen Liebenhausener von neuem auf

und der Schulz rief: „Der wird und nicht mehr mit der Rauhaut nach Köln schiden!“ Dieser Meinung stimmten die Bauern vollkommen bei und Einer unter ihnen kam auf den Gedanken, da Pids nun gestorben sei, so müsse die Dorfschaft, die jener so arg geprellt habe, ihn auch beerben. Ueber diesen Vorschlag freuten sich alle Bauern, und der Schulz ärgerte sich bloß darüber, daß er nicht diesen klugen Einfall gehabt habe; um diese Versäumnis einzubolen, fing er sogleich an, Pids' mutmaßliches Vermögen zu berechnen und zu vertheilen. So gut das gemeint war, so gab es doch Veranlassung zu einem heftigen Streite, da der Eine und der Andere mit dem ihm zugesprochenen Anteil von Pids' Vermögen nicht zufrieden war, und die Erbitterung stieg nach und nach so hoch, daß sie zu einer allgemeinen Prügelei ausartete. Der Schulz hatte sich und seinen Bestlern in sofern den Vorzug gegeben, als er für sie das nicht- und nagelfeste Besitztum Pids in Anspruch nahm, den andern Bauern aber nur das zuerkannte, was etwa noch an Geld, Kleidern und dgl. vorhanden wäre. Das wollten sich nun diese nicht gefallen lassen, sondern der Eine schrie, er müsse dies haben, der Andre das, und da sie sich nicht vereinigen konnten, so prügelten sie sich, als kluge Bauern, gar weidlich um das, was ihnen eigentlich noch nicht sicherer war, als des Sultans Bart. Nachdem Einige mehr oder minder zerbläut waren, kühlten sich Alle friedlicher und nachgiebiger gestimmt, worauf sie sich denn im Kreise auf die Erde setzten, und in aller Ruhe nochmals eine Vertheilung von Pids' Erbschaft vernahmen mit der Bestimmung, daß Jeder seinen Anteil sofort bei der Rückkehr ins Dorf in Besitz nehmen solle. —

Da Herdurch das Vermögen jedes Einzelnen nicht unbedeutend vermehrt wurde, so war es natürlich, daß der Eine oder der Andre auch schon Pläne machte, wie er diesen Zuwachs an Hab und Gut recht nützlich verwenden wolle. Der Erste wollte sich ein Stück Landes, der Andre ein Paar Ochsen, der Dritte eine Sonntagsanzug kaufen, der Schulze aber, der ein alter Junggeselle war, sagte, da ihm ein so unerwartetes Glück zugefallen wäre, so hätte er nicht übel Lust, eine Frau zu nehmen und Nachkommenschaft zu zeugen, auf welche er seine irdischen Güter vererben könne. Unter solcherlei Unterhandlungen waren die guten Liebenhausener bis dicht an das Dorf gekommen und zitterten bereits vor Begierde, sich in Besitz ihrer neu erworbenen Reichthümer zu setzen, — als plötzlich der todtegeglaubte Dick, frisch, munter und gesund ihnen entgegenkam, eine Schaafheerde vor sich hertreibend, wie sie die Liebenhausenschen Bauern sammt dem Schulzen noch nie so groß im Dorfe gesehen hatten.

Bei diesem unerwarteten Anblick erhoben die Liebenhausenschen Bauern ein furchtbares Geschrei und flohen auseinander, wie eine Trift Gänse, unter die ein Hund gerathen ist. Jeder Einzelne war von solcher Angst ergriffen, daß er lief, so weit sein Athem nur ausreichen wollte, und als er nicht mehr laufen konnte, stürzte er nieder auf seine Kniee, hob die Hände flehend in die Höhe und bat zitternd Dick's Geist um Schonung. Da lagen sie denn endlich alle sammt in einem großen Kreise auf den Knieen und in der Mitte stand Dick mit seiner Schaafheerde und schaute sich um, schlug mit beiden Händen Schnippsen und lächelte. —

Dick hatte sich in seinem Leben nicht geärgert, bei dieser

Gelegenheit aber kam es doch so weit, daß er beinahe verdrücklich geworden wäre, denn er mochte es anstellen wie er es wollte, seine ehrlichen Landsleute zu beruhigen, Jeder lief immer, sobald Pids sich ihm näherte, was er laufen konnte, und sein Zurufen, sein Betheuern brachte die Liebenhausenschen Paasen zum Stehen. Endlich kam Pids auf den Einfall, dem Schulzen, der bereits halb ohnmächtig war und nur von der Angst auf den Beinen erhalten wurde, seinen Hund Sultan nachzuheben, der denn auch pflichtschuldigst den flüchtigen Schulzen in die Lederhosen faßte und ihn festhielt. Jetzt trat Pids zu ihm heran und sagte: „Seid Ihr des Teufels worden, Gevatter Schulz, daß Ihr Euch so außer Lust und Aßem lauset und wißt nicht, warum?“

Pids freundliches Wesen gab dem Schulzen den verlorenen Muth einigermaßen wieder, so daß er endlich in die Worte ausbrach: „Aber saget mir nur, Gevatter Pids, wie seid Ihr denn nur wieder aus dem Rhein heraufgekommen, und wo habet Ihr denn all die schönen Schaase her?“

„Herr Schulz,“ erwiderte Pids mit verstelltem Ernst, „daß ich wieder aus dem Rhein heraufgekommen, ist wohl immer eine Kunst, da ich zwei Strohhalme kreuzweis in meinem linken Schuh liegen hatte. Die Schaase aber, ei nun, Herr Schulz, ich wills Euch schon sagen, die hab ich drunten im Rhein gefunden, und da sind dertor noch gar viel, wohl an die 10,000 und drüber!“

„Heiliger Cristoffel!“ schrie der erstaunte Schulz und sperrte den Mund weit auf; „an die 10,000 Schaase! Und kann denn da ein armer Sünder wie Unserer nicht auch etliche bekommen?“

„So viel Ihr deren möget,“ erwiderte Sid, „und wenn Ihr es begehret, führe ich Euch hin.“

Der Schulze wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte: „Gevatter,“ sagte er, „wenn Ihr das wollet, ich wills Euch alle meine Lebtagedenken!“

„Laßt gut sein, Herr Schulz,“ erwiderte Sid. „Laufet nur zuvörderst herum und belet die andern Bauern zusammen, denn sie sollen Alle Schaafe haben.“

Nun fing der Schulze an, wie vorher von Angst, so jetzt von Habsucht getrieben, zu laufen, indem er zugleich schreiend und mit beiden Armen winkend die andern Bauern zu sich hinführte. Als sie endlich Alle beisammen waren, erzählte er ihnen, was er von Sid erfahren, worauf denn Alle zu diesem Hineilten und ihn bat, sie nach dem Rhein zu führen, wo es die Schaafe gäbe. Sid ließ sich nicht lange bitten. „Kommt Gevattern,“ sagte er, „eine gute halbe Stunde, und Ihr sollt so viele Schaafe haben, daß Euch nach mehr nicht gelüßen wird;“ und nach diesen Worten machte er sich sofort mit ihnen auf den Weg.

Nun wußte Sid, der Schalk, eine leichte Stelle im Rhein, wo das Wasser einem ausgewachsenen Mann bis an das Kinn ging, auch wohl etwas höher, dahin führte er die Bauern und sagte:

„Hier ist die Stelle, Gevattern, wo Schaafe zu haben sind. Nun hurtig ins Wasser und laudet brav unter, so kanns Euch nicht fehlen.“

Das war ein großer Jubel für die Bauern. Der Schulze war der Erste, den die Habsucht ins Wasser trieb, und die andern Bauern folgten ihm sogleich. Je tiefer sie in den Sagen.

Rhein kamen, desto höher reckten sie die Hälse, und die Kleinen unter ihnen, denen das Wasser in die Nase flog, nieseten, gurgelten und prusteten, daß Pid seine absonderliche Freude daran hatte. Endlich rief der Schall: „Halt, jetzt tauchet unter!“ und wupp! subren alle Köpfe unter Wasser wie Kieselsteine. Auf der Oberfläche aber fing es an zu schäumen und zu wogen, denn die da unten zappelten was sie konnten, und wenige Augenblicke waren kaum vergangen, da tauchten sie allesamt wieder empor, prustend wie wilde Pferde und bei geschlossenen Augen mit den Armen angstvoll um sich her greifend. „Gevattern,“ rief Pid, „wo sind denn die Schaaf?“ Da höbnten Einige: „Wir haben keine gefunden, Nachbar Pid.“

„Es tauchet noch einmal unter!“ rief dieser zurück und so ließ er sie sechs oder sieben Mal untertauchen, bis sie vom Wasser trieften, wie gebadete Pudel, und zu fernerm Untertauchen keinen Athem mehr hatten. Dann endlich sagte Pid: „Es ist schlimm, Gevattern, Ihr seid zu spät gekommen.“

Den armen Bauern war ihr Mäthchen durch das Bad so geküßt worden, daß sie Gott dankten, aus dem Wasser zu kommen, und sich daher die vereitelte Hoffnung nicht sehr zu Herzen gehen ließen; nur der Schulze konnte seine Pabsucht nicht bezähmen, er tauchte immer von neuem wieder unter, bis ihm endlich die Kraft fehlte wieder aufzutauchen, und er elendiglich ertrank.

Die Liebenhausenschen Bauern, die nun weder Schaaf noch einen Schulzen hatten, wählten auf der Stelle, um wenigstens dem einen Rangel abzubelfen, den reichen Pid

zu ihrem neuen Schutze und hüteten sich in Zukunft wohl,
ihn zu verlachen oder sein zu spotten.

Jetzt ist Liebenhausen von reichlichen und verständigen
Landleuten bewohnt, die sich nicht mehr in den Dörfern treiben
lassen, um Sbaase herauszubelen; aber der Name Vid
wird noch heutigen Tages zu Liebenhausen mit Respekt genannt.

Die Elbjuenger.

Da sei Gott vor, daß wir behaupten sollten, es gäbe jetzt nicht schöne Mägdelein auf der Welt und zumal im lieben deutschen Vaterland, Mägdelein, so lieblich wie Blüthen, so frisch wie reife Pflümche und so reizend wie, — wie denn gleich? Nun, uns recht deutlich zu sagen, so reizend, als Eure Verliebste, Oevatter, mit der Ihr Euch am nächsten Sonntag aufbieten zu lassen gedenkt zum heiligen Ehebunde. Ja, so lieblicher Mägdelein giebt es gar viele, Ihr alle seid gar solche liebe Jungfrauen, die Ihr dies leset, und so ich nicht mein Theil schon hätte, würde ich sicher mir Eine von Euch erwählen und so lange bitten, bis sie „Ja!“ sagte und mir an den Busen künfte und dann, höher erglühend, mit ihren Armen mich umfinge und mir in das Ohr flüßerte: „Bist doch ein gar schmucker Bursch, und hab' Dich herzlich lieb!“

Doch was ich eigentlich sagen wollte! Wahr ist's, der schönen Mägdelein giebt's viele, es hat mich aber doch immer bitter verdroßen, wenn die süßen Bursche, so sie ein hübsch Dirnlein sahn, gleich in purer Liebe brennen und rufen mit vollem Munde: „Hilf Gott, das ist ein Engel!“ Hab immer gedacht: „Gernach, gemach, ihr Bursche! Habt wohl noch keinen Engel gesehen, denn der schaut noch ganz anders aus,

wie ich meine. Gehet nur in St. Marien oder in St. Noris oder in eine andere Kirche und besehet Euch die goldenen Engelsbüßchen, die mit dicken Faden in die Posaunen stoßen! Schauen die aus, wie Eure Dirnlein? Nein, die schauen anders aus! Sind leichter und lustiger und haben goldene Flügel und schweben doch eben über der Erde! Ein Mägdelein kann wohl hübsch sein, ist darum doch noch kein Engel! Und über seinen Werth soll man keinen tadeln!“

Aber ich will Euch auch sagen, aus was für Ursach ich mich über das all zu gewaltige Loben immer erhebt habe. Seht, ich weiß gar manche liebliche Kunde aus alter Zeit, die wohl wahr ist, daß da oftmals die lieben Engellein, oder auch zauberschöne Jeen-Mägdelein und Nixchen leibhaftig auf Erden gewandelt sind, und die Leute haben zu der Zeit sich gar nicht verwundert und auch kein groß Geschrei gemacht, haben kein Kreuz geschlagen und sind nicht zur Erde niedergefallen, wie sie wohl vor Engeln hätten mögen, sondern sind mit ihnen umgegangen, auf Du und Du und als wäre gar nichts absonderliches dabei, — und jetzt, wenn sie ein irdisches Mägdelein sehen, wollen sie schreien: „Hilf Himmel, da geht ein Engel!“ — O pfui!

Und hinwiederum die Mägdelein! In künnehem Kleide giebt's keine; ist aber das Röcklein von Baumwolle, so dünket sie sich schon was Rechtes zu sein. Trägt sie aber gar ein Häubtlein von Sammt oder Seiden, bei, wie steht ihr da das Häubtlein so hoch, als wollten den Wolken das Wetter abtrieben, und wie fährt der Sinn ihr noch höher hinaus, meint wohl gar eine Prinzessin zu sein und noch drüber, und läßt sich die Hände küssen, wenn sie's noch läßt! Und das

Maandrell muß ihr sagen, sie wär was ganz Ayrarts, dagegen ein Engel gar nichts ist, — — und ist doch selber gar nichts, als ein bedmüthig Dirnlein und halb des Teufels.

Si ei, wenn ich da bedenke, wie vor Zeiten, es mögen wohl 500 Jahre sein oder 1000, ein zauberholdes Mägdelein in Magdeburg —

Nein, ich muß die schöne Mähr Euch ordentlich erzählen, wie ich in einer alten Chronik sie gelesen. Vor Zeiten — das Datum steht in meiner Chronik nicht und so mögen es wohl 500 Jahre und drüber sein, — da kam nach Magdeburg öfters, zumeist an Marktagen ein Mägdelein so gar wunderhold und lieblich, daß Jeder gleich sah, die sei wohl nicht im Land geboren, denn ihresgleichen gab es nicht auf 40 Meilen in der Rund, und wußte auch Niemand ihren Namen, noch ihren Stand, noch ihr Geschlecht. Sie war von hohem Wuchs, größer als die andern Frauen alle und doch wiederum kleiner, als ein Mann soll sein, so daß Jeder sagte, die hat das rechte Maas, das ein Mägdelein muß haben, und welche größer ist, die ist zu groß, und welche kleiner ist, die ist zu klein. Dasselbige war mit ihren Gliedern. Gütliche aus Magdeburg, Mitterleute und reiche Kaufherrn, waren in Welschland gewesen und hatten viele schöne Bilder gesehen von großen Meistern in der Malerkunst, auch köstliche Figuren, die hochberühmte Bildner im grauen Alterthum aus Stein gemeißelt, — und sagten doch Alle, so schöne Glieder hätten sie auf keinem Bild, an keiner Marmerfigur in ganz Welschland gesehn. Und nun gar des Mägdeleins Antlig und ihre holden Augen! Wie steht in meiner alten Chronik? Da steht: eine Jeder kann viel schreiben.

wenn eine kluge Hand sie führt, wie schön aber das Mägdlein zu Magdeburg gewesen und wie lieblich ihre Augen, das schreibt keine Feder, ob auch der Klügste sie führe auf der ganzen Welt. Wer des Mägdleins Antlitz gesehen hatte, und schaute dann die Sonne in der Pracht ihres Aufganges oder Niederganges, der sagte: „Schaut Nachbar, die Sonne ist schier so schön, als das Mägdlein!“ — Und wenn ein Kaiser ihre Augen gesehen hätte, und hätte sich dann eine goldene Krone für sein kaiserlich Haupt machen lassen, der hätte sicher zu dem Goldschmied gesagt: „Meister, setzet in meine Kaiserkrone einen Demantstein, so lieblich funkelnd und auch so leuchtend hell, als dieses Mägdleins Augen!“ Und was hatte sie für Haare! Die waren gülden an Farbe und seiden an Weichheit und feinnweben an Zerkntheit und quellend an Rülle, und reichten hinab bis zu des Mägdleins Knöcheln. Stattlich, wie es für solche Schönbelt sich ziemt, war auch die Kleidung des Mägdleins. Sie trug, so steht in der Chronik, ein sammtenes Kleid von der Farbe der blauen Elbfluth, und über den Hüften war um das reiche Gewand eine goldne Senkel geschürzt, die die Hüfte der prächtigen halten zusammenhielt, daß sie wegeten und walleten in dem goldenen Vorde, schier als wären es die Wogen einer blauen See. Wie aber auf den feuchten Wasserhügeln der lustige Silberschaum hüpfet, so flatterte auf dem blauen Sammetkleide ein leichtes Schürzlein von weißem, goldgestamtem Flor. Knapp und anmuthig schmiegte ein schilfgrünes Nicker sich um des Mägdleins Pufen, auf allen Näthen mit Perlen besetzt, vorn aber, mitten auf der Brust, mit einem Demantstein, der so klar, durchsichtig und glänzend war, daß

Viele meinten, das wäre kein Edelstein, sondern ein krystallener Wassertropfe, in welchem der Glanz der Sonne sich wieder spiegelt. War sonderbar war es, daß auch der Saum des blauen Sammetkleides mit solchen Diamanten besetzt zu sein schien, wenn man aber genauer zusah, so merkte man, daß es nur glänzende Wassertropfen waren, die aus dem Gewande, wie aus einem Quell, hervorperleeten. Das war wohl wunderbar und Alle, die es sahen, wunderten sich auch davor. Wenn nun heut zu Tage eine junge Maid so stattliche Gewänder hätte, von Sammt und Gold und Edelstein, und wäre auch so schön, die ließe sich sicher das Schweißschloß nachtragen und rühete die Klinke der Thüre, durch welche sie gehen wollte, nicht selber an, sondern die müßt ihr ein Diener öffnen, und sie würde nur auf Teppiche treten, auch müßten zehn Frauen sie an- und fünf sie auskleiden. Ganz anders ward mit dem unbekannten Mägdlein in Magdeburg; die kam allein, so steht in der Chronik, ohne Diener und Jofe, trug ihr Körbchen am Arm, ging auf den Markt, sprach mit den Krautweibern freundlich und kaufte Obst und junges Gemüse, und von den Metzgern Fleisch und von den Bäckern Brod von Weizenmehl und auch wohl eine Bede. Das Alles packte sie dann in ihr Körbchen, daß es gar schwer ward, und trug es selber heim, wohin, das wußte Niemand. Anmuthig lächelnd, nach rechts grüßend und nach links, schritt die wunderthelme Maid durch das Stadttbor, da sah man sie noch eine kleine Weile, dann war sie verschwunden, als hätten die Wolken sie entführt, oder die Winde, oder der Elbe blaustuhende Bogen.

Was die Dinen in Magdeburg, die vom Adel und die

Lächelt der Bürger, von dem fremden Mägdlein zeredet, das steht nicht in der Chronik; wehl aber steht drin, daß die jungen Bursche alle, vom Ersten bis zum Letzten, sie hochgepriesen und für die Schönste gehalten auf der ganzen Welt. Doch die Väter sagten: „Ja, die ist wunderbar, wie wir nimmer eine gesehen! Aber schauet nicht nach ihr, Ihr Bursche, denn die ist nicht von dieser Erden, sondern eine Fee oder eine Ahr und nicht für Euch geschaffen, und so Ihr der nachstellen wollet oder um sie werben, würd es sicher zu Eurem großen Nachtheil ausschlagen. Denn wißet nur, gültig zwar ist der Feen lustig Völkchen, nimmer aber mag es mit den sterblichen Menschen sich vermischen, und so dies einmal geschieht, ist die Lust der Fee, das Leid aber des Menschen. Darum, Ihr Bursche, wabet Euer Herz!“

Diesen klugen Worten waren die Weissen gehorsam, Einer aber, des Herz in gewaltiger Liebe erglühet war, mochte auf keinen Rath hören, sondern sagte zu sich selber: Möge es ausschlagen zu meinem Unheil tausendfältig, immerhin! Ich lasse nimmer von diesem Mägdlein und will werden um ihre Liebe, so viel ich immer kann und mag, das schwer ich bei meiner Seelen Seeligkeit!

Als nun das Mägdlein wieder zur Stadt kam, merkte der Jüngling genau auf die Zeit, da die Felde mit gefülltem Körbchen wieder heimgehen wollte. Mit hochfliehendem Herzen ging er ihr nach, und da sie durch das Stadthor war, näherte er sich ihr und sagte mit härtlichen in unsäglichster Liebe glühenden Lauten: „Wie seid Ihr doch so schön, o wunderholde Jungfrau, und gehet so allein und so fern von uns, daß wir nicht wissen, wo Eure traute Heimath ist.“

Das fremde Mägdlein schauete mit lieblichem Lächeln auf, daß es dem Jüngling tief in die Seele drang. „O, wollet baldreich mir verschatten, rief er, daß ich Euch geleiten darf auf Eurem Wege, denn so ich nicht bei Euch weile, ist mir weh im Herzen und möchte viel lieber todt sein!“

Da legte das Mägdlein mit hellem Blick die Spitze ihres Fingers auf seine Hand und sagte mit süßem Lächeln: „Gar willkommen, lieber Gesell, seid Ihr mir als Geleitsmann, und von Herzen dank ichs Euch, daß Ihr zu der fremden Maid hinwendet Euer jugendlich Zübeln. Aber, septe sie mit wehmüthiger Stimme hinzu, nur kurz ist der Weg, auf dem Ihr mich geleiten möget, und gar bald werdet Ihr wieder von mir scheiden, denn Ihr möget wohl nimmer den Pfad betreten, der mich hinführet zu meiner Heimath.“

„O nimmer, nimmer!“ rief voll Begeisterung der Jüngling. „nimmer scheid' ich von Dir, Du wunderholde Maid, wohin Du auch gehen mögest, denn ich liebe Dich unsäglich und kann nimmer von Dir lassen, auch wenn Du selbst mich verstoßest!“

Da fiel das Mägdlein ihm um den Hals, küßte ihn glühend und rief: „Das werd ich nimmer! Bin ich doch deinethalb nur gekommen, um Dich zu sehen, lieber Gesell, und daß ich Deine Liebe mir gewönne.“

Der Jüngling aber, wie er diese Worte hörte, fiel vor dem Mägdlein nieder, umfaßte ihre Knie und rief: „O wie bist Du so gut und so held, Du zauberschöne Maid! Wie will ich Dich lieben mein Leben lang, wie ich nimmer geliebet hab einen Menschen auf Erden!“

Doch das Mägdelein senkte traurig ihr Haupt und aus ihren leuchtenden Augen fiel eine Thräne auf des Jünglings Stirn. „Du weißt nimmer,“ sagte sie, „was Du geliebtest. Komm,“ fuhr sie fort, „laß uns hier niederhagen im duftigen Grase, so will ich Dir erzählen, wo meine Heimath ist, und wem ich angehöre. Dann magst Du sagen, ob Du noch ferner um mich werben willst mit Deinem Leben.“

Hierauf setzten Beide sich nieder, und da der Jüngling schwören wollte, daß er nimmer von ihr ließe, küßte das Mägdelein ihn wieder auf den Mund und sagte: „Schwöre nicht, bevor Du mich gehört. — Schau dorthin! Siehst Du die Fluthen der Elbe, blau wie des Himmels Wölbung und lustig wogend im Drange tiefinneren Lebens? — Das sind die Pforten meiner Heimath! Tief unten im Stromesgrunde steht ein krystallen Schloß, da wohnen meine Brüder, die Herren der Elbe. Ich selber bin eine Elb-Nix, die schönste von allen und unter den Nixen die mächtigste; mächtiger aber als ich sind meine Brüder und ich darf nimmer thun, was sie nicht wollen. Mein Name ist Krystallina.“

Nach diesen Worten schieg das Zaubermägdelein eine kurze Zeit, dann aber fuhr sie fort:

„Größer als die Macht Eurer Könige auf Erden, ist die Macht meiner Brüder tief unten im Flusse. Was sie sagen werden, wenn sie erfahren, daß ich Dich liebe, das weiß ich nicht. Sie hassen der Menschen sterbliches Geschlecht, und wenn sie jegeweilen in dunkler Nacht auftauchen aus tiefem Meeresgrunde, so thun sie es nur, daß sie Euch schaden, indem sie Einen von Euch oder Mehrere, wie sie eben mögen, hinabziehen in den Fluß. Manchmal auch lassen sie durch

Ihre Geißler die Bogen peitschen, daß sie brausend im Schmerzbinstömen auf Eure Fluren, Eure Saaten vernichten und Eure Wohnungen unterwühlen. Und nun lieb ich Dich, einen Menschen! Du bist mir im Traume erschienen, und nicht bloß Deine holde Gestalt habe ich gesehen, sondern auch Dein treu Gemüth und Deine reine Seele. Da bin ich in Liebe zu Dir entbrannt und habe beschlossen zu leben, ob auch Du mich wohl lieben und Seligkeit um Seligkeit mit mir theilen mögest. Jetzt, ach jetzt, da ich am Ziel meiner Wünsche stehende, beklemmt ein namenloser Schmerz meine Brust. Denn nicht auf Erden kann ich in Liebe bei Dir weilen, die Kluth giebt keines ihrer Kinder frei; und ob Du, wenn Du es auch willst, mir wirst folgen dürfen auf den Stromesgrund, das hängt nicht von mir, sondern von meinen strengen Brüdern ab."

Sinnend senkte die holde Nixe ihren Kopf und über ihre Züge breitete sich eine stille Trauer, als ob eine böse Ahnung sie ergriffen hätte. Der Jüngling aber wollte sie trösten und sagte, indem er sie in seine Arme schloß: „Sei gutes Muths, Herzliebste mein, aus Liebe zu Dir werden Deine Brüder von ihrer Strenge nachlassen.“ Das Mägdlein aber schüttelte den Kopf und sagte wehmüthig: „Ich aber fürchte, sie werden noch strenger sein aus Haß gegen Dich. War es nicht Dein Vater, der die Wasserleitung hat bauen wollen vom Elbstrom in die Stadt hinein?"

„Ja,“ rief der Jüngling rasch, „das war mein Vater. Er hatte schon Pfähle eintammeln lassen zum Bau, aber nachts Männer tauchten in der Nacht aus der Kluth empor und rissen die Pfähle um und zerstörten Alles wieder.“

„Das waren meine Brüder,“ sagte das Mägdelein, darum ist ihr Haß gegen Dich noch schlimmer als gegen die übrigen Menschen, und meine Hoffnung ist gar gering. — „Doch,“ fuhr sie fort, indem sie sich rasch erhob, „ich liebe Dich und nicht schwer fällt es mir, Alles um Dich zu wagen. Bernimm denn! Ohne Zögern eil' ich hinab in die Fluth, den Brüdern mein Begehren zu lünden. Werke wohl auf, wenn nach wenigen Minuten ein goldner Zeller mit einem Aepflein auf den Fluthen schwimmt, so haben meine Brüder Dich als Schwager angenommen. Dann spring Du rasch in den Strom, meine Arme fangen Dich auf und im Krystallschloß da unten ist gar schön. — Wenn aber,“ setzte sie mit leiser trauriger Stimme hinzu, „die Wogen sich roth färben von Blut, dann haben sie mich umgebracht im Zorn!“

Nach diesen Worten umfing sie keiß und ungestüm des Jünglings Nacken, küßte ihn auf Wangen, Mund und Augen und drückte ihn an ihren wallenden Busen und küßte ihn nochmals. Plötzlich aber riß sie sich los und wie vom Winde getragen, flüchtig und leicht, eilte sie nach dem Flusse, warf noch einen zärtlichen Scheideblick zurück und stürzte dann in die Wogen. —

Harrend, die Brust voll unendlicher Sehnsucht und tiefen Bangens stand der Jüngling am Ufer und starrte in die Fluthen, — da quoll plötzlich hoch im Bogen ein purpurner Blutstrahl aus den Wellen empor und mit einem lauten Schmerzensschrei sank der Jüngling todt zu Boden.

Niebet keine Aizen!

XII.

Der Manrer und der Kellergeist in Gröningen.

Der hochwürdige Bischof von Halberstadt, Herr Heinrich Julius, war ein äußerst prachtliebender und baulustiger Herr, und nachdem er der Klöster und anderer Gebäude eine ziemlich Menge hatte aufführen lassen, kam er auf den Gedanken, auch ein großes Weinfass bauen zu lassen, und trug die Ausführung dieses Plans dem berühmten Meister Michael Werner aus Landau, dem Verfertiger des Riesenfasses zu Heidelberg, auf. Meister Werner legte dem Bischof hierauf einen Riß vor, nach welchem das Fass 30 Schube lang und 18 Schube dick werden sollte; zu den eisernen Schienen, welche auf die Bahreisen gelegt werden sollten, waren 121 Etr. Eisen erforderlich, ohne das, welches zu den 955 Schrauben zur Befestigung der Reisen gebraucht wurde; der Bauch dieses ungeheuren Fasses, welches über 600 Etr. wiegen mußte, sollte nicht weniger als 141 Fuder Wein fassen. Diese Vorschläge des Meisters fanden den vollen Beifall des hochwürdigen Herrn Bischofs, der sich über das ganze Project um so mehr freute, je mehr die Ausführung desselben noch andre Unternehmungen zur nothwendigen Folge hatte. Denn zunächst mußte der Weinkeller im bischöflichen Schlosse zu Gröningen ganz umgeändert und zur Aufnahme seines neuen Fasses, des Riesenfasses, eingerichtet werden. Das gab denn wie-

der einen tüchtigen Van, und der hochwürdige Bischof süßte sich nie glücklicher, als wenn er Maurer und Zimmerer, Schreiner und Schmiede und Werkleute aller Art in seinem Dienst beschäftigt sah.

Nachdem mehre Jahre vergangen waren, hatte Herr Prinzlich Julius endlich die Freude, seinen Plan wohl ausgeführt und vollkommen gelungen zu sehen, denn in dem neugemauerten, hochgewölbten Schloßfeller zu Gröningen lag das prächtige Riesensäß mit vollen 111 Andern des besten Malvasiers. Eine noch größere Freude aber, als der Bischof selbst, empfand dessen Kellermeister, Johannes Luff, ein Mann, der in dem ganzen Bisthum und noch weiter verübt war als der unermülichste und unüberwindlichste Weintrinker in der ganzen Christenheit; dabei war er ebenfalls von riesenmäßiger Leibesbeschaffenheit, denn er maß über sechs Schuhe in der Höhe, und fast eben so viel in der Dide und zeichnete sich nächstdem durch eine Nase aus, die an Rubinfarbe ihres Gleichen nicht hatte auf der ganzen Welt. Der Bischof pflegte dem wadern Johannes Luff nur seinen Meister Bacchus zu nennen und hatte es ihm vollkommen freigestellt, so viel Wein zu trinken, als ihm beliebt, denn der hochwürdige Herr meinte, einem solchen Manne, der eigentlich nichts weiter sei, als ein von Gott erschaffenes, lebendiges Weinsäß, das Weintrinken verbieten, wäre ebenso, als wenn man einer Pappel oder einer Eiche verbieten wollte zu wachsen. Diese Ansicht des Bischofs stimmte ganz mit der des Meisters Luff überein, welcher es wirklich für seine einzige Lebensbestimmung hielt, des Weines zu warten und ihn zu trinken; da er aber dieser Pflicht mit solcher Treue und Ge-

willenhaftigkeit oblag, daß er fürchtete, wenn er noch einen Gefährten und Helfer hätte, könnte das Riesensäß, trotz der 141 Juder, dennoch eine Art von Lebensgefährlicher Ausgehung bekommen, so war er in Bewachung der ihm anvertrauten Weinschäpe äußerst streng und pünktlich, und ließ Niemanden allein in den Keller, von dem er Gefahr befürchtete, und selbst jedem Andreu, der nicht eben bedrohlich ausat, pflegte er Wort und Handschlag abzunehmen, daß er sich an dem Wein nicht vergreifen wolle. Es fügte sich aber öfters, daß in dem Keller dieses oder jenes auszubessern war, wenn sich entweder ein Stein gelockert, oder der Kalkwurf gelöst hatte, oder irgend etwas der Art, wie es in großen Mauerwerken von Zeit zu Zeit wohl vorkommt. Das war dann immer eine große Pein für den redlichen Meister Tuff, denn die Maurer hielt er allesammt für ein durstiges Volk und darin hatte er auch vollkommen Recht, weil bis dahin noch keiner von den Maurern, die in dem Keller gearbeitet hatten, anders als vollständig betrunken aus demselben herausgekommen war. Meister Tuffs ganzes Sinnen und Trachten war daher stets darauf gerichtet, wie er eines Maurers habhaft werden könne, der ein Feind und Verächter des Weines wäre. War es nun nicht sonderbar, daß Tuff, der nichts so sehr liebte als den Wein, und dessen Sprichwort es war: Zuerst kommt der liebe Gott, dann der Wein und dann der hochwürdige Herr Bischof, — war es nicht sonderbar, sage ich, daß dieser begeisterte Freund und Verehrer des Weines alle Diejenigen haßte, welche seine Gefühle theilten, Diejenigen dagegen hoch schätzte, welche den Wein haßten? Doch so ist es gar oft in der Welt. Herr Tuff be-

trachtete den Wein wie sein leiblich Obgemahl, auf das er eifersüchtig war, wie ein Spanier oder ein Türke.

Eines Sonntags ging Herr Tuff vor den Thoren Ordingens spazieren, um sich die Grillen zu vertreiben, denn in seinem Paradiese, das heißt im Keller, war wieder eine Reparatur nöthwendig, und es lag ihm gar schwer im Kopfe, wo er einen Maurer fände, wie er ihn wünschte. — Da er nun so ging und seine rothe Nase traurig gesenkt hatte, kamen ihm plötzlich sechs oder sieben Maurer entgegen, die vermaßen betrunken waren, daß sie kaum fallen oder sich auf den Beinen erhalten konnten. Dieser Anblick trieb dem ehrlichen Meister Tuff die Galle ins Blut, so daß er sein spanisch Rohr schärfer faßte, entschlossen, die Säufer, wenn sie ihm nahe kämen, weiblich durchzuprügeln. Als er nun aber genauer hinsah, bemerkte er, daß unter den Gesellen Einer war, der sich als vollkommen nüchtern erwies und sich alle erdenkliche Mühe gab, die Trunkenbolde zu leiten und zu zügeln. Darüber freute sich Herr Tuff so, wie sich ein Jüngling freut beim Anblick einer Jungfrau, die den sehnlichen Wünschen seines Herzens zusagt. „Dieser ist mein Mann!“ rief er und steuerte auf die Laumelnden los, um sich des Rüksternen unter ihnen zu bemächtigen. Herr Tuff war sehr überrascht, als er in eben diesem Rüksternen einen jungen Menschen von ganz außerordentlicher Schönheit und solchem Anstande im Benehmen fand, daß er zweifelte, ob er wirklich einen Maurergesellen vor sich habe. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, sagte er: „Mit Vergnügen, Herr, diese da, die trunkenen Pallunken, sind Maurergesellen, was seid denn Ihr?“

Sagen.

„Kennet Ihr mich nicht, Herr Kellermeister?“ erwiderte der junge Mensch, „mein Name ist Konrad und bin meines Handwerks ebenfalls ein Maurer.“

„Weim heiligen Wein!“ rief Meister Luff, „ich hätte Euch eher für einen Baccalaur, oder zum mindesten für einen Schüler gehalten; ich mir aber nicht unlieb, daß Ihr Maurer seid. Saget mir nun aber auch noch, wie kommts, daß Ihr allein nüchtern seid unter all diesen Schelmen?“

„Das darf ich Euch nicht sagen,“ entgegnete Konrad lächelnd, „weil Ihr mich sonst hernach nicht mehr für einen Baccalaur, sondern für einen Narren hieltet!“

„Mit nichts, mit nichts!“ rief Meister Luff rasch, „sagets nur dreißig heraus!“

„Nun denn,“ sagte Konrad verlegen, „weil Ihr es denn wissen wollt, — ich mag den Wein nicht leiden. Aber versteht mich recht,“ setzte er rasch hinzu, „für Bischöfe und Kellermeister habe ich nichts gegen den Wein, denn für die hat ihn der liebe Gott wachsen lassen, aber nicht für Maurer-gefährten, daß sie daran zu Schweinen werden!“

Diese Worte entzündten den Meister Luff dergestalt, daß er sich mit dem ganzen Gewicht seines ungeheuren Körpers auf Konrad warf, um denselben zu umarmen. „Ihr müßt mein Freund werden, lieber Gesell!“ rief er in Begeisterung. „Ihr seid der Mann nach meinem Sinne, und nicht ein Spürlein soll fortan mehr im bischöflichen Keller gemacht werden, als nur von Euch, und dabei solltet Ihr doppelten Lohn haben, und ich und der Bischof wollen Euch in Gnade gemogen bleiben, so lange wir leben!“

Konrad konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, doch

war ihm das Anerbieten des Kellermeysters natürlich sehr angenehm; er reichte demselben daher die Hand und rief: „Topp, Herr Kellermeyster, ich nehme Euch beim Wort!“

„Das möget Ihr immerhin,“ erwiderte Tuff, „und damit Ihr sehet, daß es ernst gemeint ist, so sollt Ihr gleich morgenden Tages die Arbeit beginnen, kommet nur zu mir.“

Nach diesen Worten trennten sich die beiden neuen Freunde und Konrad, dem die unerwartete Aussicht auf Glück im Kopf herumging, verließ auch seine trunkenen Gefährten, um einsam umherstreichend sich dem Fluge seiner Gedanken und Hoffnungen zu überlassen.

Konrad war der Sohn eines Täschners-Meysters, der lange Zeit wohlhabend gewesen, durch eine langwierige unheilbare Krankheit aber nach und nach gänzlich verarmt war. Konrad war der einzige Sohn und da derselbe durch körperliche wie durch geistige Anlagen sich auszeichnete, so hatte ihn der Vater in einer Klosterschule untergebracht, damit er sich zum geistlichen Stande vorbereiten könne. Da aber des Vaters Krankheit eintrat, der er nach jahrelangen Leiden unterlag, nahm er auch Konrad wieder aus der Schule fort und gab ihn bei einem Maurermeyster in die Lehre, welcher Konrads Pathe war und dem Vater versprach, den schmutzen Burschen mit der Zeit wohl dahin zu bringen, daß er ebenfalls Meister würde. Hatte schon die Erziehung in der Klosterschule auf Konrads Seele einen veredelnden Eindruck gemacht, so ward dieser durch seine Lehrzeit bei dem Maurer noch vermehrt, denn der Meister behandelte Konrad nicht wie einen Burschen, sondern wie einen Sohn und als ob er schon jetzt in dem Lehrling den künftigen Meister sähe. Diese Umstände

und eine angeborne edle Natur, waren die Ursache, daß Konrad trotz Kelle und Lederschurz in allen seinen Gedanken und in seinem ganzen Streben sich gar vortheilhaft vor seinen Mitgesellen auszeichnete, wie er denn auch an körperlicher Schönheit wohl alle junge Leute in Gröningen übertraf. Auch war er den jungen Dirnen keinesweges so unbekannt, als dem Meister Luff, vielmehr führte er bei ihnen allesammt den Namen: „der schmutze Konrad“ oder „der schöne Maurer,“ und mancher Jungfrau, ob sie auch gleich die Tochter eines Fern vom Rathe war, pochte das Herz stärker, wenn sie des schmutzen Konrads gedachte. — Konrad selbst war zwar bis dahin noch nicht von Liebe zu irgend Einer ergriffen worden, allein so viel hatte er schon beschloffen, wenn er einmal freiete, so mühte es die Tochter eines angesehenen Bürgers sein, darum bielt er sich auch von Dienstmägden und andrem Weibervolk, aus welchem seine Mitgesellen ihre Verliebten wählten, stets fern, wogegen er nach einer vornehmen Bürgerstochter wohl einmal feurwärts hinlugte und rief: Ei, wer weiß!

Unter solchen Umständen ist leicht zu errathen, welcherlei Gedanken das Anerbieten des Meisters Luff in Konrad erregte. Er nahm sich ernstlich vor, sich das Wobswollen des Kellermeisters auf das sorgfältigste zu bewahren, und namentlich dem Weine desselben nie zu nahe zu treten. Mit diesen Gesinnungen trat er am andern Morgen in das Zimmer des Kellermeisters und erklärte sich bereit, die Arbeit zu beginnen. So weit war es indeß lange noch nicht, denn Meister Luff fing erst an, ihm eine lange Rede zu halten, worin er ihn ermahnte, dem Weinbasse sein ganzes Leben lang treu

zu bleiben; vor Allem aber sollte er sich hüten, zärtliche Gefühle für den Wein im Keller des Bischofs in sein Herz aufzunehmen. „Gebet, mein lieber Sohn,“ rief Meister Luff in salbungsvollem Tone, „ich und der Bischof wir werden Euch nimmer gestatten, auch nur ein Tröpflein des Weines aus unserem Keller zu trinken. So Ihr es nun dennoch thut, so sündiget Ihr nicht nur gegen das siebente Gebot, sondern gegen alle zehn Gebote zumal. Denn wie lautet das erste Gebot? Du sollst keine Götter haben neben mir! Wer aber dem Weine sich ergiebet und machet ihn zu seinem Götzen, der sündiget schwer gegen das erste Gebot, denn er hat Götter neben mir. — Und wie lautet das zweite Gebot? Du sollst den Sabbath heiligen! Heißt das, du sollst Wein saufen? Wer aber Wein sauset am Montag, der trinket auch am Samstag und durstet nicht am Sonntag, der entweibet also den Sabbath. Das dritte Gebot aber heisset: Du sollst nicht tödten! Das heißt, was da lebet, das sollst Du leben lassen, und sollst nichts vergenden, zum wenigsten den Wein, so Gott, wie Du selber sagest, mein lieber Sohn, für Kellnermeister und Bischöfe, nicht aber für Maurergesellen hat wachsen lassen. Im vierten Gebote, was stehet da geschrieben? Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage Dir, wer da Wein trinket und ziemet ihm nicht, der bricht die Ehe ganz gewißlich.“

„Meister,“ fiel Konrad dem Prädikanten lächelnd in die Rede, „Ihr zählet die heiligen Gebote anders, als ich es in der Schule gelernt. Mich will bedünken, das Gebot, so Ihr eben erwähnt, wäre nicht das vierte, sondern das sechste.“

„So?“ fragte Herr Luff, ohne sich aus dem Concept brin-

gen zu lassen, „nun gut, so laß uns hören, wie denn das vierte lautet. Es lautet: Du sollst nicht fluchen! Wer aber flucht mehr, als ein Trunkenbold?“

„Ihr seid nicht kapitelstark, Herr Kellermeister,“ rief Konrad lachend, „das war das zweite Gebot; das vierte dagegen lautet: Du sollst deinem Vater und deine Mutter ehren! Nun saget mir aber, wie sündigt denn Einer durch Weintrinken gegen dieses Gebot?“

„Oho!“ rief Herr Tuff triumphirend, daß er nicht flucken blieb, „ich kenne Einen der Wein trinkt, der ehret weder Vater noch Mutter, und ich sage Dir, mein ehrlicher Gesell, der wird auch nicht lange leben auf Erden. Was gedenkst Du aber nun zu thun? Willst Du auch fortan den Wein meiden wie die Sünde, und willst Du mir Dein ehrliches Manneswort geben, daß Du nimmer ein Tröpflein Wein trinken willst aus den Fässern des Hochwürdigen Herrn Bischofs, so lange Du arbeitest im Keller? Willst Du mir das schwören?“

„Nein!“ fiel Konrad rasch ein, „nein, Herr Kellermeister, ich schwöre nicht, dieweil es mir unnütz dünket. Ich liebe den Wein nicht, und werde keinen trinken; ich glaub', ich kann es Euch versprechen, aber schwören thut ich nicht. Hast mein ich, wenn ich schwüre, so würd ich erst recht ein Gelüste nach Wein bekommen, und warum soll ich mich selber in Versuchung führen?“

„Ei beileibe, mein Sohn!“ rief der Kellermeister ängstlich, „wenn Du meinst, Dich dadurch in Versuchung zu führen und ein Gelüste zu bekommen, so schwöre nicht.“

„Gelt, Meister,“ versetzte hierauf Konrad, dem die Angst

Luff Spas zu machen anfang, „gut wärd, Ihr erlaubtet mir, so mir der Durst zulegte, einige Tröpflein zu trinken, denn was verboten ist, das reizet ohn Maasßen sehr.“

Herr Luff machte ein bedenkliches Gesicht. „Was heisset Du, *einige* Tröpflein?“ fragte er dann; „wohl eine solche Kanne voll?“ Bei diesen Worten hob er die Kanne in die Höhe, aus welcher er seinen Trübflüßstrunk gethan hatte.

Konrad lachte beim Anblick des dickbauchigen Gefäßes, das eine Kopie von Herrn Luff zu sein schien. „Meister,“ rief er, „in einem solchen Zuber würde nicht nur mein Verstand erkaufen, sondern schier ich selber. Die mach ich Euch in einem ganzen Mond nicht leer!“

„Nun, so geh denn an Deine Arbeit,“ sagte Herr Luff beruhigt, „aber vergesse nimmer meine Worte.“

„Selb des gewiß, Herr Kellermeister,“ erwiderte Konrad und ging, von Luff geleitet, in den Keller hinab, wo er das Mauerwerk, was er ausbessern sollte, besah und, da es nur wenig war, erklärte, er werde bis zur Nothpfunde da, mit fertig sein.

Es kam aber ganz anders, als der gute Konrad dachte, denn der verließ sich auf seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit, war aber keinesweges darauf gefaßt, in dem unterirdischen Gewölbe, wo er sich ganz allein befand, der Störungen und Abhaltungen gar mancherlei zu erleiden. Und doch war dies der Fall. Konrad nämlich hatte kaum sein Schurz, fell umgethan und seine Mulde mit Kalk neben sich gestellt, und wollte sofort zu arbeiten beginnen, als er seine Kelle vermisste, worüber er sich nicht wenig wunderte, da er ganz bestimmt wußte, daß er sie dicht neben sich hingellegt habe.

Nun aber war sie weg und Konrad suchte was er immer konnte, das war aber Alles vergebens, und er entschloß sich endlich, wieder hinaufzugehen und dem Kellermeister zu sagen, daß er sich erst von einem Mitgesellen eine Kelle borgen müsse. Als er aber hinaufging, fand er seine eigne Kelle auf der letzten Stufe der Kellertreppe. Darüber verwunderte sich Konrad noch mehr und dachte: Das hat kein Andre gethan, als der rothnasige Herr Johannes Luff, der die zehn Gebote so schlecht weiß, wie ein Heide oder Türke! Hierauf ging er zu seiner Mulde zurück und fing seine Arbeit an. Eine Zeitlang ging Alles gut, Konrad arbeitete rüstig und pfiß ein fröhliches Liedchen dazu, — da war es ihm plötzlich, als ob ihm Jemand hinten an den Hals sagte, womit er sein Schurzfell zugebället hatte. Konrad griff rasch dorthin und blickte sich eben so schnell um, aber es war Niemand da, die Lederschürze jedoch war aufgebället und fiel ihm von den Hüften. „Das Dich!“ brummte Konrad, „Hab ich mir den Schurz mit dem einen Griff gelöst, und sitzt doch sonst so fest?“ Er schüttelte den Kopf und wollte, um sich nicht von der Arbeit abzuhalten, den Schurz sogleich wieder festschnallen; — allein er mochte sich mühen, wie er wollte, er konnte mit dem Hals nicht in die Dehse treffen. Immer wars als ob ihm Einer die eine oder die andre Hand fortstiehe, so daß sie nicht zusammentreffen konnten. Konrad meinte, das müsse ein Krampf sein, den er sich durch die kalte Kellerluft zugezogen und gedachte sich durch Arbeit recht in Schweiß zu bringen und dadurch den Krampf zu lösen. Daher warf er das Schurzfell zur Seite und fing sogleich wieder an zu arbeiten, indem er sagte: „Es wird auch so gehen!“ Es ging

auch wirklich eine Zeitslang recht gut und Konrad fühlte bald nichts mehr von einem Krampf. Als er aber nach einer Weile seine Kelle recht voll Kalk nahm und denselben an die Wand werfen wollte, wars ihm wieder, als ob ihm Etwas an dem Arm packte und denselben nach seinem eignen Leibe stieße, und da er in demselben Augenblicke den Kalk warf, schleuderte er ihn auf sich selbst, so daß er vom Kasse bis zum Nabel einen Anwurf hatte und ausfab, wie ein frisch-gemauertter Pfeiler. Das verdroß den Konrad dermaßen, daß er das Handwerkzeug wüthend zur Erde warf, indem er ausrief: „Bin ich nicht noch ungeschickter, als ein Lehrbursch, der den Schurz zum ersten Mal umthut? Wie ich aussehe! Es ist eine Schande, daß ich mich so soll sehen lassen.“

Vor Aerger setzte er sich auf die Unterlage des Weinfasses und wollte gar nicht mehr arbeiten; nach einer Weile aber dachte er, das wäre ein kindisch Benehmen, denn so etwas könne dem Besten passieren. Darauf nahm er seine Kelle wieder, schabte den Kalk von sich ab, so gut es gehen wollte, und machte sich wieder an die Arbeit.

Hatte er vorher allerlei Störungen gehabt, so ging es ihm dafür jetzt von der Hand, wie noch nie in seinem Leben, und er war nicht eben Einer von den Langsamen. Allein jetzt giengs nicht als ob Einer, sondern als ob ihrer Zwei oder Drei zugleich arbeiteten. Das stimmte den Konrad wieder heiter und er fing auch wieder an sein Fleckchen zu pfeifen; — aber mit der Lust wars gar bald zu Ende. Nicht als wenn etwa eine neue Störung gekommen wäre, o nein, vielmehr war die Reparatur so schnell fertig, daß Konrad schier selbst vor seiner Geschicklichkeit erschrak. Indessen so

einen Schreck läßt man sich schon gefallen und Konrad dachte: „desto beßer!“ nahm sein Werkzeug zusammen und rüstete sich, den Keller zu verlassen. Wie das so gewöhnlich ist, warf er, bevor er ging, noch einen Musterblick auf seine Arbeit und nun dachte er, er müsse in die Erde sinken, denn die Arbeit war keinesweges fertig, ja nicht einmal zur Hälfte, denn da war eine große Stelle, wo noch nicht einmal der halb abgefallene alte Anwurf weggetragen war. Das war denn doch dem ehrlichen Konrad zu arg! „Bin ich denn blind gewesen,“ rief er, „oder hab ich geschlafen! So etwas ist mir ja all mein Lebtag noch nicht widerfahren!“ Voll Berdruß war er entschlossen, die ganze Arbeit im Stich zu lassen und schritt daher, sein Werkzeug im Arm, die Kellertreppe hinauf. Wie er nun aber so die Stufen hinaufflieg, wars ihm mit einem Male, als ob ihm Jemand ins Ohr flüsterte: „Pfei Konrad, schäme Dich! Ist das ehrliche Gesellen-Art, so von der Arbeit fortzulaufen? Du machst nicht blos Dir, sondern der ganzen Zunft Schande. Wart, sie werden Dich bläuen!“

„Wer ist hier neben mir?“ schrie Konrad zusammen-schauernd und zugleich griff er mit den Händen nach der Seite, wo ihm das zugeflüstert ward, allein er faßte Niemand und hielt sich endlich überzeugt, daß er unbewußt mit sich selber gesprochen habe. Doch änderte dies seinen Entschluß und nach kurzem Nachsinnen kehrte er wieder um, band seinen Schurz wieder vor und begann von neuem zu arbeiten. Wars ihm nun vorher von Händen gegangen, als ob nicht Einer, sondern Vier arbeiteten, so ging es dagegen jetzt so gar langsam und träge von Statten, daß es

schien, als würde er heute gar nicht mehr fertig werden. Dabei strengte ihn das Arbeiten dergestalt an, daß der Schweiß ihm nicht nur von Stirn und Wangen troff, sondern der ganze Körper wie in Wasser gebadet war. Und wie sein Körper, so ward auch sein Geist gereinigt durch eine Angst, wie wenn er einen Mord begangen hätte. Es war ihm zu Muth, als wären ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und als würde er dennoch von einem grausamen Boigt angetrieben zur Arbeit. Solchergestalt war es wohl natürlich, daß Konrad, nachdem er mehrere Stunden sich auf diese Art abgemüht hatte, endlich erschöpft das Handwerkzeug fallen ließ, und halb ohnmächtig selber umzusinken im Begriff war. Mit aller Gewalt suchte er sich zu ermannen, denn ein Blick auf das Mauerwerk überzeugte ihn, daß er in den ganzen zwei Stunden nicht so viel gearbeitet habe, als sonst in einer halben Stunde; aber seine Mattigkeit war so groß, daß er die aufgehobene Kelle wieder sinken lassen und sich auf die Unterlage des Niesenfasscs legen mußte, um nicht gänzlich zu Boden zu fallen. Konrad war so erbittert über diese Zufälle, daß er, was er sonst nicht pflegte, zu fluchen anfing. „Daß der Teufel und seine Gefellen in diesen verdammten Keller fahren mögen!“ rief er, in diesen Keller, der selber eine Hölle ist mit seinen Giftdüften! Aber wenn der Böse auch zehnmal darinnen sitzt, so will ich meine Arbeit doch vollenden, trotz ihm!“ Nach diesen Worten wollte sich Konrad erheben, um wieder an die Arbeit zu gehen, aber seine Schwäche hatte so zugenommen, daß er sich vergeblich bemühte, sich aufzurichten. Als er nun hierzu immer erneuerte und immer wieder vergebliche An-

Strennungen machte, hörte er plötzlich neben sich ein ziemlich hellischallendes Hohngelächter. Der Schreck gab dem armen Konrad die verlorenen Kräfte wieder, er richtete sich rasch auf und blickte sich mit todesbleichem Gesicht nach allen Seiten um; da er aber Niemanden wahrnahm, so sank er wieder zurück und stöhnte mit matter Stimme: „Das ist mein Ende! Ich fange schon an zu phantastiren und gewiß wird mich ein böses Hieher in die Grube bringen. Ade! du liebe Welt, Ade!“

Konrad hatte kaum diese Worte gesprochen, als er dicht neben sich ein leises Richern hörte und bald darauf folgende Worte: „Bist Du nicht ein Narr, Gesell, daß Du zu sterben denkst mitten in der Apotheke? Wiebist denn in der ganzen Welt eine Arzneibude, die bessere Medicin enthielte, als dieser Keller? Kein Doctor auf Erden kann Dir so viel nützen, als das Faß, neben welchem Du liegst; Enzian und Tausendguldenkraut können Dir nicht den zehnten Theil der Hülfe verschaffen, die ein einziger Schluck guten Malvasiers Dir bringt. Darum trink, Gesell, trink! Trink so lange Dich durstet, und wenn Du satt bist, wirst Du gesund sein.“

Konrad erkannte nicht mehr über das räthselhafte, unheimliche Geräusch, denn er war so betäubt und verwirrt, daß er gar nicht mehr unterscheiden konnte, was natürlich sei, und was nicht. Der Rath aber, den der Unsichtbare ihm ertheilte drang ihm tief ins Herz, ein unbeschreibliches Verlangen nach einem Trunk Wein erwachte in ihm und ihm war, als ob er dadurch und nur dadurch sein Leben retten könne. Sogleich suchte er sich aufzurichten, indem er aber mit den Händen um sich griff und tastete, ob er irgendwo eine Handhabe fände, an der er sich anhalten könnte, kam ihm, wie

für ihn hingestellt, ein Weingrug nebst einem Fieber in die Hände und zu gleicher Zeit fühlte er sich wie neubeseelt und kräftig genug, um sich aufzurichten. Wenige Augenblicke darauf stand er am Spundloche des großen Weinsasses und hob mit noch zitternden matten Händen eine nicht gar große Portion Wein heraus, den er dann in seine Kanne laufen ließ. Ein erquickender balsamischer Geruch stieg aus dem Gefäße empor, stärkend und belebend, aber zugleich die Sehnsucht nach dem Genuße noch mehr anfeuernd. Mit einer Hast, als ob es das Leben zu gewinnen gelte, hob Konrad den Krug an seine Lippen und septe ihn nicht eber wieder ab, als bis er den Inhalt bis auf den letzten Tropfen geleert hatte. „Ach, sagte er, das ist kein Wein, das ist Lebensbalsam! Nimmt es mir doch wie Feuer in den Adern und leuchtet wie Sonnenlicht durch mein Hirn. Noch einen Schluck, und mir wird ganz wohl sein!“ Er füllte hierauf die Kanne bis zur Hälfte, und trank sie sofort mit einem Zuge aus. Eine sonderbare Aufregung bemächtigte sich seiner: „Bei Sanct Veit! rief er, das ist ein Himmelskrunk! Hast Recht gehabt, alter Noach in der Bibel, daß Du den Lebenskud gepflanzt und den Wein gekeltert und selbigen auch getrunken hast! Ach, was ist das ein schönes Trinken!“

War nun gleich Konrad wieder gestärkt, ja munter und rüstiger, als er je in seinem Leben gewesen, so zögerte er doch keinen Augenblick, seine Kanne wieder zu füllen, und zwar bis zum Rande. Hierauf septe er sich auf die Unterlage des Niefensasses, drückte die Kanne mit beiden Händen an seine Brust und schaute mit dem Ausdruck unaussprechlicher Bonne in den Wein. „Bei, rief er, was ist das Selig-

Zeit solchen Wein zu trinken! Komm her du Liebes goldnes Lebenswasser, sollst mein Schatz, sollst mein Heinstliebchen sein, will nicht mehr von dir lassen, so lang ich leb und Athem hab!"

Konrad war so verwirrt, daß man fast sagen könnte, er glaubte wirklich ein geliebtes Mädchen im Arme zu halten, das er zu küssen meinte, so oft er die Kanne an den Mund setzte und trank. Eine halbe Stunde war vergangen, da war der Krug wieder leer, und als Konrad sich nochmals aufrichten wollte, um ihn wieder zu füllen, sank er wie gelähmt auf seinen Sitz zurück, das Gefäß entfiel seinen Händen, vor seinen Augen schwamm es und drehte sich's im wirbelnden Kreise, sein Kopf sank wie centnerschwer auf die Brust herab, seine Zunge lallte, seine Lippen murmelten, die Sinne vergingen ihm, er fiel von der Unterlage auf die Erde hinab und — entschlief. Der arme Konrad war betrunken, betrunkenen als Vater Noah je gewesen.

Unterdess saß Meister Luff in seinem Zimmer und that, was er gewöhnlich zu thun pflegte, — er trank. Um so wunderbarer aber war es, daß sein Gesicht den Ausdruck eines innern Grimmes zeigte, und während die Rechte den Weinkrug umklammert hielt, die Linke geballt daneben lag, von Zeit zu Zeit auf den Tisch schlagend, als wollte sie so dem innern Grolle Luft machen. Herr Luff hatte heute einen großen bösen Verdruß gehabt; dem Bischof war ein Faß des besten spanischen Weines zum Kauf angetragen worden und der Hochwürdige hatte den Handel nicht abgeschlossen, weil der fremde Weinhändler sich unehrliche Reden gegen ihn erlaubte. „Was kann nun der Wein dafür, murmelte Herr Luff zähne-

Inrirschend, daß der Felde von einem Spanier ein grober
 Halkunk ist? Hol ihn der Satan! Beim heiligen Pantra-
 tius, war ich der Bischof, ich ließe den spanischen Regent ver-
 brennen und confiscirte den Wein für die heilige Kirche, denn
 ich will des Todes sein, wenn ich je besseren Wein getrun-
 ken, als dieses Spaniers!"

Man kann denken, wie sehr Herr Tuff diesen Vorfall sich
 zu Herzen nahm, und wirklich war er noch nie in seinem Le-
 ben so erbittert und zugleich so betrübt gewesen, als an die-
 sem Tage. Alle seine Bemühungen, sein Herz durch Wein
 zu erfreuen, waren vergebens, denn je mehr er trank und je
 besser es ihm schmeckte, desto schmerzlicher ward seine Betrüb-
 niß, einen so großen Schlag, als der Xeres des Spaniers
 war, verlieren zu müssen. Diese Umstände hatten aber zur
 Folge, daß dem ehrlichen Meister Tuff noch etwas Andres,
 höchst Außerordentliches und Merkwürdiges begegnete, das
 wir nicht zu bezeichnen wissen, weil die deutsche Sprache kei-
 nen Namen dafür hat. Wäre es möglich gewesen, daß Tuff
 hätte betrunken werden können, so würden wir sagen, er sei
 an jenem denkwürdigen Tage betrunken gewesen; da dies
 aber nicht möglich war, so können wir nur erzählen, welche
 höchst sonderbare Veränderung mit ihm vorging. Bis zum
 Uebermaaß ergrimmt, wußte Meister Tuff, nachdem er einige
 Stunden getrunken hatte, selber nicht mehr die eigentliche
 Ursache seiner Verstimmung und saß daher da, bald still vor
 sich hinstäuelnd, wie in namenloser Seligkeit, bald mit den
 Zähnen Inrirschend wie ein Verzweifelter. Was aber diesen
 Zustand höchst peinlich machte, war, daß Herr Tuff, sobald er
 einige Minuten gelächelt hatte, sich dunkel erinnerte, daß er

Grund habe traurig zu sein; nun mochte er sich aber quälen, wie er wollte, so konnte er sich doch nicht erinnern warum er traurig sein müsse, und diese vergeblichen Anstrengungen erbitterten ihn so, daß er wüthend wurde und mit den Zähnen knirschte, ja er würde auch aufgestanden sein, mit den Händen um sich geschlagen, und überhaupt wie ein Rasender getobt haben, wenn es ihm nicht bleischwer in den Gliedern gelegen hätte und ihm jede Bewegung fast unmöglich geworden wäre. Nachdem er aber wiederum so eine Zeitlang im Stillen gewüthet hatte, fragte er sich erschaut, worüber er sich denn eigentlich erboe? Und da er sich auch bierauf nicht mehr besinnen konnte, so fing er wiederum an zu lächeln, theils über seine sonderbare Wuth, theils in selbigem Behagen über den Wohlgeschmack seines Weines.

Nachdem selbhergestalt mehrere Stunden vorübergegangen waren, und das Licht des Tages bereits der schattigen Dämmerung Platz gemacht hatte, fiel es dem Meister Luff, der sich eben wieder in seiner Wuthperiode befand, ein, daß Konrad noch nicht aus dem Keller zurückgekehrt sei. Nun glaubte Meister Luff mit einem Male, die wahre eigentliche Ursache seines Ingrimmes zu kennen und diese Entdeckung gab seinem riesenhaften Körper plötzlich die verlorene Beweglichkeit wieder.

„Peide von einem Maurer!“ schrie er, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß ihm der Schmerz von dem Knöcheln bis in die Schulter drang und seine Wuth noch vermehrte; „Wart, ich will Dir heimleuchten, Du sollst an mich denken!“ Nach diesen Worten ergriff er ein Licht und ging festen Schrittes in den Keller hinab. Hier angelangt, erblickte er den, neben dem Riesenfasse schlafenden Konrad, an

dessen ~~Erde~~ Krug und Weinbecher als anklagende Zeugen standen. Es ist uns unmöglich, den Zustand zu schildern, in welchem der arme Meister Tuff bei diesem Anblick gerieth; wir begnügen uns deshalb zu sagen, daß sein ganzes Bewußtsein in den einzigen Gedanken aufging, er müsse Konrad für seinen begangenen Frevel ermorden. Ganz erfüllt von diesem Voratz, ergriff der wüthende Tuff sofort die an der Erde stehende Weinkanne und führte mit derselben einen so furchtbaren Schlag nach Konrads Kopf, daß er denselben zerschmetteret haben würde, wenn er ihn getroffen hätte. Allein in demselben Augenblicke, als Tuff den Arm mit der Kanne niederschwang, war es ihm, als ob er einen gewaltigen Stoß, wie von einem Mauernbrecher, in den Rücken erhielte, er verlor das Gleichgewicht und stürzte mit dem ganzen ungeheuren Gewicht, dessen er sich erfreute, zu Boden. Wenn Ihr noch nicht gesehen habt, daß ein umgestürzter Wollfack sich von selber wieder aufgerichtet hat, so mögt Ihr immerhin glauben, daß auch Tuff liegen blieb, als wäre er todt oder ein Wollfack. Das Schlimmste bei der Sache aber war, daß er quer über dem schlafenden Konrad lag, und noch nie ist wohl ein Mensch von einem so fürchterlichen Alp gedrückt worden.

Die Wahrheit zu sagen, müssen wir bekennen, und die freundlichen Leser werden uns beistimmen, daß die Geschichte hier ein Ende erreicht zu haben scheint, denn wenn Konrad nicht ersticken, Tuff aber wieder auf die Beine kommen soll, so kann es nur mit einem Wunder zugehen, und ob ein solches sich um diese Zeit just in dem Weinkeller des hochwürdigen Bischofs von Salverstadt zutragen werde, ist doch sehr fraglich.

Die Frage. Aber es trug sich zu. Fünf Minuten ungefähr hatte Herr Tuff ächzend auf dem Bauch gelegen, als er sich auf einmal wie durch Hebelkraft aufgerichtet fühlte, was ihn ein solches Grauen verursachte, daß er sich mit einer Hast, die man seinem Elephantenleibe nicht zugetraut hätte, aus dem Staube machte, die Treppe hinauf jagte und nicht eher zu laufen aufhörte, als bis er in seinem Zimmer stand. Hier bemächtigte sich seiner ein betäubender Schwindel, die ganze Stube drehte sich mit ihm herum, tausend Weinsrüge tanzten vor seinen Blicken, der Boden schwankte unter ihm, Himmel und Erde schienen zu vergehen und vergingen wirklich für ihn, denn er sank taumelnd in seinen Lehnstuhl und saß noch kaum in demselben, als er auch schon schlief und wie ein wilder Eber schnarchte.

Unterdeß war Konrad durch alle diese Vorgänge nicht in seinem Schlafe gestört worden; allein er schlief sehr unruhig, und zumal als der dicke Tuff auf ihm lag, quälten ihn fürchterliche Träume und seine Brust ward von unsäglichem Angst zusammengeknüpft. In diesem Zustande blieb er bis gegen Mitternacht, wo endlich seine Qual sich milderte, sein Schlaf ruhiger und sanfter wurde; diese Erquickung dauerte indes nur kurze Zeit, denn als die benachbarte Klosteruhr eben die Mitternachtsstunde zu schlagen anfieng, tönte ein gellendes Pfeifen durch das Kellergewölbe, so daß Konrad, der nur noch leise schlummerte, erschrocken emporfuhr. Daneben ihm das brennende Licht stand, mit welchem Tuff in den Keller hinabgekommen war und das er bei seiner eiligen Flucht nicht wieder mitgenommen hatte, so konnte Konrad alle Gegenstände um sich her erkennen; als er aber anfang, sich zu be-

innen, was mit ihm vorgegangen war, löschte eine Zugluft, fast wie der pfeifende Athem eines Menschen, das Licht aus. Doch das wäre noch erträglich gewesen, das Grauenhafte an der Sache war aber, daß das Licht nicht ausgelöscht, sondern die Flamme davon abgeblasen wurde und nun glänzend aber nicht leuchtend, wie ein Irrwisch im Keller umherslog; dem armen Konrad ward übel zu Muth bei diesem Anblick; es fiel ihm mit einemmal wie Schuppen von den Augen, daß er sich hier in der Gewalt von Geistern oder Kobolden befände, und in dieser Meinung ward er noch bestätigt, da er es aus allen Winkeln, hinter allen Tässern hervor, von der Decke herab und aus der Erde heraus kichern, rascheln und flüstern hörte; da ihm nun auch einfiel, daß er krank gewesen sei und ein böses Fieber gehabt habe, so bildete er sich ein, er wäre gestorben und befinde sich bereits in der Hölle, oder doch zum mindesten im Dergeseuer. Bei dieser Vorstellung drang ihm der Angstschweiß aus allen Poren, er stürzte auf die Knie, faltete die Hände und rief: „Ach, das Unglück hab ich mir zugezogen, weil ich der Ermahnung des Kellermeisters nicht gehorsam gewesen, sondern von seinem und des hochwürdigen Herrn Bischofs Weine getrunken und so gegen die heiligen zehn Gebote allzumal gesündigt habe. Heiliger Pankrattus bitte für mich!“

Ein feinstimmiges aber gellendes Lobngelächter antwortete dieser Bitte; in demselben Augenblicke setzte sich die noch immer umherschwebende Lichtflamme mitten im Keller auf dem Boden fest, ward immer größer und größer, bis sie die Höhe von ungefähr zwei Schublen erreicht hatte; hierauf verwandelte sich ihre Farbe in ein helles Blau, das immer bläuer

und durchsichtiger ward, so daß Konrad, der mit Entsetzen und emporgesträubten Haaren nach dem Spud hinstarrte, bald im Innern der Flamme die Figur eines menschlichen Wesens wahrnehmen konnte. Wirklich verwandelte sich die Flamme in ein graues, die und da bläulich schimmerndes Gewand, welches ein Wesen umhüllte, das Konrad sogleich für einen Kobold erkannte. Das Gespenst hatte die Größe eines zweijährigen Kindes und das Ansehen eines 70jährigen Greises, denn es war ein kleines Männchen, mit einem erdfahlen runzligen Gesichte und einem Bart, der, silberweiß, dem Kleinen bis zu den Knien hinabreichte. Seit dem Augenblicke, daß die Flamme sich zu vergrößern anfing, hatte sich eine matte Dämmerung in dem Keller verbreitet und dieselbe herrschte auch noch, so daß Konrad Alles ziemlich deutlich erkennen konnte. Eine Zeitlang hielt der kleine Kobold seine große bligende Augen starr auf Konrad gerichtet, während in seinen Mienen der Ausdruck des Hohns, der Schadenfreude und der Schalkheit mit einander wechselten. Nachdem Konrad lange genug die Pein dieses Anblicks ertragen hatte, fing der Kobold mit etwas freundlicherem Gesichte an zu lachen und sagte: „Willkommen Gesell, in meinem Keller! Hab mich lange nicht mit einem schmucken Barschen um Mitternacht hier unterhalten, und ich darum gar freundlich von Dir, daß Du zu mir gekommen bist, mir zum Ergözen!“

Diese Worte schienen den Lauber, der Konrad befangen hielt, zu lösen; er erinnerte sich mit einemmale klar und deutlich all des Spuds, der den Tag über so hinterlistig mit ihm getrieben worden war, und das erbitterte ihn jetzt so, daß er seinen vollen Muth wieder bekam und mit lauter

Stimme rief: „Hebe Dich weg Satanas, ich habe nichts mit Dir zu theilen!“

Dieser Beschwörung leistete indeß das kleine Männlein keine Folge, vielmehr erwiderte er lachend: „Bin nicht der Satan, mein feiner Gesell, und kann mich auch Niemand von hier vertreiben, dieweil ich allhier eingesperrt bin als Kellergeist. Schau, dieses Gewölbe ist mein Reich, diese Häßer sind meine Unterthanen, Ritter und Knechte, ich aber bin der König, darum hab Du Respekt, Bursch!“

Diese Worte aus dem Munde des kleinen Mannes kamen dem ehrlichen Konrad so possierlich vor, daß er lautlachend entgegnete: „Bist mir ein schöner König, Knirps, und mögen wohl Kellerwärmer Deine Ritter und Knechte sein! Ha ha ha ha! Haben sie Dich hier in den Keller gesperrt, Burschlein, und möchtest gern hinaus, so gib fein gute Worte, daß ich Dich in meinen Schurz packe, oder in den Hosenfad stecke und Dich mit hinauspacke.“

Konrad glaubte dem Kobold mit dieser Rede weidlich Eins versetzt zu haben und fing deshalb wohlgefällig von neuem an zu lachen; das Männlein aber blickte halb erschaut, halb schelmisch auf Konrad hin, und rief: „Bursch, bursch, fahet ihn!“ — In demselben Augenblicke ward Konrad von unsichtbaren Kräften gefaßt und zu seinem großen Entsetzen in die Höhe gehoben, immer höher und höher, bis er endlich mit dem Scheitel an die Wölbung des Kellers stieß. In Todesangst rief er unablässig den heiligen Pankratius nebst 100 andern Kalenderheiligen zu Hülfe, allein kein Einziger erschien ihm beizustehen, und die Bosheit der unsichtbaren Wespenher zu hintern, die ihn, wenn er hoch oben schwebte, losließen,

daß er meinte herunterstürzen zu müssen und den Hals zu brechen; in der Mitte des Falles aber fingen sie ihn immer wieder auf und so spielten sie förmlich Ball mit ihm. Der Kellergeist sah diesem Spiele mit freudigem Lachen zu und rief von Zeit zu Zeit: „Laß Dich erbitten, lieber Gesell, und pack mich hinaus in Deinem Schurz oder in Deinem Hosensack, denn hier im Keller behagt es mir schlecht.“ Endlich aber, als Konrad dem Tode nahe zu sein schien, rief der Geist: „Lasset ihn fahren!“ worauf die unsichtbaren Gespenster ihn einige Schuß hoch über der Erde losließen und er sich so hart niedersepte, daß er meinte, er werde nie wieder aufstehen. Jetzt aber trat das Männlein mit freundlichem Gesichte zu ihm heran und sagte: „Nun Konrad, wer meinst Du, daß ich sei?“

„Herr, stotterte Konrad zitternd und athemlos, Ihr seid der König in diesem Keller und Euch zu Dienst sind mächtige Rutter und Knechte!“

„Keine Kellerrwürmer?“ fragte der Kellergeist.

„Nein!“ stöhnte Konrad.

„Bin ich auch kein Knirps?“ fragte jener wieder.

„Nein,“ antwortete Konrad, „ein König.“

„Nun wohl,“ rief der Kellergeist, „so laß uns Freundschaft machen mit einander, denn es war nicht böse gemeint, sondern ich hab's gut mit Dir im Sinn und magst Dir eine Gnade erbitten.“

„Ach Herr König,“ rief Konrad rasch, „so laß mir eine Gnade erbitten darf, wollet in Eulden mich flugs aus dem Keller lassen, denn wenn Ihr mich auch leben lasset, so tödtet mich Weisser Luff, dafern er mich morgen noch alßlet findet.“

Der Kellergeist lachte. „Du bittest wenig, Gesell,“ sagte er; „wilst Du nicht Dir freien Trunk ausbetingen in diesem Keller und zu jeder Zeit?“

„Nein, da sei Gott vor!“ fiel Konrad rasch und ängstlich ein; „ich habe des Weines genug für alle meine Lebenszeit! Ach, Herr König, wenn Ihr die heiligen zehn Gebote kennet, Ihr würdet mir solches nimmer anmuthen sein!“

„Gesell,“ entgegnete das Männlein ernst, „das Leben hat des Bitteren viel und der Wein ist süß! Verschmähe nicht den holden Rauber des Lebensbluts, denn nichts mag wie dieses Dich trösten in Peiden!“

„Laß's gut sein, Herr König,“ erwiderte Konrad, „so die Peiden kommen sollten, denk ich mir durch ein Stofsgelächeln zu helfen, nebst einem Dugend Pater noster und Ave Maria. Lasset mich nur aus dem Keller!“

„Gesell, Gesell!“ rief der Kobold, „wenn nun aber die Liebe käme und Dich kniff und zwidte, dieweil das Wägbeln spröde thut, wie dann?“

„Ach,“ sagte Konrad traurig, „dann zwinge ich's doch nicht mit dem Weine.“

„Wer weiß!“ erwiderte das Männlein. „Gedenk an mich, wenn Dich dürstet. So oft Du einen Trunk begehrst, klopf dreimal an die Kellerthür, dann wird selbige sich Dir öffnen und ich werde Dich willkommen heißen. — Jetzt aber gebe Deines Weges, wie Du begehrst; alle Thüren werden Dir offen stehen. Morgen aber gehe zu dem Meister Luff und leugne led, daß Du die Nacht im Keller gewesen, so wird Alles gut gehen.“

Konrad säumte nicht von der erhaltenen Erlaubniß Ge-

brauch zu machen, er verbeugte sich tief vor dem Robold und sagte: „Ich danke Euch, mächtiger König und Beherrscher dieser Weinfässer, für die große Huld und Gnade, so Ihr mir anjago erweist; sollte ich Eurer Hülfe oder Eures Weines bedürftig sein und Ihr wöllet es mir gestatten, so werd ich mich an Euch wenden.“ Hierauf machte er eine tiefe Verbeugung und schritt die Kellertreppe hinauf, dort fand er die Kellertüre offen, und ein Gleiches war mit allen Thüren der Fall, die er zu passiren hatte. Als Konrad endlich auf der Straße stand, fühlte er sein Herz erleichtert; aber obwohl er sich eben durch das Offenstehen der Thüren überzeugt hatte, daß der Kellergeist wenigstens hierin ihn nicht belogen hatte, so war er doch noch sehr zweifelhaft, ob er ihm auch in Betreff des Meisters Tuff glauben und wirklich am andern Morgen zu demselben gehen sollte.

Es war bereits spät, als Konrad am folgenden Tage erwachte. Auch jetzt wußte er immer noch nicht, ob er besser thäte, zu Tuff hin, oder demselben aus dem Wege zu gehen. Indessen überlegte er, daß wenn er sich nicht bei dem Kellermeister meldete, der etwaige Verdacht desselben nothwendig zur Gewißheit werden müßte, wogegen er, wenn er hinginge, doch mindestens die Möglichkeit hätte, sich zu rechtfertigen, und dieser Grund war so triftig, daß Konrad sich sofort in das bischöfliche Schloß begab.

Meister Tuff sah, als Konrad eintrat, in seinem Lehnstuhl mit einem Gesicht, welches, weil es nicht bleich hat werden können, gräulich und bläulich zugleich geworden war. Die übel zugebrachte Nacht spiegelte sich indeß um so deutlicher in den verglasten Augen und in den wüsten

Niemen. Konrad prophezeigte sich bei diesem Anblick nichts Gutes und wirklich verwandelte sich Tuffs Uebermüdigkeit, bei Konrads Eintritt, sogleich in eine wahre Liegerwuth. Er ergriff den vor ihm stehenden Weinkrug, führte ihn aber nicht zum Munde, sondern schlochte ihn so gewaltig auf den Tisch, daß der Wein ihm ins Gesicht spritzte. „Dieb! Heide! Moslemitischer Schurke!“ rief er, „ist das die Frucht meiner einbringlichen Ermahnungen? Ist das Dein Abscheu vor dem Weine, Du arges Lügenmaul? Aber wart, Du magst Dich immerhin getrösten, morgen dem Himmel um zehn Schuh näher zu sein, denn so Du nicht heute noch gehangen wirst, will ich mit beiden Weinen zugleich in die Hölle fahren!“

Konrad war anfangs nicht wenig verwirrt durch die Wuth des Kellermeisters, doch faßte er sich bald und war entschlossen, dem Rath des Koboldes Folge zu leisten. „Meister Tuff, sagte er daher mit verstellter Verwunderung, mit wem sprecht Ihr denn und was ist Euch nur so ins Hirn gefahren? Da hält ich wohl besser gethan, wenn ich lieber gestern zu Euch gekommen wäre, da ich nach vollendeter Arbeit um die fünfte Stunde Abends Euren Keller verließ.“

„Was?“ schrie Tuff, „um die fünfte Stunde? Habe ich Dich spanischen Reiden nicht bei einbrechender Nacht im Keller Deinen bleibischen Rausch ausschlafen sehen?“

Konrad lachte. „Ich weiß nicht Meister, sagte er, ob Ihr im Scherze redet, oder im Ernst. Euer ganzes Hausgefinde hat mich um fünf Uhr das bischöfliche Schloß verlassen sehen, und wenn Ihr einen Trunkenen im Keller habt schlafen gefunden, so ist so viel gewiß, daß ich es nicht war. Wie soll ich denn auch herausgekommen sein? Und über-

haupt, Meister, dafern wirklich Jemand die Nacht im Keller zugebracht, so muß er doch noch darinnen sein. So kommet denn und laßet uns nachsehen! Seid versichert, ich werd' es ihm so eintränken, daß er an diesen Rausch gedenken soll sein Lebelaug."

Dieser zuversichtliche Ton verblüffte den eblischen Tuff dermaßen, daß er auf den Gedanken kam, er habe den Vorfall im Keller nur geträumt, zumal da er sich erinnerte, daß ihm gestern Nachmittag anders zu Rute gewesen sei, als je in seinem Leben, und da er es nächstem allerdings jetzt sehr unerklärlich fand, wie Konrad aus dem Keller hätte sollen herausgekommen sein. Je mehr er also darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher wurde es ihm, daß er die Scene im Keller nicht erlebt, sondern geträumt habe, und diese Meinung ward ihm endlich so zur Gewissheit, daß er mit erzwungenem Lächeln sagte: „Laß gut sein, Gefell, ich hab Dich nur erschrecken wollen. Ich weiß gar wohl, daß Du die Nacht nicht im Keller geblieben bist, da ich Dich selbst um die fünfte Stunde habe fortgehen sehn."

Konrad konnte nur mit Mühe ein Lachen unterdrücken, und als er den Arbeitslohn einsah, sagte er: „Ich hoffe Meister Tuff, da Ihr mit mir zufrieden seid und ich gegen die zehn Gebote nicht gesündigt habe, Ihr werdet mir nicht vorbeigehen, wenn es wieder Arbeit giebt in dem Weinkel-
ler des Herrn Bischofs."

„Nein, mein Sohn, erwiederte der Kellermeister, kein Anderer als Du, soll die Arbeit haben; fahre nur fort fromm zu sein und den Wein zu hassen."

Konrad ging; allein die leze Ermahnung seines Gönners

hatte in seinem Herzen nicht Wurzel geschlagen. Da alle Zusagen des Kellergeistes so genau eingetroffen waren, so hatte er nicht übel Lust zu versuchen, ob er auch so leicht, wie jener ihm versprochen, in den Keller werde gelangen können; außerdem erinnerte er sich dunkel der seligen Eindrücke, mit welchen er gestern, da er zum Sterben krank war, die Weinsanne an sein Herz gedrückt hatte, und diese Vorstellung regte eine Sehnsucht in seinem Herzen auf, von der es zweifelhaft war, ob sie nach einem geliebten Mädchen oder nach einer Kanne Malvasierdürstete. Wie nun Konrad so hinschritt, ungewiß ob er mehr Verlangen nach einem feurigen Mädchen, oder nach feurigem Wein habe, hörte er plötzlich eine süßlönende Mädchenstimme seinen Namen rufen und da er sich umschaute, blickte er in die glühenden Augen einer Jungfrau, die, in dem Fenster des Erdgeschosses eines prächtigen Hauses liegend, ihn so schwachtend, so sehnsuchtsvoll ansah, daß er sogleich alle Weinkeller der Welt vergaß — und sein ganzes Herz in Liebe und Sehnsucht nach der Wunderholde erglühen fühlte, die er vor sich erblickte.

„Lieber Gesell,“ sagte das Mädchen mit zärtlichem Tone, „wenn Eure Zeit es erlaubt, so kommet herein zu uns, denn mein Vater will mit Euch sprechen wegen einer Mauerarbeit.“

Konrad hörte die Worte, ohne ihren Sinn zu begreifen, so ganz verloren stand er in den Anblick des Mädchens. Diese war die Tochter des reichen Kaufherrn Thomas Rottmar, Namens Margarethe, in ganz Grönningen eben so sehr wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres heiteren aufgeweckten Gemüths bekannt. Auch Konrad hatte sie wohl schon öfters gesehen, nie aber in solcher Stimmung wie heute, wo es ihm

schien, als wäre sie die Lösung des Räthfels in seiner Seele. Nachdem Margarethe, die über seine Erharrung schelmisch lächelte, ihre Aufforderung wiederholt hatte, trat Konrad ein und erblickte nun die ganze Gestalt der Jungfrau vor sich, die einen so plötzlichen und so entscheidenden Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Margarethe war ungefähr 18 Jahr alt, von hohem, schwächlichem Wuchs und ziemlich bleicher Gesichtsfarbe; die Züge ihres Antlitzes, das von rabenschwarzen Locken umwallt war, zeigten weniger die Regelmäßigkeit eines Kunstgebildes, als vielmehr den Reiz eines regen Seelenlebens, einer glühenden Empfindung und eines lebhaften Geistes. Dieser Ausdruck spiegelte sich namentlich in ihren Augen wieder, durch deren feuchten, sehnsuchtsvollen Glanz eine gewisse Schärfe gemildert ward, die sich dann und wann um ihren Mund bemerklich machte. Je länger man Margarethe ansah, desto reizender erschien sie; wenigstens war dies Konrads Meinung, und er schaute die Jungfrau so lange an, daß er endlich geschworen hätte, sie wäre das schönste Mädchen auf der ganzen Erde, und ihr gleiche keine, wer sie auch sei. Dem ein Mädchen schön dünkt, wem ein Mädchen wohlgefällt, wer sie als keusch, als tugendsam, fromm und liebenswerth schildert, der mag sie geliebt haben, oder sie lieben können; — wer aber ein Mädchen preist als die allerschönste und allertreflichste, wie es keine Gabe auf der Erde, ja keinen Engel im Himmel, der, des leid gewiß, der liebet das Mädchen. Wer da sagt: ei, das Mädchen ist wunderschön, nur schade, daß sie an den Nägeln kauft, oder daß sie eine Zahnkucke hat, oder daß sie durch die Nase spricht, — der liebet das Mädchen nicht; wer aber sagt: ei,

wie schön ist das Mädchen, wie reizend, wenn sie an den Nägeln lauet, wie lieblich ist die Zahnlücke in ihrem Munde, wie süß und traut der näselnde Ton ihrer Stimme, — wer so Alles schön findet, auch was Andern häßlich dünkt, wer die Fehler in Reize, die Mängel in Liebenswürdigkeiten verwandelt, der liebet das Mädchen. Nun meinte Konrad aber, es sei doch gar thöricht gewesen, daß er die rothen Wangen für schön gehalten, da er es jetzt recht klar begreife, daß nur ein bleiches Antlitz reizend sei, schwächliche Glieder reizender als üppige, braune Augen lieber als blaue, ein munteres Wesen gefälliger, als schüchterne Verschämtheit, das Alles meinte Konrad und nun möget ihr selber sagen, ob er Margarethen liebte oder nicht. Denket Euch dazu noch, wie er so schüchtern vor ihr stand, als ob sie eine Königin wäre, wie er nicht den Muth hatte, ein Wort zu sprechen oder sie anzublicken, während es ihn doch angels mächtig drängte, mit einem Blicke seine ganze Seele über sie auszugießen und ihr zu Füßen zu stürzen und ihre Knie an sich zu pressen heiß und innig; so werdet Ihr wissen, weran Ihr seid.

Margarethe merkte gar wohl was in Konrads Innerem vorging, und diese Wahrnehmung wirkte so mächtig auf sie, daß ihr Herz in Freude überwallte, und sie dem schmucken Gesellen hätte an die Brust sinken und ihm zurufen mögen: „Hab Dank, Du trauter Mann, daß Du mich liebst, denn das ist meine Seligkeit!“ Allein Margarethe mehte auch andrerseits nicht freiwillig auf den Thron verzichten, auf welchen Konrads Liebe sie gehoben hatte; neben den Bönnegefühlen der Liebe war Margarethe für nichts so empfänglich, als für die Freude, einen Mann zu ihren Füßen zu se-

den. Sie war eine von jenen Frauen, deren Herz todt ist, wenn es nicht liebt, die aber den Mann, welchen sie lieben, nicht anders sehen mögen, als im Besitze der Liebe. Nicht, geliebt zu werden, ist ihre Freude, sondern mit Zittern und Zagen geliebt zu werden; nicht überfluthet wollen sie werden von der Gluth des Mannes, sondern angebetet von ihm; sie lieben die Küsse, aber nur sie selbst wollen küssen; sie dürsten nach Liebeswonnen, aber sie verbürsten lieber um den Preis, den Mann mit verbürsten zu lassen, und wenn sie sich laben, so wollen sie selber den Wein, dem Manne aber lassen sie die Pfefen. Sind Frauen dieser Art 17 oder 18 Jahre alt, so üben sie ihre Tyrannei an dem Manne ihrer Wahl; werden sie älter, 20 oder 21 Jahre, so thun sie dasselbe, aber ihre Wahl fängt an flüchtig zu werden, und der Mann verliert den Werth für sie, sobald er zu ihren Füßen liegt; ihr Herz wendet sich dem zu, der noch aufrecht steht; und kniet dieser, so suchen sie wieder einen andern und wieder und wieder einen andern, und bleiben keinem treu, denn sie lieben keinen; wenn sie nun noch älter werden, so ist es nicht mehr dieser oder jener Mann, nach dem sie verlangen, sondern alle Männer, einen wie den andern möchten sie zu ihren Füßen sehen und, was sie irgend können, durch Liebäugeln oder durch Liebe-Heucheln, durch Sprödigkeit oder verstellte Verschämtheit, das thun sie, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Wie viele Thoren giebt's nicht, die in die schmeichlichen Rege solcher Weiber sich einspinnen lassen, denn die Schönheit ist ein mächtiger Köder. Wenn nun aber die Schönheit weicht, die Blüthe welk ist und selbst die Thoren sich nicht mehr fangen lassen, dann wenden jene Weiber sich

zu den Dummern und Unerfahrenen, zu jenen Jünglingen, in deren Herzen der erste Funken der Liebes-Begeisterung aufleuchtet und die noch unfähig sind, die Lehrmeisterin zurückzuweisen, welche ungerufen und auferinglich ihnen entgegen kommt.

Aus diesem Bilde, wie Margarethe einst werden konnte, werdet Ihr Euch vorstellen können, wie sie damals war. Dem guten Konrad fehlte indessen die Erfahrung, welche von dieser Liebe ihn hätte warnen können, und so gab er sich derselben mit der ganzen Leidenschaft hin, deren ein jugendlich glühendes Herz fähig ist. Margarethe ihrerseits liebte Konrad seit langer Zeit, aber sie hatte lange mit sich gekämpft und gerungen, denn sie meinte, für sie, die einzige Tochter eines reichen Kaufherrn, sei es schimpflich, einen Maurergefellen zu lieben. Vielleicht würde sie den Sieg über ihre Gefühle davon getragen haben, wenn nicht der Umstand, daß Konrad der schönste Jüngling in der Stadt war, ein beständiger Sporn für ihre Gefühle gewesen wäre. Sie hätte darauf verzichten können, Konrad zu lieben, aber sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß eine Andre, als sie, ihn besigen sollte. Dieser Kampf, ihre Jugend, endlich auch Konrads ungewöhnliche Schönheit waren denn die Ursachen, daß in Margarethens Herz zum ersten Male wirklich eine glühende Liebe Platz nahm.

So standen die Sachen, als Konrad zum ersten Male derjenigen gegenüber stand, der die Fäden seines Schicksals in die Hand gegeben waren. Die wunderbare, man könnte sagen heilige Scheu, jenes Merkmal der erwachenden Liebe, welche in Konrads Betragen sich zeigte, stammte Margare-

ihren Leidenschaft noch mehr an, die Gluth ihrer Empfindung gewann die Oberhand über ihre Eitelkeit und entzündete endlich Konrads Rast in dem Grade, daß er das feurige Gesändniß seiner schnell entstandenen Liebe nicht mehr zurückhalten konnte, nachdem er etwa eine Viertelstunde lang die Qualen einer namenlosen Pein und die Entzündungen einer unbeschreiblichen Wonne zugleich empfunden hatte. Denn während ihre Blicke wie glühende Liebespfeile sein Herz durchbohrten, während jede ihrer Mienen, jede ihrer Bewegungen, jeder Ton ihrer Stimme „Liebe! Liebe!“ rief, während dieser Ruf alle Seligkeit, die Konrad zu empfinden fähig war, in ihm heraufbeschwor, empfand er zugleich die Marter eines Menschen, der verschmachtet an einem Quell steht, aus dem zu trinken ihm verweigert wird. Doch wie gesagt, jene Eheu verlor sich, sie schmolz vor der unbeschränkten Glut Margarethens. Anfangs stotternd, aber immer kühner und kühner werdend, bekannte Konrad seine Liebe und flehte mit jenem heißen, ungestümen Verlangen um Gegenliebe, durch welches selbst ein kaltes Herz zu einer augenblicklichen Liebeshäufung hingerissen wird. In einer unbeschreiblichen Aufregung umschlang Margarethe den Nacken des Geliebten, und ihrem eigentlichen Wesen getreu, lag sie nicht vergebend an seinen Wusen, sondern überschüttete den Jüngling mit Küßen und suchte durch den Ungeßüm ihrer Leidenschaft die seinige zu eben so wildledernerer Flamme an.

Nie wäre es dahin gekommen, wenn Konrad sich früher um Margarethens Gunst bewerben, wenn er nur auf sie geschaut und dadurch ihrer Liebe so viel Nahrung entzogen hätte, als er ihrer Eitelkeit freudete; ja wenn er nur beim

ersten Begegnen an diesem Tage ihr freier, kühner, begehrender entgegengetreten wäre und dadurch ihren Stolz gereizt hätte, so würde es nicht dahin gekommen sein, mindestens nicht so schnell, nicht so ungestüm. Aber was das Schicksal fügen will, das weiß es auch zu passen.

Lange dauerte es, ehe die Glut der Liebenden sich so weit beschwichtigte, daß sie über die Folgen dieses Augenblicks nachdenken konnten. Konrad war der Erste, der die Rede darauf brachte: „Traute Margreth, sagte er, Du bist mein, Du hast Dich an mich gekettet durch Deine Liebe, Du bist mit mir eins worden für alle Ewigkeit! Aber Du bist des reichen Kaufherrn Volkmar einzige Tochter, Dein sind Reichthümer und Schätze in Hülle, ich aber bin ein schlichter Maurergefell und habe nichts als meine Liebe zu Dir und die Macht, Dich mir zu erhalten, so es Dein Wille ist, mein zu bleiben, oder für Dich mich hinzugeben in den Tod, so Du von mir liehest. Ich habe noch nie geliebt, — jetzt lieb ich. Wie der Mensch sein Leben schützt und wahr, so werd ich meine Liebe schützen, es wäre denn, daß Du ihrer Dich entsagest; aber mit dem ersten Laut, den Du also sprichst, durchbohrt meine elgne Hand mein Herz!“

Margarethe zitterte; sie fühlte dunkel, daß sie einen Geist gegen sich heraufbeschworen habe, den zu beherrschen sie außer Stande sei. Zum erstenmal fühlte sie sich Eclavin, und von diesem Gefühl überwältigt, warf sie sich hingebend an die Brust des Geliebten und brach in einen Thränenstrom aus.

Konrad ward dadurch heftig erschüttert. „Sei ruhig, Herzliebste, sagte er, und gib keinem Bangen Raum. Wohl kenn ich den Grund Deiner Zähren, Du fürchtest Deinen Vater!“

Bei diesen Worten richtete sich Margarethe rasch auf und blickte Konrad stolz lächelnd an. „Mein Vater, sagte sie, thut wie ich will. — Darob hege Du keine Sorge. Doch besser dünkt es mich, ihm noch eine Weile unsere Liebe zu verschweigen, denn ich will erst sehen, ob Du mir treu bist.“

Wir wollen die Unterhaltung der Liebenden nicht weiter verfolgen; Beide wurden nach und nach ruhiger, so daß Margarethe, als ihr Vater, von einem Geschäftsgange heimkehrend, in das Zimmer trat, mit Gleichmuth zu ihm sagen konnte: „Es das ist schön, lieber Vater, daß Du kommst; dies ist der Maurergefelle Konrad, mit dem Du wegen des Baues in Deinem Magazin hast sprechen wollen.“

Herr Volkmar war ein mäßig großer, aber sehr wohlbeleibter Mann, aus dessen klaren Augen und rothen Wangen eine freudige Lebenslust lächelte. Er warf einen raschen beisternden Blick auf Konrad und sagte: „Nun, mein schmucker Gesell, wenn Ihr Euch getrauet, die Arbeit zu machen, die Ehrlichkeit will ich Euch schon zutrauen, denn Ihr müßet wissen, daß Ihr im Magazin die Hälfte meines Reichthums um Euch habt. Ihr sehet mir aber nicht so aus, als wolltet Ihr von unbezahlttem Essen satt werden.“ Trotz dieses Zutrauens hielt Herr Volkmar, nachdem er mit Konrad über den Bau einig geworden, ihm dennoch eine Art Rede in Betreff der Ehrlichkeit, eine Rede, die halb aus Ermahnungen und halb aus Lobeserhebungen bestand. Auf Konrad machte es einen sonderbaren Eindruck, daß er bei Herrn Volkmar fast auf dieselbe Weise in die Arbeit eingeführt wurde, wie bei dem Kellermeister Lutz, und daß, wie bei diesem ein Kobold ihn zur Veruntreuung verleitet hatte, hier Margarethens Liebe

die Ursache war, daß er sich den kostbarsten Schatz des Herrn Volkmar bereits heimlich zueigignet hatte. — Als Konrad hierauf gehen wollte, suchten seine Augen Margarethen, um derselben mit härtlichem Blick neue Versicherungen der Liebe zu geben: allein sie hatte sich an das Fenster gesetzt und blickte vor sich nieder, so daß Konrad, innig betrübt, das Zimmer verlassen mußte ohne Abschiedsgruß. Als er aber vor der Thür an dem Fenster vorüberging, an welchem Margarethe saß, strahlten ihre Augen ihm mit freudiger Liebe entgegen, und der an die Lippen gedrückte Zeigefinger spendete verschloßen und unmerklich unzählige Küßchen. Diese Heuschrecke vor dem Vater, die vielleicht eher zu tadeln als zu loben ist, und zu deren Ausführung so wenig Muth ge- hörte, erschien dem liebenden Konrad nicht nur als Beweis für die Liebe Margarethens, sondern auch als ein Zeichen des ganz ungewöhnlichen Geistes, oder als eine höchst liebenswürdige Schwachheit. „Nein, rief er im Innern, nein, so ein solches Mädchen, so eine liebenswürdige, reizende Jungfrau giebt es nicht auf der ganzen Welt!“

Nach einer, an Abentheuern so reichen Nacht plötzlich in Liebe entbrannt, mußte sich Konrad wohl in einem hohen Grade von Aufregung befinden. Wirklich war ihm zu Muth, als ob er bisher geschlummert und jetzt zu wachrem Leben erwacht sei; in seiner Seele zitterte ein gewaltiges Etwas, das sie erst zum Bewußtsein ihrer selbst gebracht zu haben schien; in seinem Herzen wallten und wogten tausend Empfindungen, von denen er bis jetzt keine Abnung gehabt, und selbst sein Blut rollte ihm heißer und fieberisch durch die Adern. Es ist ihn nicht in der beengenden Stadt, hinaus

mußte er ins Freie, über Feld und Auren streifen, den Bäumen sein Entzücken verkünden, die Scufzer seiner Sehnfucht in den unentlichen Raum ausgleichen. Erst als die Dämmerung hereinbrach, lehrte Konrad zur Stadt zurück, ein mächtiger Zug führte ihn nach der Straße, wo Herr Volkmar wohnte, und als er Margarethen nicht am Fenster sah, ging er 10, ja 20 Mal an dem Hause vorüber und lehrte nicht eher in sein Kämmerlein ein, als bis es so finster geworden war, daß er das Haus der Geliebten kaum mehr erkennen konnte.

Frage! Ihr, was Konrad jetzt begonnen habe, so seid Ihr niemals verliebt gewesen, sonst wüßtet Ihr wohl, daß er sich bingesetzt habe in seinem Kämmerlein und sich mit all seinen Gedanken, all seiner Sehnfucht an das Bild der Geliebten geklammert, mit ihr gekost, sie geküßt und die süßen Küsse ihrer Liebe empfangen habe, — freilich nur in Gedanken. Gegen Mitternacht ging der Mond auf und als sein silbernes Licht in Konrads Schlafkammer fiel, seufzte dieser: „O, wär' ich doch ein Mondestrah! und könnte in meiner trauten Margareth Schlafkämmerlein dringen und um ihre Wangen spielen und um ihren süßen, kühreichen Mund!“ Da er nun aber einmal kein Mondestrah! war, so dachte er, es wäre auch genug, wenn er nur das Haus sähe, in welchem die Geliebte wohnte. Ergriffen von diesem Gedanken, sprang er auf, eilte hinaus und stürmte mit raschen Schritten nach der Straße seiner Sehnfucht, bis er endlich vor Volkmars Haus stille stand und das vom Mondlicht erleuchtete Gebäude so häßlich anstarrte, als wäre es seine Geliebte selber. Da stand er also um Mitternacht im Mond-

scheit seufzend vor der Geliebten Haus, — glaubet Ihr nun, daß der Konrad wahrhaft verliebt gewesen?

Eine Stunde ungefähr mochte Konrad auf dem Posten der Liebe gestanden haben, als plötzlich ihn ein Verlangen beschlich, weit verschieden von dem, welches ihn bis dahin besetzt hatte; es fing ihn an, nach einem Glase Wein zu dürsten und zwar eben so ungestüm und heiß, als wie ihm kurz vorher darnach verlangt hatte, gleich dem Mondeslicht um Margarethens Busen zu spielen und ihre Lippen zu küssen und ihre Augen. Vielleicht lacht der liebe Leser über diesen sonderbaren Wechsel der Gefühle, oder glaubt wohl gar, daß wir ihm etwas erzählen, was sich nicht wirklich zugetragen. Allein das müssen wir uns verbitten! Woher sollten wir es denn wissen, wenn es sich nicht zugetragen hätte? Was nicht so ist als das, was alltäglich geschieht, das ist darum noch nicht unwahr. Ihr müßet bedenken, daß Konrad einem Zauber unterlag, daß seine Liebe zu Margarethen eigentlich aus seiner Liebe zum Malvasier entsprungen war, daß die Bonne, mit der er in der Zaubernacht den Weinkrug an sein Herz gedrückt, ihm zuerst eine Ahnung jenes Entzündens gab, welches die Umarmung eines Mädchens gewährt. Außerdem hatte er eine Stunde auf freier Straße gestanden, vielleicht ohne Kamisol, die Nachtlust mag sein Blut gekühlt, seinen Körper durchschauert haben, und wenn ein Verliebter auch weder Frost noch Hitze empfinden darf, so ist ihm doch erlaubt das Gefühl zu haben, daß ein Glas Wein ihm wohlthun werde.

In Gröningen waren die Weinwirths zu jener Zeit so gar ordnungsliebende Leute, daß sie nicht nur um die Zeit,

da Konrad Durst bekam, ihren Schank längst geschlossen hatten, sondern daß sie ihn auch nicht geöffnet haben würden, wenn Konrad auch gerecht hätte. Jeder Andre hätte sich unter diesen Umständen den Appetit vergehen lassen müssen, Konrad aber dachte: „Mächtigen Durst zu ertragen, da mir doch freier Eintritt in einen großen Weinkeller gestattet ist, will mir nicht geziemend dünken!“ Um diesen Gedanken drehte er sich immer rund herum, wie ein Rad um seine Ase, bis es endlich durch die Reibung Feuer fängt. „Lapp!“ rief Konrad, „ich gehe in den Keller! Es ist mir auch nicht iust um den Wein, sondern um zu sehen, ob die Thüren mir wirklich offen stehen werden, wie der Kobold mir verheißt. Eine Sünde kanns nicht sein, denn was den Wein betrifft, so muß das der Kellergeist verantworten, der mich als Gast eingeladen hat, und was den Kellergeist selber anbelangt, so kann derselbe unmöglich eine Art von Teufel sein, da er sonst nimmer in dem Keller des hochwürdigen Bischofs das Regiment führen würde.“

Der Teufel ist noch immer so klug, als da er unserer Mutter Eva den Es machte; will er einen betören, so findet er schon Gründe, und je falscher dieselben sind, desto inniger ist sein Hohngelächter. Konrad ging nach dem bischöflichen Palast und küßte einen Stolz, wie ein König, da das Schließthor bei seiner Annäherung sich von selber öffnete. Dasselbe geschah mit allen Thüren bis zum Keller; die Kellertür selber aber, bei deren Anblick Konrads Wein-Sehnsucht sich verdoppelte, blieb verschlossen. Die natürliche Folge hiervon war, daß Konrad nicht nur einen tiefen Unmuth empfand, sondern daß seine Sehnsucht nach Wein sich nun —

verdreifachte? nein verzehnfachte. Es war ihm, als müßte er des Todes sein, wenn er nicht Wein bekäme. Allein sein Unmuth wuchs zum Aerger, der Aerger zu zähneknirschendem Zorn, dieser zur grimmigsten Wuth; Konrad packte mit beiden Händen das Schloß und zerrte daran, wie ein Rasender, — vergebens! Die Thür blieb verschlossen. Wuth hält nicht lange an, sie ist wie jener Lindwurm, der sich selber verzehrt, indem er von seinem Schwanz anfängt, sich aufzufressen. Konrad ward ruhiger, und da kam ihm der Gedanke, ob es nicht wohl Gottes Wille sein möchte, der dem Kellergeist die Nacht genommen, die Kellertüre zu öffnen, damit Konrad vor der Sünde geschützt werde. Dieser Gedanke wirkte so auf den weindürstenden Konrad, daß er rasch umkehrte und das bischöfliche Schloß verließ.

Alein der Teufel giebt so leicht seine Beute nicht wieder los. Ein altes Sprichwort sagt:

Hast Satan Dich heut bei einem Paar,
So hat er Dich morgen ganz und gar.

Konrad stand schon wieder auf der Straße, als ihm einfiel, daß der Kobold ihm befohlen habe, dreimal an die Kellertüre zu klopfen, wenn er hinein wolle. — Zwei Minuten später war Konrad im Keller.

Vor der That sind Viele leider zweifelhaft, ob sie gut sei oder schlecht; nach der That weiß Jeder, woran er ist; vor der That spricht die Begierde, nach der That das Gewissen. Der Morgen dämmerte schon, als Konrad endlich des Weines satt war und nun ängstlich aus dem Keller entlassen zu werden begehrte. Er war in dieser Nacht mit dem Geist, mit welchem er über Margarethe und seine Liebe

zu ihr gesprochen hatte, schier brüderlich vertraut geworden; er hatte die neckische Natur des Kobolds kennen gelernt und ihm rund herausgesagt: „Du bist ein Schalk, Kobold! So Du mir aber lose Streiche spielst, werd auch ich Dich zwicken. Glaub nur, ich kanns!“ Als nun das Dämmerlicht der Morgenröthe in den Keller drang, und der Geist den bittenden Konrad noch immer nicht entlassen wollte, ward dieser wüthend und rief: „Lösest Du mich nicht sofort aus Deiner Höhle, Du Zwerg von einem Teufel, so werd ich dem Bischof ein Wort ins Ohr raunen, das Dir durch Mark und Bein bringen soll. Denn sei versichert, der hochwürdige Herr wird Dir mit Weihwasser und lateinischen Sprüchen so lange aufsetzen, bis Du mit Angstschweiß und Wehgeschrei hinab fährst zu Deinem Meister in der Hölle!“

Konrad hatte kaum diese Worte gesprochen, als er die Kellertüre aufschließen hörte. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich seiner, die sich mit Wuth paarte, als er den Kobold ein gellendes Hohngelächter ausstoßen hörte. In demselben Augenblick aber fühlte er sich von unsichtbaren Händen in die Höhe gehoben und wie ein Ball in den engen finstern Raum geworfen, der sich zwischen dem Riesenfasse und einem danebenliegenden Kleinern befand. Konrads Stellung war keinesweges behaglich, vielmehr kam er sich vor wie ein lebendiger, eingepöckelter Häring; dennoch dankte er dem Kobold für diese Rettung, denn er saß kaum in seinem engen Spalt, als die Kellertüre sich öffnete und Meister Luff mit zwei Böttchergesellen eintrat, die ein Faß im Keller aufschlagen sollten. Denket Euch, was Konrad bei diesem Anblick empfand! Die Arbeit dauerte sicher den ganzen



Tag und somit hatte er die Aussicht, seine Haringerolle 12 — 13 Stunden ununterbrochen fortzuspielen. Doch das war noch nicht Alles. Nachdem die Werkleute Bretter, Reusen und Werkzeug in den Keller gebracht hatten; ward ein Tisch nebst einem Stuhl für Meister Tuff hereingetragen, welcher laut erklärte, er werde der Sicherheit wegen den ganzen Tag bei der Arbeit gegenwärtig bleiben.

Konrad war in Angstschweiß gebadet; plötzlich aber verwandelte sich seine Fuge in die eisige Kälte des Entsetzens, denn Meister Tuff kam an das Riesensäß heran, seine Kanne zu füllen, und ging dann rund um dasselbe herum, um sich zu überzeugen, ob nirgend etwas beschädigt wäre. Um allen Wein in der Welt möcht ich nicht in jenem Augenblick Konrads Stelle eingenommen haben, und Ihr gewiß auch nicht, liebe Leser! Indessen wurde er doch nicht entdedt; da aber dieselbe Scene, dieselbe Angst sich öfters im Laufe des Tages wiederholten, so wünschte Konrad, er möchte lieber entdedt werden, als daß er noch länger diese Todesangst ausstehen sollte.

Endlich, endlich war der fürchterliche Tag vorüber, den die Qual dem armen Konrad zu einem Jahr verlängert hatte. Tuff und die Böttchergesellen verließen den Keller und sogleich erschien der boshafte Kobold auf dem Riesensasse und lugte hinab in die Spalte, in welcher Konrad saß. Dieser war, da die Spannung seiner Angst jetzt nachließ, so erschöpft, daß er kein Glied rühren konnte. „Hilf mir heraus,“ flöhnte er, „wenn Du nicht willst, Salan, daß ich hier sterbe.“ Auf den Wink des Geistes ward hierauf Konrad in die Höhe gehoben und sanft auf dem Boden nieder-

geleget. Der Kobold selbst schien jetzt Mitleiden mit dem Unglücklichen zu empfinden, er wusch ihm Stirn und Schläfe mit Wein, stöpte ihm auch Tropfen desselben ein, behauchte ihn und strich ihn am ganzen Körper mit seinen Händen, und diese Procedur wirkte so heilsam, daß Konrad sich wie neugeboren fühlte.

„Laß Dich diesen Tag nicht gereuen,“ sagte der Kellergeist. „Du bist nun wieder wohl und die Angst wird Dir nicht schaden. Bleib nun hier, bis es dunkel geworden und Du unbemerkt das Schloß verlassen kannst. Bis dahin will ich, um Dich zu entschädigen, mit Dir von Deiner Geliebten schwagen. Gelt, das ist Dir recht!“

Konrad knirschte mit den Zähnen. „Satan,“ sagte er, wenn ich Macht über Dich hätte, Du solltest nicht eine Minute länger auf dieser Erde weilen!“

Der Kobold lachte. „Was hab ich Dir denn so Schweres zu Leide gethan?“ fragte er höhnisch.

„Ja!“ rief Konrad, dem Geist beide Häufte entgegenballend, „hast Du mich nicht verführt, Satan, daß ich diebisch von des Herrn Bischofs Wein getrunken, bist Du nicht schuld, daß ich in diese Angst und Todesnoth gerathen bin, bist Du nicht schuld, daß ich hier im Keller eingesperrt gesessen, wie ein Schwantpfahl, statt, wie ich versprochen, im Hause des Herrn Volkmar meine Arbeit zu beginnen, bist Du nicht schuld, arger Satan, daß ich nun wahrscheinlich die Liebe meiner belsten Margareth verscherzt und mein trautes Mägdelein wohl auf immer verloren habe?“

„Ei schau,“ erwiderte der Kellergeist noch höhnischer als zuvor, „so Du wußtest, daß es diebisch sei, von dem Weine

zu trinken, warum denn hast Du es gethan? So Du Deinem Schwäher versprochen, in seinem Hause zu arbeiten, warum bist Du hierher gekommen, Dich in Wein zu betrinken? Schelmenpack! Böses Gezücht! So wir Euch den Röder zeigen, bücket Ihr Euch und loset uns; so es dann abel durch Eure Dummheit zu Eurem Schaden ausschlägt, lobet Ihr und schreiet: Satan, Satan, Du bist schuld! — Heillose Brut! So Ihr fresset, sollen wir verdauen, so Ihr kauft, sollen wir trinken werden! Narrengesindel, was sündigt Ihr, wenn Ihr die Folgen der Sünde nicht zu tragen vermöget? Ist es Euch anders geboten, warum folget Ihr dem Satan? Thut die Sünde Euch weh, warum übet Ihr nicht die Tugend? Steht es nicht bei Euch, zu thun nach Eurem freien Willen? Da heißt es denn: der Satan hat mich verführt! — Hei, Du Schelmenvolk, wenn Satan Dich ledte, Galle zu trinken oder Bermuth, Du würdest sagen: das will ich nicht! und weil Du es nicht willst, kann nimmer ein Teufel Dich dazu zwingen; so er Dich nun verlockt und spricht: trinke Wein! — warum sagst Du nicht auch: nein, Teufel, das will ich nicht! — warum denn trinkst Du?

War es nun, daß der Kobold Recht hatte, oder daß Konrad bloß nicht gelehrt genug war, um ihm gehörig zu entgegenen, so viel ist gewiß, Konrad war still und stumm und ihm war zu Mut, als hätte er Schläge bekommen. Eine Zeitlang weidete sich der Kobold an Konrads Niedergeschlagenheit, dann aber sagte er mit mildem Tone: „Sei getrot, Gefell, es wird nicht so arg werden, als Du denkst. Gehe jetzt heim, morgen aber beginne die Arbeit bei Deinem

Schwäher und um die Margareth sei nicht bang, die hat ein heißes Blut und ist Dir unverloren."

Diese Worte richteten Konrads Muth wieder auf, er blickte freudig empor und richtete Danksworte an denselben Geist, den er kurz vorher so bitter geschmähet hatte, dann verließ er unangefochten Keller und Schloß und ging heim, um nach einem Tage voll namenloser Pein eine Nacht voll von Reue und Furcht hinzubringen.

Kalt und erschöpft ging er am andern Morgen zu Herrn Volkmar, der, so wie er Konrad erblickte, ihm erstaunt entgegen rief: „Wie sehet Ihr aus, Gesell, als ob Ihr todt-krank wäret, und wo wäret Ihr gestern?"

„Bester Herr," erwiderte Konrad, „ich bin krank gewesen, aber heut ist mir wieder wohl und ich will die Arbeit anfangen in Eurem Hause."

Beim Frühstück erzählte Herr Volkmar seiner Tochter, daß Konrad, nach welchem sie gestern so oft gefragt, heut angekommen sei, daß er aber bleich und elend aussähe und krank gewesen wäre. Diese Nachricht erschütterte Margarethen so bestig, daß sie aufsprang und mit dem Ausruf: „Ich muß ihn sehen!" aus dem Zimmer eilte. Als sie hierauf Konrad erblickte, rief sie einen Schrei aus und schloß ihn dann mit wildem Ungestüm in die Arme. In diesem Augenblick trat ihr Vater in das Gemach und war bei dem unerwarteten Anblick so erschaut, daß er außer Stande war, auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Konrad bemerkte indeß bald den unvermutheten Zeugen und machte Margarethen, indem er

Augenblick lang erschrocken, allein die Glut ihrer Liebe überwältigte den leichten Schauer der Furcht, und mit hochentflammtem Gesicht umfaßte sie Konrad von neuem und rief wie in Verzweiflung: „Vater, gib mir diesen zum Manne, wenn Du nicht willst, daß ich noch heute sterbe!“ *

Es ist nicht unsere Absicht, eine Liebesgeschichte zu erzählen, ist auch wenig davon in dieser Begebenheit zu sagen. Herr Hofman hatte es längst verlernt, seiner Tochter zu gebieten; und wenn er auch unter andern Umständen gegen einen solchen Ehdam vielleicht wirklich Einwendungen erhoben haben würde, so wirkten doch jetzt Ueberraschung und Schreck über Margarethens bis zum Wahnsinn aufgeregtes Wesen verkehrt auf ihn, daß er mit einer Hast, als ob es sein eigner eifrigster Wunsch wäre, seine Einwilligung zu der Vereinigung Margarethens mit Konrad gab.

So ward Konrad, nach einem dreimonatlichen, glücklichen Brautstand, Margarethens Ehegemahl und Theilnehmer an dem großen Handelsgeschäfte seines Schwiegervaters.

Ich wollte, meine Geschichte wäre hier zu Ende; aber sie ist es nicht und, wenn es mir auch wehe thut, ich muß Euch erzählen, was ich noch weiß.

Konrads und Margarethens Ehe war anfangs glücklich, wenigstens glaubten Beide keinen Grund zu haben, sich zu beklagen, und noch viel weniger meinten Andre, die die Zufriedenheit und Bärtlichkeit der Beiden sahen, daß denselben an dem vollen Maße irdischer Seligkeit nur das Gerin- gste fehlen könnte.

Glücks zu genießen scheint, in Wahrheit tief im Elend steckt und im Herzen das größte Leid empfindet. Zuweilen aber kommt es auch vor, daß Einer, der glücklich scheint, sich auch selber dafür hält, während ihm doch schon der Stachel des Unglücks tief in der Seele sitzt. — Dieses war Konrads und Margarethens Fall schon wenige Wochen nach der Hochzeit; in Beider Herzen hatte sich ein dunkles Gefühl von Mißbelagen eingeschlichen, ein Unsicherheitsein, das den süßesten Genüssen der Liebe eine bittere Beimischung gab. Diese schnelle Verwandlung war die Folge der großen Verschiedenheit, die zwischen Konrads und Margarethens Wesen, Natur und Charakter herrschte. Konrad empfand bald mit einem Anmut, dessen er sich anfangs selber nicht bewußt war, in Margarethens Zärtlichkeit jenen feurigen Ungeschüm, der wie eine Herrschsucht der Gefühle aussieht, die beim Empfinden über die gleichen Empfindungen Anderer die Oberhand haben wollen. In dies schon verlegend, so kränkt die ruhige, kalte Empfindungslosigkeit, die nothwendig auf jene Augenblicke der Leidenschaft folgen muß, noch tiefer und schmerzlicher, namentlich einen Menschen, dessen Gefühle, wie bei Konrad, in treuer Innigkeit immer wärmer und wärmer werden und aus sich selbst das Feuer schöpfen, an welchem sie, je länger sie bestehen, um so mächtiger empor lodern. Ohne das Beide es wußten, brachten diese Umstände eine Verstimmung in ihren Gemüthern hervor, die sie sich selber nicht einzugehen wagten; Beide aber fühlten unwillkürlich, daß sie sich glücklicher, mindestens beglückter fühlten, wenn sie sich einander weniger näherten, eine Entdeckung, die leider viele junge Eheleute machen, und

durch welche die Mitternachten oft so sehr abgekürzt und für immer beseitigt werden. — Eben eben haben wir angedeutet, welche große Reizung zur Unbeständigkeit in Margarethens Seele lag; die eben erwähnten Umstände gaben diesem Pange neue Nahrung und beförderten seine vollständige Entwicklung; je mehr aber in Margarethens Seele das Verlangen nach den Huldigungen von andern Männern wuchs und je deutlicher sie sich dieses Verlangens bewußt ward, desto mehr nahm ihre Kälte gegen Konrad zu. Eine natürliche Schaam bewegte sie, ihre Gesinnung vor Konrad zu verbergen, so daß dieser von ihren Bestrebungen, andre Männer ins Gern zu ziehen, nichts wahrnahm; allein er fühlte nur allzu lebhaft eine Leere in seinem Herzen, die ihn peinigte, wie ein arges Leid. Die Sehnsucht, die ein Liebender empfindet, ist süß, weil er ihrer Befriedigung gewiß ist, oder doch sie hofft, denn ganz hoffnungslos ist ein Liebender nie; die Sehnsucht aber, die ein Ehemann empfindet, weil er in dem Herzen seiner Gattin die erwartete Befriedigung nicht findet, diese Sehnsucht ist bitter wie der Wermuthkeß des Todes, denn ihr mangelt alle Hoffnung und überdies glüht sie auf den Trümmern einer getäuschten Erwartung.

Konrad führte sich unglücklich, doppelt unglücklich, weil er sich bald sagen mußte, daß es eine Verabingung für ihn sei, wenn Margarethe ihm fern blieb. — Eines Abends, als er theilnahmlos und mißmuthig an der Seite seiner Gattin saß, wagte er es unter dem Vorwande, daß er unwohl wäre, sie zu fragen, ob sie nichts dagegen habe, wenn er ins Weinhaus ginge, um sein körperliches Uebelbefinden durch ein Glas guten Weines zu vertreiben. Margarethe stimmte

mit Freunden in diesen Vorschlag, freilich unter dem erheuchelten Schein der Zärtlichkeit, als wenn sie nur ungern allein bliebe, der Gesundheit ihres Mannes aber das Opfer bringen wolle. Wir meinen aber, eine brave Gattin wisse ihrem unpäplichen Manne zu Hause bessere Sorgfalt und Pflege zu gewähren, als ihm in einem Weinhanse zu Theil werden kann. — Konrad ging; zu seinem großen Anmuth ward er von den in der Weinstube versammelten Bürgern mit einer gewissen Kälte und Zurückhaltung aufgenommen, die ihn tief verletzten. Es schien, als ob man eben von ihm gesprochen habe und vielleicht nicht gerade das Beste, denn bei seinem Eintritt schwiegen die Meisten plötzlich still, und Einige blinnten wie verlegen vor sich nieder. Diese Wahrnehmung bewog Konrad, die Gaststube sogleich wieder zu verlassen, indem er vorgab, daß er Jemand hier gesucht habe, der aber nicht zugegen wäre. Ein bitterer Verdruß, wie ihn Konrad noch nie empfunden, bemächtigte sich seiner, als er wieder auf der Straße wand; sogleich nach Hause zurückkehren hätte er um keinen Preis in der Welt gekonnt, und schon war er entschlossen, in dem unfreundlichen Wetter vor das Thor zu gehen und einige Stunden im Felde umher zu streifen, — da fiel ihm der Weinkeller des Bischofs ein, und obwohl er lebhaft fühlte, daß er besser thäte, sich nicht wieder in die Gewalt des Kobolds zu geben, so eilte er doch unverzüglich und so rasch dort hin, als ob es seiner Erbitterung wohlthäte, sein Unglück durch eine Sünde zu vermehren. Schüttelt Ihr den Kopf darüber? Glaubt mir, dieser Trost ist so selten nicht. Nur zu oft denkt der Mensch, wenn er durch seine Sünde sich Unheil zugezogen, er müsse

nun gegen den lieben Gott pochen und trotzig thun, statt daß er sich vor ihm demüthigen sollte, die begangene Sünde ihm abbitten, Gnade und Pülse ersuchen und Besserung geloben. Wenn Einer, der einen Fehler begangen, sich so störrig gegen seinen Vorgesetzten oder gegen seine Behörde benähme, der würde bestraft und verstoßen werden; aber Gott ist langmüthig und barmherzig und läßt dem Sünder lange Zeit zur ~~Besserung~~ Besserung.

Konrad gelangte glücklich in den Keller des Bischofs und ward freundlich von dem Kellergeist willkommen geheißen. Es war heut das erste Mal, daß Konrad sich recht behaglich fühlte im Keller; er trank mäßig, aber doch so viel, daß er recht heiter wurde, auch trank er nur vom allerbesten Weine. Dabei unterhielt er sich mit dem Kobold, der heute keine Spur seiner gewöhnlichen Schadensfreude erkennen ließ, von allerlei Dingen und freute sich gar sehr über die klugen und verständigen Reden des Geistes. Als die Mitternachtsstunde nicht mehr fern war, erinnerte der Kobold selbst, daß es für Konrad Zeit sei, nach Hause zu gehen, welschem Rathe dieser auch sofort Folge leistete. Als er nach Hause kam, schlief Margarethe bereits, und als sie am andern Morgen mit ihm beim Frühstück saß, brachte sie nicht, wie Konrad vermutet hatte, sein gestriges Ausbleiben zur Sprache, Beweis genug, wie wenig sie sich daraus machte.

Seit diesem Abend stellte sich bei Konrad öfter jene Unpäßlichkeit ein, die ihn zwang, in dem Weinkeller des Bischofs Heilung zu suchen. Anfänglich ging er wöchentlich zwei- oder dreimal dorthin, später drei- oder viermal, endlich aber täglich, und dasselbe Verhältniß fand bei der Dauer

seines Aufenthaltes im Keller statt, denn er kehrte in der ersten Zeit gegen Mitternacht zurück, zuletzt aber immer später und endlich stets erst mit Anbruch des Morgens, und es war natürlich, daß er dann den größten Theil des Tages schlafend im Bette zubachte.

Diese fürchterliche Veränderung in Konrads Lebensweise ging inth keinesweges so rasch vor sich, als wir es hier beschrieben haben, vielmehr dauerte es Jahre lang, bevor es zu diesem Reversen kam. Konrad's Ruf verschlechterte sich allmählig immer mehr und mehr, und als sein Schwiegervater nach etwa einem Jahre starb, gingen auch seine Vermögens-Umstände immer mehr rückwärts, denn er vernachlässigte sein Handelsgeschäft gänzlich. Dieser Lebensweise entsprach nach und nach auch Konrad's Aeußere; in seiner Kleidung ward er nachlässig und unordentlich, seine Haltung ward gehüßt, seine Sinne schlitterten, seine Schönheit verlor sich, seine Lippen wurden bleich und aufgedunsen, seine Nase geschwollen und kupferroth, seine Augen gläsern und stier, mit einem Wort, er bekam das Ansehen eines Trunkbeldes.

Wenn gleich nach und nach ein Hang zum Trunke sich in Konrad entwickelte hatte, der ihn zur festenfreien Beche in den Keller des Bischofs leitete, so trug doch anfänglich und fortwährend Margarethe's Vermögen sehr viel dazu bei, denn ihre frühere Liebe verwandelte sich schnell in Kälte und bald darauf in Haß und Widerwillen gegen Konrad, so daß Beiden am wohlsten war, wenn sie einander nicht sahen. Margarethe fing an, ihre Augen auf andere Männer zu richten, und was sie zuerst scheu und heimlich gethan, das that sie nach

und nach immer offener und freier, ohne das Urtheil der Welt oder den Zorn ihres Mannes zu fürchten. Sie ward eine Buhlerin und Verschwenderin, und das schöne Vermögen, das ihr Vater gesammelt hatte, war nach fünf Jahren vergeudet. Noth und Elend stellten sich ein; Konrad und Margarethe sprachen nur mit einander, um sich die niedrigsten Schimpfwörter zuzurufen und einer dem andern die Schuld ihres Jammers zuzuwälzen. Margarethe suchte Genuß und Unterhalt auf dem Wege und in der Weise der Verworfenen, während Konrad die Nächte in dem bischöflichen Keller zubrachte, gegen Morgen aber trunken und hantles hinaustaumelte und in einer elenden verfallenen Hütte vor der Stadt ein schmutziges Lager aufsuchte, auf welchem er seinen Kausch aussüßte, um mit Eintritt der Nacht sich in denselben ekelhaften Zustand zu versetzen. — Sein Verhältniß zu dem Kellergeist hatte sich unterdeß gar sehr verändert, er mußte fortwährend dessen bittersten Poß ertragen und sich nicht nur Redereien und Mißhandlungen gefallen lassen, sondern trotz derselben oft Stunden lang vergeblich um eine Kanne Wein betteln.

In so tiefes Elend war Konrad gesunken, als er eines Abends von seinem faulen Stroblager sich aufrichtete, um wie gewöhnlich wieder nach dem bischöflichen Keller zu schleichen. Der Regen goß in Strömen herab und ein furchterbarer Sturm peitschte die Tropfen durch die Luft; einen Augenblick zögerte Konrad unentschlossen, ob er in seinen zerlumpten Kleidern den Weg machen sollte; aber seine Trunksucht beherrschte ihn bereits so, daß er nach dem Keller gegangen wäre, wenn es auch Feuer geregnet hätte.

Saum konnte er sich gegen den Sturm aufrecht erhalten, aber mit der Anstrengung der Verzweiflung schleppte er sich fort und gelangte nach einer halben Stunde auf die gewöhnliche Weise im bischöflichen Keller an. Durchnäht, zitternd vor Frost, von einem heftigen Fieber geschüttelt, matt bis zum Tode, ein elles Schreckbild des verworfensten Vassers, so stieg Konrad die Stufen der Kellertreppe hinab, und das erste Wort, das er nieder sinkend mit heiserer Stimme hervorbrachte, war: Wein! Der Kobold trat an seine Seite, statt aber seine Bitte zu gewähren, stieß er ein Hohngelächter aus und rief: „Nichts da, widerlicher Vursch, hast lange genug getrunken, es giebt keinen Wein mehr! Meister Tuff hat endlich gemerkt, daß er einen Keller habe, und wenn ich nicht meine Herrschaft in diesem Gewölbe verlieren will, so darf ich Dir keinen Tropfen Weines mehr reichen!“

Diese Rede traf den unglücklichen Konrad wie ein Donnerschlag. Mit krampfhafter Anstrengung richtete er sich halb von der Erde auf und schrie heulend: „Gieb mir Wein, Du verfluchter Satan, oder ich sterbe!“

Als die einzige Antwort hierauf ein erneuertes Hohngelächter war, ward der Unselige von einer wahrhaften Verzweiflung ergriffen; heulend und brüllend wand er sich am Boden, den er mit seinen Nägeln aufkratzte. Der Schauer des Fiebers hatte sich in eine brennende Hitze verwandelt, die ihn wie böllisches Feuer durchglühete und seinen Durst zu wahrer Höllequal steigerte. In diesem gräßlichen Zustande verblieb er bis gegen Mitternacht, bald nach Wein schreitend, bald im Wahninn des Fiebers lebend. Die furchtbare Pein eines glühenden Durstes nahm endlich so über-

hand, daß Konrad, als er auf Augenblicke zur Besinnung kam, zuerst kläglich und stehend bei dem Kobold um Wein bettelte, dann aber in dem kreischenden Tone der Todesangst rief: „Gieb mir nur einen Trunk Weines, so will ich Dein sein mit Leib und Seele in Alle Ewigkeit!“

Noch nie hatte das Hehngelächter des Kobolds so fürchterlich geklungen, als nach diesen Worten.

„Wie würde sich Satan freuen,“ rief er, „wenn Du ihm das Gelübde thätst! Doch ob er auch selber hier wäre, er könnte Dein Begehrt doch nicht erfüllen, denn der Bischof hat gestern an jedes Faß ein Siegel gelegt, auf dem ein Kreuz abgedrückt ist. Die Siegel, Bursch, löst Satan selber nicht.“

Es ist uns unmöglich, die wunderbare Veränderung zu schildern, die diese Worte in Konrad hervorbrachten. Es war ihm, als sei er plötzlich aus dunkler Nacht in helles Licht getreten, sein Knieer hatte ihn verlassen, er fühlte sich so matt, daß er sich nicht aufrichten konnte, und doch so leicht, als ob er in Lüften schwebte; seine erste Gestalt trat ihm selber vor Augen und löste ihn solchen Schauer ein, daß er die Hände faltete und mit inniger Stimme rief: „Allmächtiger Gott, erbarme Dich meiner!“

Konrad hatte kaum diese Worte gesprochen, als die Aelterthüre sich öffnete, und der Bischof Heinrich Julius nebst zwei Priestern, welche die heil. Geräthe mit sich brachten, und dem Meister Tuff, welcher Hackeln trug, in das Gewölbe traten. Konrads unerwarteter Anblick überraschte und erschreckte sie, denn sie glaubten, er selber wäre der Kobold, den sie zu bannen kamen. Als Konrad aber mit lauter freudiger Stimme im Namen des Heilandes um Hülfe bat, da

trat der ehrwürdige Bischof an ihn heran und fragte ihn, wer er sei und wie er hierher käme?

Wunderbar gestärkt an Leib und Seele, erzählte Konrad mit getränkten Worten die Schicksale seines Lebens, wie er zuerst in diesen Keller gekommen, den Kobold daselbst getroffen, der Versuchung desselben unterlegen und so von Stufe zu Stufe immer tiefer im Laster versunken sei. Hierauf verlangte er die Beichte abzulegen, denn er fühlte seinen Tod nahen. Der ehrwürdige Bischof aber erwiderte: „So lange der unreine Geist in diesem Keller hauset, kann ich nicht Beichte von Dir hören, noch Dir Absolution geben, darum gedulde Dich, mein Sohn, bis ich den Unreinen vertrieben.“

Hierauf kniete der fromme Bischof nieder und ein Gleiches thaten die beiden Priester; nachdem alle drei eine Zeitlang gebetet hatten, richteten sie sich wieder auf, worauf der Bischof in lateinischer Rede den Kellergeist anrief und ihn dann mit heiligen Beschwörungen austrieb. Als bald ertönte ein lautes Wehgeschrei, untermischt mit Wuthgeheul, in dem Keller und mit einem krachenden Donnerschlage fuhr der ausgetriebene Kobold durch die Wand aus dem Gewölbe. Jetzt wendete sich der Bischof zu Konrad, der mit dem Angesicht eines Sterbenden, den Rücken an das Fiesensäß gelehnt, dasaß. Der Bischof kniete neben ihm nieder, hörte seine Beichte, erteilte ihm Absolution und die heiligen Sterbesacramente, nach deren Empfang der unglückliche Konrad mit zum Himmel gerichteten Augen verschied.

Seit jener Zeit ist kein Kobold mehr in dem Schloßkeller, u Grönungen gespürt worden; Meister Tuff legte sein Amt

nieder, entsagte, erschüttert durch Konrads Geschick, dem
Weine und ging als Laienbruder in ein Kloster. Was aus
Margarethe geworden, kündet uns die Sage nicht; vielleicht
ist sie später auch in ein Kloster gegangen.

XIII.

Der alte Gott mit der Geige.

Es war am Nachmittage des zweiten Osterfesttages im Jahre 1615, als Michael, der Sohn des reichen Schulzen von Monheim, einem hübschen Dorfe am diesseitigen Rheinufer, einsam und traurig am Rande des Stromes einherging, während sein Vater nebst den übrigen Bauern bei gefüllten Weinkannen in der Schenke saß, ohne daß jedoch auch dort die Festerheit in dem Grade herrschte, in welchem sie sonst an den Festtagen beimisch zu sein pflegte. Michaels Trübsinn am Rheinufer und die Verstimmung der Bauern in der Schenke schienen aber sonderbarer Weise einen und denselben Grund zu haben. Michael richtete nämlich von Zeit zu Zeit seine Blicke schwermüthig und sehnsuchtsvoll nach dem jenseitigen Ufer hinüber und sagte kopfschüttelnd und seufzend: „Nein, nein, er kommt nicht; der alte Gott hat mich verlassen!“ Klingt das nicht wie eine halbe Gotteslästerung? Doch einem jungen Burschen, wie dem Michael, kann man das allenfalls verzeihen; allein die Alten in der Schenke machten es noch bei weitem ärger. Nachdem sie eine Zeitlang da gesessen und schweigend und unwirsch aus ihren Kannen getrunken hatten, schlug der Schulze plötzlich mit geballter Faust auf den Tisch und rief: „Ihr möget sagen, was Ihr wollt, ich bleibe dabei, der alte Gott ist todt! Denn

wenn er das nicht wäre, so hätte er uns nicht verlassen, sondern säße hier mitten unter uns, wie alle Jahre, und geigte uns zum Tanz und zum fröhlichen Gesange!"

Der Meinung aber war der Schulmeister des Dorfes nicht. „Schulze," sagte er, „Ihr sprecht, wie Ihr es versteht! Glaubet Ihr denn wirklich, daß der alte Gott sterben könne oder sterben werde? Da weiß ich es besser! Wißt Ihr denn, wo der alte Gott geboren, wißt Ihr, wohin er geht, wenn er uns verläßt, wißt Ihr ferner, wozu Geschlechtes und Stammes er ist? Seht, das Alles wißt Ihr nicht, und wollet doch sagen, der alte Gott sei gestorben!"

So wenig Beweiskraft in diesen Worten lag, so brachten sie doch bei der Mehrzahl der Bauern die beabsichtigte Wirkung hervor, denn sie erhoben sich nachdrücklich gegen die Behauptung des Schulzen, daß der alte Gott gestorben wäre, oder überhaupt sterben könne. Indessen waren dadurch die Schleusen der Unterhaltung aufgezwungen und diese sprubelte schäumend und rauschend unter den Versammelten fort. Der alte Gott blieb aber der einzige Gegenstand des Gesprächs, oder vielmehr des Geschreies; Jeder von den Anwesenden wußte irgend etwas Besonderes, was ihn selber ausschließlich betraf, von dem alten Gott zu erzählen.

„Wißt Ihr wohl," rief der Eine, „wie der alte Gott bei mir gar fröhlich zum Tanze aufgegeigt vor ellißen Jahren, da ich den Erntekranz einfuhr?"

„Peda, Gevatter," rief Kraus-Jacob, so genannt wegen seines krausen Haares, „da kann ich Euch besser dienen, denn bei mir geigt der alte Gott seit zehn Jahren alljährlich am St. Jacobi, dem Tage meines heiligen Schuttpa-

trend, und Ihr wißt es ja, seit eben dieser Zeit hat er an dem genannten Tage jedes Mal das Eheverlöbniß einer meiner Töchter zu Stande gebracht, so daß nun schon ihrer zehn jede einen Mann hat. Darum glaub ich und schwöre darauf, daß er auch in diesem Jahre zu St. Jacobi bei mir einkehrt und meine elfte Tochter, mein liebes Susel, an den Mann bringt!"

„Meint Ihr?“ rief der Schulze aufspringend; „nun ich wills Euch gönnen, Gevatter, aber bildet Euch nicht ein, Eure Susel meinem Michael aufzuschwagen, dem das Mädels so schon den Kopf verdreht hat. Verlasset Euch darauf, Nachbarn Kraus-Jacob, ich vertreib ihm die Mucken, so wahr ich Schulz bin hier im Dorfe!“

Dem alten Kraus-Jacob, der zehn Töchter glücklich an den Mann gebracht hatte, schwell die Ader, als seiner ersten Tochter selbstergehalt Hohn gesprochen wurde, und es würde zu einem ritterlichen Kampf zwischen ihm und dem Schulzen gekommen sein, wenn nicht der Schulmeister sich rasch und muthig zwischen die Partbeien gestellt hätte.

„Wenn Ihr nicht besten wollt, Herr Schulz,“ rief er, „so blähet Euch etwas minder! Traun, ich denke, wenn der alte Gott es so fügen will, daß Euer Michael Kraus-Jacobs schmude Susel freien soll, so werdet Ihr Euch mit nichts dagegen setzen. Denket nur daran, was für ein Lieblein Euch der alte Gott aufgespielt hat, da Ihr Euch mit Eurem Eheweibe verzweit hattet. Sei, wie mußtet Ihr da schön zu Kreuz kriechen, Herr Schulz!“

Ein schallendes Gelächter der Bauern folgte dieser Mahnung, und der Schulz wußte nichts Besseres zu thun, als zu

schweigen und seine Beschämung in Wein zu ertränken. Unterdeß . . . fuhren die übrigen Bauern fort, sich von dem alten Gott zu unterhalten; immer mehr Geschichten von ihm wurden zu Tage gefördert, wie er hier zum Tanz aufgespielt, dort eine Versöhnung zwistiger Ehelente oder Nachbarn zu Stande gebracht, ein ander Mal bei Mißwachs Trost und gute Rathschläge gegeben, kurz lauter Dinge, die dem alten Gott zur höchsten Ehre gereichten und ihm die größte Liebe der Bauern erworben hatten. Je wärmer indeß die Köpfe wurden, desto wunderbarer wurden auch die Geschichten, und endlich trat Einer auf, den sie den alten Schnurr-Jochen nannten, weil er der Aelteste im Dorfe war und unzählige Schnurren zu erzählen wußte. Dieser behauptete, er habe schon von seinem Großvater gehört, daß bei dessen Großvater der alte Gott zur Hochzeit aufgespielt habe, woraus denn zu entnehmen sei, daß der alte Gott es schon vor 200 Jahren gleich wie jetzt zu Monheim getrieben habe. Die Bauern sahen keinen Grund, weshalb sie diese Geschichte bezweifeln sollten, um so mehr aber wunderten sie sich, daß der alte Gott jetzt nicht unter ihnen sei, da er doch, das wußten sie bestimmt, seit beinahe 30 Jahren alljährlich am ersten Ostersfesttage zu Monheim erschienen war.

Wenn sich Michael, der noch immer am Ufer des Rheins einherwandelte, über die Abwesenheit des alten Gottes auch nicht mehr, als die Bauern in der Schenke verwunderte, so bekümmerte es ihn doch gewiß zehnmal so sehr. Der aufmerksame Leser wird wohl schon ahnen, wie dies zusammenhängt; damit aber auch die andern es erfahren, wollen wir es hier sogleich erzählen. Michael liebte Kraus-Jacobs

eilste Tochter, die schmude Susanne, und die schmude Susanne liebte auch den Michael. Um den Kraus-Jacob hätte aus den Beiden immerhin ein Pärchen werden können; Michaels Vater aber meinte, da er Schulz sei im Dorfe und noch einmal so viel Vermögen habe, als der Kraus-Jacob, so könne aus der Sache nichts werden, nun und nimmermehr. Der Schulze war aber ein sehr harter Mann, besonders da, wo er befehlen konnte, und sein Ausspruch würde den beiden Liebenden jede Hoffnung geraubt und sie mit tiefem Kummer erfüllt haben, wenn nicht der alte Gott sie getröstet hätte.

„Seid gutes Muths, Kinderchen,“ sagte er, als er im verfloßenen Sommer in Monheim zur Kürmes aufspielte, „seid gutes Muths! Wenn ich im nächsten Frühjahr wiederkehre, so sollet Ihr beide Brautleute werden, so wahr Ihr mich den alten Gott nennet.“

Das war ein gar schöner Trost für die Liebenden, denn was der alte Gott versprach, wußten sie, das hielt er auch. In diesem Glauben, in dieser Hoffnung ertrugen sie in Geduld den Zwang, welchen der unbeugsame Wille des Schulzen ihnen auferlegte. So oft sie, verbüllt von dem Dunkel der Nacht, heimlich und verstohlen zusammenkamen, trösteten sie sich, daß es ja bald werde besser werden, denn Ostern rüde immer näher und somit auch die Zeit, wo der alte Gott käme und sie zusammen thäte. Je näher nun das heilige Osterfest heranrückte, desto ungeduldiger wurden die Liebenden, und als der erste Festtag da war, da litt es den guten Michael weder zu Hause, noch in der Kirche, sondern es trieb ihn hinaus zu dem Rhein, an die Stelle, wo der

alte Gott überzusetzen pflegte. Je mehr der Tag sich neigte, ohne daß der Ersehnte kam, desto höher stieg Michaels Unruhe und Angst, die sich keinesweges minderte, als er, nachdem die Nacht hereingebrochen war, sich genöthigt sah, ohne Hoffnung nach Hause zu gehen. Nach einer schlaflosen Nacht ging Michael am zweiten Festtage mit Sonnenaufgang wieder hin an das Ufer des Rheines und spähet ängstlich hinaus auf die blauen Wogen, ob der Erwartete noch nicht käme. Furcht vor dem Zorn des Vaters bestimmte ihn, von Zeit zu Zeit nach Hause zu gehen, aber immer kehrte er bald wieder voll Sehnsucht und Angst zu dem Strome zurück.

So war es endlich wieder Abend geworden; blutroth und feurig lag die Sonne im Westen auf dem Fluß und wie sie immer mehr und mehr hinabsank in die Fluth und wie sie immer mehr und mehr erlosch, so sank und erlosch auch immer mehr Michaels Hoffnung. An die Stelle der Trauer und des Kammers in seinem Herzen trat jetzt ein bitterer Muth, ein zürnender Groll; er beschloß nach Hause zu gehen und auf den wertbrüchigen Alten nicht länger zu warten. Ehe er indeß wirklich ging, warf er doch erst nochmals einen forschenden Blick hinüber zu den Bergen am jenseitigen Ufer, die purpurn und goldfarben glänzten im Strahl der scheidenden Sonne. Plötzlich stieß Michael einen hellen Schrei aus und stürzte mit weitgeöffneten Armen bis dicht an den Uferrand, als wollte er sich hinein stürzen in die Fluth. Am jenseitigen Ufer aber stand ein Mann von hohem Wuchse, den schönen Greiskopf von langen, dichten Silberlocken umwallt, in der erhobenen Rechten eine Weige nebst

Bogen haltend und damit winkend und dazu aufstachzend in seliger Freudigkeit. Das war der alte Gott!

Michael mußte, schier betäubt von seinem Entzücken, nicht was er thun, noch was er lassen sollte. Mit einem Mal hörte er hinter sich einen lauten Jubel und als er hinblickte, sah er alle Bauern aus der Schenke dem Ufer des Rheins lautstachzend zueilen. Ein kleiner Knabe, der von Michael unbemerkt am Ufer des Rheines spielte, hatte den alten Gott bemerkt und war hingeeilt nach der Schenke, die Freudenbotschaft anzumelden, werauf die Bauern allseigleich aufbrachen, um den Feuerschützen mit Jubel zu bewillkommen. — Als sie nun Alle mit einander am Wasser standen, und die Weiber und Kinder aus dem Dorfe auch herbeigeströmt waren, bemerkten sie, daß weder am diesseitigen, noch am jenseitigen Ufer ein Kahn wäre, auf dem der alte Gott hätte überfahen können. Wie sie nun hierüber verdrüsslich waren und Einige fortzueilen wollten, einen Rachen zu holen, sah sie mit nicht geringem Staunen und Schrecken, daß der alte Gott in den Strom hinabstieg und immer weiter in denselben hincinging, wobei er, seine Weige am Kinn, gar frohlich sein Luthingeliertlein spielte:

„Der alte Gott, der lebet noch!“

Anfangs schrien die Bauern laut auf vor Entsetzen, als sie den Alten immer tiefer und tiefer in den Fluß hincingehen sahen, da er ihn aber bereits bis über die Mitte durchwaten hatte, ohne so tief ins Wasser gekommen zu sein, daß er deshalb hätte aufhören müssen sein Liedchen zu geigen, und als er sich dem diesseitigen Ufer immer mehr näherte, und dabei wieder nach und nach immer höher aus dem Wasser

hervorragte, da jubelten die Bauern von neuem laut auf, und stimmten endlich freudig in sein Spiel ein, indem sie Alle wie aus einer Kefle das fromme Liedlein dazu sangen:

„Der alte Gott, der lebet noch!“

Nun wird es aber auch Zeit, daß ich Euch sage, wie „der alte Gott“ nichts andres gewesen, als ein alter Spielmann, dessen Namen und Herkunft Niemand wußte, der aber wo er auch erschien, sich stets mit dem Liedchen: „Der alte Gott, der lebet noch!“ einführte, woher er allgemein den Namen: „der alte Gott“ erhielt. So müssen wir ihn auch ferner nennen, denn sein wahrer Name ist niemals kund geworden.“

Laut singend, den alten Gott mit der Geige an der Spitze, zogen nun die Bauern nebst Weibern und Kindern nach der Schenke, woselbst der versäumte Tanz nachgeholt werden sollte. — Unter den Arentigen der Freudigste aber war Michael, und unter den Weibern gab es keine, die so vergnügt selig gewesen wäre, als Aaras-Jacobs eilste Tochter, die schmude Eufanne. Der alte Gott hatte sein Versprechen nicht vergessen; gleich nachdem er aus Afer getreten war, hatte er sich an Michael, der sich ihm freilich vor Allen entgegenrängte, gewendet und ihm zugesichert: „Wieh mir trockne Kleider, mein wahrer Michael, ich will Dir den Dienst lohnen!“ und mit einem schallhaften Lächeln setzte er hinzu: „Wie gehts denn der schmuden Eufanne?“ — Michael war gleich fertiggerannt, die Kleider zu holen und als er, dieselben nach der Schenke bringend, mit dem alten Gott in ein besonderes Gemach ging, damit derselbe die trocknen Kleider anlege, sagte dieser zu ihm: „Hab Du frohen Sinn,

Michael, denn die Euse wird noch heut Dir anverlobt als Braut.“ —

Da mögt Ihr Euch des Michaels Entzünden denken! Das spiegelte sich so hell in seinen Augen und Mienen wieder, daß der Schulmeister es bemerkte, und da derselbe gar verschämpt war, so wußte er sich die Ursache bald zu denken. Er ging deshalb an den Schulzen heran und sagte mit schadenfrohem Lächeln: „Was gilt's, Herr Schulz, Kraus' Jacob's Euse wird nun doch Eure Schwiegertochter?“ —

Der Schulz wagte nicht Nein zu sagen, aber er machte ein gar fames Gesicht, hob die gehaltte Faust bis zu des Schulmeisters Nase in die Höhe, wandte sich dann um und ging in die fernste Ecke des Zimmers, wo er sich niederlegte und sauertrübsch vor sich hinstarrte. Das half ihm aber wenig, denn der Schulmeister, der nicht gesonnen war, seine Beute fahren zu lassen, suchte den Schulzen wieder auf und brachte sein voriges Gespräch von neuem aufs Tapet. Das erboste den Schulzen denn endlich so, daß er sich doch vermah, er wolle eher den irdenen Beinkrug, der vor ihm stand, mit seinen eignen Zähnen zermalmen, als darcin willigen, daß Michael die Eusanne nehme. In diesem Augenblick hörte der alte Gott auf zu spielen und kündigte den Bauern an, daß nun eine Pause sei; hierauf blickte er sich ringsum, als ob er Jemanden suchte, und schritt dann gradeweges auf den Schulzen los. Eine Zeitlang sprach er mit demselben heimlich und ging dann mit ihm in ein Nebengemach; nach ungefähr zehn Minuten kam er wieder in das Wohnzimmer zurück, doch nun um den alten Kraus' Jacob ebenfalls in die Nebenstube zu

rufen. Wieder nach einiger Zeit kam er noch einmal und führte auch Michael und Susanne hinaus. Von den Bauern hatten nur Wenige das Vorgefallene bemerkt und auch diese Wenige hatten es, ganz mit ihrem Vergnügen beschäftigt, nicht beachtet. Um desto schärfer aber hatte der Schulmeister spionirt; er wußte sogleich, was vorging, und um seiner Schadenfreude ein rechttes Genüge zu thun, postirte er sich dicht an die Thüre des Nebenzimmers. Als bald darauf diese Thüre sich öffnete und die von drinnen herauskamen, der alte Gott voran und darauf der Schulz, Michael, Susanne und Kraus-Jacob, alle vier Hand in Hand, da klappte der Schulmeister den Schulzen am Rock und sagte: „Gratulor, Herr Schulz, zur glücklichen Schwägerschaft! Ei, das wird eine lustige Hochzeit geben!“

Der Schulz ergriff rasch des Schulmeisters Hand, drückte sie zusammen, als wollte er sie zerquetschen, und sagte lächernd und zähneknirschend:

„Ja, das soll eine Hochzeit werden, dabel der Teufel zum Tanz aufspielen wird!“

Der Schulmeister schauderte, doch hatte er nicht lange Zeit, der peinlichen Empfindung nachzugeben, denn der alte Gott erklärte jetzt mit lauter Stimme, daß Michael und Susanne, unter Zustimmung ihrer beiderseitigen Väter und Mütter, als christliche Brautleute einander verlobt wären. Auf diese Anzeige brach ein allgemeiner Jubel unter den Anwesenden aus, der Schulze aber entzog sich rasch den Glückwünschen der Bauern, indem er sich mit seinen Ellenbogen Bahn brach und die Gaststube so rasch verließ, als ob es darinnen brennte. — Ich meine, wo Einer wüthend

Sagen.

wird über das, was Hundert mit Freude erfüllt, da ist das Unrecht gewiß auf der Seite des Einen, zumal dann, wenn seine Wuth ihn zu Haß, Bosheit und Rache treibt. So aber war es mit dem Schulzen. Als er draußen allein auf der Straße des Dorfs war, ballte er die Fäuste wie ein Rasender und knirschte: „Wart, Du alter Satan, Du sollst an mich gedenken!“ — Es ist schade, daß die Sage es uns nicht verkündet, wie es der alte Gott begonnen habe, den Schulzen zu bewegen, daß er wenigstens für den Augenblick seine Zustimmung zu Michaels Verlöbniß mit Susanne gab. Es müssen aber wohl wichtige Gründe gewesen sein, da der Schulze nicht wagte, sich zu weigern, während er doch im Herzen jener Verbindung so abgeneigt war, daß er, um sie wieder zu trennen, sich nicht scheute, die arglistigste Bosheit zu üben.

Zu jener Zeit waren nämlich die ehrwürdigen Dominikaner-Mönche ganz über die Maassen darauf erpicht, Zauberer und Hexen auszuspiüren, um selbige auf wohl zugerichteten Scheiterhaufen zu röhren und zu braten, damit sie nicht fürder den frommen Christen das liebe Vieh verzauberten, oder gar böse Geister ihnen in den Leib jagten, noch auf Besen oder Ziegenböcken zum Hexensabbath ritten, um auf dem Bloßberg sein lustig zu tanzen mit dem schwarzen Geistselbrüder. Man sagt freilich, daß die ehrwürdigen Väter in ihrem frommen Eifer sich oftmals so wenig vorgeseben, daß manche Seele von dem Scheiterhaufen nicht zur Hölle gefahren, sondern gerades Weges zum Himmel emvergestiegen sei. So viel ist gewiß, daß die Dominikaner Keinen ungeneht ließen, der nur im Entferntesten im Versuch

der Zauberer Hand, — und da der erbitterte Schulze dies gar wohl wußte, so lief er spornstreichs noch in selbiger Nacht zu dem frommen Pater Servatius, welcher unter den Herenspürern die feinste und gefährlichste Nase hatte, und sagte zu demselben: „Gott grüß Euch, ehrwürdiger Vater, und sei meiner Seele gnädig! Ich hab Euch eine gar böse und betrübte Sache zu vermelden.“ Hierauf erzählte er, wie am vergangenen Abend der alte Spielmann, den sie den alten Gott nennen, der aber sicher nichts anders sei, als ein arger Heide, ohne Rachen und Zähne über den Rhein gekommen, indem er als ein wahrer Zauberer und Herenmeister auf dem Wasser einbergeschritten sei, gleichwie auf der festen Erde.

Pater Servatius, der gewöhnlich ausfab wie ein grimmi-ger Lieger, sah, als er des Schulzen Bericht hörte, aus wie ein Lieger, der lächelt. Mein Himmel! Wer in jenem Augenblick den frommen Pater gesehen hätte, der mußte nicht anders glauben, als er habe den alten Gott nebst seiner Geige schon zwischen den Zähnen. Mitternacht war bereits vorüber; das plect den frommen Pater aber keinesweges ab, sich sofort in Begleitung des Schulzen zu dem edlen Herrn Heinrich von Lohhausen, Amtmann zu Ronheim, zu begeben und demselben aufzutragen, daß er den Fiedler, so sie inölgemein den alten Gott nennen, schleunigst fangen lasse und in Ketten und Banden in ein unterirdisch Gefängniß werfe, damit selbiger als unzweifelhafter Zauberer und Herenmeister dem geistlichen Vericht übergeben und demnächst nach Gehühr verbrannt werde.

Herr Heinrich von Lohhausen aber war ein gar wacker

Herr, der auch den alten Gott wohl kannte und liebte; daher sagte er seinen Tones zu dem gierigen Dominikaner: „Ehrwürdiger Vater, da Ihr den alten Weiger anklaget als Zauberer, so werd ich mich mit Nichten weigern, ihn festzunehmen. In Banden und Eisen aber werde ich den alten Mann nicht legen, noch werd ich ihn dem geistlichen Gericht übergeben, bevor nicht genügender Grund und Beweis vorhanden ist, daß er wirklich des Verbrechens schuldig, dessen Ihr ihn zeiget.“

Pater Servatius ward braun wie eine überreife Kirsche und rief: „Sehet Euch wohl vor, Herr Heinrich, was Ihr thut! Dieser wahre Christ hat es bezeuget, daß der alte heidnische Weiger gestern Abend über den Rhein gegangen ist, gleichwie auf fester Erde, und das ganze Dorf hat es gesehen.“

„Wenn dem so ist,“ sagte Herr Heinrich von Lobhausen, „so möget Ihr den Alten verbrennen!“

Ueber diese Worte waren die beiden Ankläger, der Pater wie der Schulze, überaus erfreut und entfernten sich mit heitern Mienen und fröhlichem Herzen. Herr Heinrich von Lobhausen aber lachte ihnen nach, denn er wußte wohl, daß sie mit ihrer Anklage zu Schanden werden würden, da er aus dem Fenster seines eignen Hauses es gesehen hatte, wie der alte Gott keinesweges auf dem Wasser ging, sondern den Rhein, der um diese Zeit ebendies flach war, an einer feichten Stelle durchwatete. Seiner Pflicht gemäß ließ er indeß den alten Gott am nächsten Morgen gefangen nehmen und in eine Kammer sperren; hierauf beschied er die ganze Dorfschaft, die mit großem Schrecken von der Gefangenneh-

nung des alten Gottes gehört hatte, zu sich und ließ nicht minder den frommen Vater Servatius ersuchen, sich einzustellen. Den Letzteren trieb sein Eifer, die Ersteren Furcht und Gehorsam, und so kam es denn, daß in wenigen Minuten Alle beisammen waren. Herr Heinrich von Lobhausen befahl nun den Dorfleuten im Schloßhofs einen großen Kreis zu bilden, in welchen er nebst dem Vater Servatius und dem alten Gott, der von zwei Bütteln geführt wurde, eintrat.

„Ehrwürdiger Vater,“ sagte Herr von Lobhausen zu dem Dominikaner, „Ihr sehet, ich habe Eurem Begehren nach Pflicht willfahren; hier ist der Angeklagte, dort sind die Zeugen, laßt uns denn beginnen.“ Hiernächst wandte er sich zu der Dorfschaft. „Ihr wadern Leute von Menheim,“ sagte er, „dieser Mann, den Ihr den alten Gott nennet, ist angeklagt worden, ein Zauberer und Hexenmeister zu sein. Bei Eurer Christenpflicht und mit Androhung schwerer Strafe gebiete ich Euch, so Ihr etwas dergleichen von ihm wißt, es anzusagen sonder Lug und Rückhalt!“

Ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung und des Unwillens ließ sich vernehmen, kein Einziger aber trat mit einer Anklage hervor. Als Herr von Lobhausen hierauf seine Augen auf den Schulzen richtete, sah er, wie dieser bleich und zitternd da stand, kaum fähig sich aufrecht zu erhalten. Herr von Lobhausen aber ging zu ihm hin und sagte, indem er ihn durchbohrend anblickte: „Ei, Schulz, was sehet Ihr denn da und schweiget, da Ihr doch in vergangner Nacht freiwillig zu mir gekommen seid und den alten Gott der Zauberei beschuldigt habt, wie daß er nämlich gestern Abends bei

Sonnenuntergang über den Rhein geschritten wäre, gleichwie auf fester Erde?"

Als die Bauern dies hörten, war der Respekt nicht mehr im Stande, ihre Wuth zu zügeln; sie drängten sich dicht um den Schulzen zusammen, und während Einige auf ihn los-schrien und ihn schmäheten, pufften ihn die Andern mit den Häuffen dermaßen, daß er nach wenigen Minuten ganze Tugende von Schweiß und Beulen auf seinem Leibe hatte. Die Scene endigte endlich damit, daß die ganze Dorfschaft es bezeugte und Herr von Lobhausen es selber bestätigte, wie der alte Gott keinesweges auf dem Rhein, sondern an einer seichten Stelle durch das Wasser gegangen sei, was so leicht wäre, daß jeder von ihnen sich erbot, es auf der Stelle nachzumachen; ja der alte Schnurr-Jochen thate sogar dem frommen Vater Dominikaner zu, er möge, um sich recht zu überzeugen, es nur selber versuchen, und wenn er sich gut vorsehe und den Kopf wader in die Höhe reckt, so werde sogar sein langer Bart so trocken dabei bleiben, wie seine Wlag.

Das Verhör endigte demnach mit gänzlicher Freisprechung des alten Gottes, den die Bauern jubelnd auf ihre Schultern hoben und ihn so hinab trugen in das Dorf, während er selber seine Geige an das Kinn setzte und wie immer spielte:

„Der alte Gott, der lebet noch!“

wohin die Bauern laut mitsingend, einstimmten.

Zwei aber waren tief in der Seele betrübt: der fromme Vater, der mit grimmigen Mienen davon schlich, und der bösbaste Schulz, der, weil er einen ehrlichen Mann zu schimpfren gesucht und den Amtmann besorgen hatte, auf Be-

sehl des Letzteren von den Bütteln in ein finstres Loch eingesperrt wurde.

Als die Bauern mit dem alten Gott in der Schenke angekommen waren und von ihm begehrt, daß er ihnen zum Tanze aufspiele, sagte er mit wehmüthiger Stimme:

„Mit nichts, Ihr wadern Bauern von Nonheim! Ich werde Euch nimmer wieder zum Tanze aufspielen. — Eins nur will ich noch in Ordnung bringen, dann verlaß ich Euch und nie wird eines Menschen Auge mich dann wieder in Nonheim erblicken.“

Nach diesen Worten verließ er die Schenke, indem er die Bauern bedeutete, daß er in wenigen Minuten wieder zurückkehren würde. Hierauf ging er zu dem Amtmann und bat selbigen inständig, er möge den Schulzen freigeben, wenn derselbe daren willigte, daß Michael und Susanne ein Paar würden. Herr von Lohhausen hätte dem alten Gott diese Bitte um keinen Preis abgeschlagen, vielmehr ging er selber mit ihm zu dem Schulzen, und da derselbe ohne alle Widerrede sich in die Bedingung fügte, gab er ihn sofort frei. Als nun der alte Gott mit dem Schulzen in die Schenke trat, da sprangen die Bauern wüthend auf und wollten den Verräther zu Boden schlagen; aber der alte Gott wehrte ihnen und sprach: „Lasset ihn, sein eignes Gewissen wird ihn richten!“ Hierauf wurden Michael und Susanne nochmals als Brautleute erklärt und der Schulz mußte vor der ganzen Gemeinde geloben, daß er die Verbindung der Liebenden durch keinerlei List und Tücke stören wolle.

Nachdem dies vorüber war, erhob sich der alte Gott, sagte den Nonheimer Bauern für immer Lebewohl! setzte seine

Geige und Kinn, spielte sein Liedlein: „Der alte Gott, der lebet noch!“ und ging also geigend zum Dorfe hinan. Tief betrübt, wie bei einem Leichenzuge, folgte die ganze Dorfschaft, die Weiber und die Kinder weinten, die Männer aber blickten grimmig und verwünschten den jüdischen Schulzen, daß Bosheit ihnen den alten Gott verschlechte. Also weinend und mit gedämpfter Stimme das Liedlein mitsingend, gingen sie bis an den Rhein und standen daselbst, bis der alte Gott mit seinem Rachen hinüber und in die Berge des jenseitigen Ufers verschwunden war. — Seit dieser Zeit ist der alte Gott, wie er vorher gesagt, nie wieder zu Nonheim gesehen worden. —

Michael und Susanne wurden ein glückliches Ehepaar und lebten ein langes, segenvolles Leben miteinander. Der Schulz aber ward von Stund an schwermüthig und ersäufte sich am zweiten Oßertage des nächsten Jahres, da der Rhein eben sehr tief war, an derselben Stelle, welche der alte Gott durchwatet hatte. Solches Ende nimmt die Tücke! — Und allen aber sei der wahre alte Gott im Himmel gnädig für Zeit und Ewigkeit.

Amen.

XIV.

Die heilige Genovesa.

Die Gräfin Genovesa saß
Und hielt ein Beugebent
Mit Goldschnur und Kerallenglas
Dem Gatten zum Geschenk,
Wenn er, gekrönt mit Sieg und Ehr,
Vom Kampfe heimgekommen wär,
Der ihr nun schon seit Winters Ende
Von ihrem Aug' und Munde trennte.

Wie wob der Schmelz und goldne Lahn
Sich willig in den Taft;
Das kommt der Hand nicht sauer an,
Was treue Liebe schafft.
Die Nadel flog, die Stickerin
Sang leis ein Liedlein vor sich hin,
Und rührte fleißig ihre Hände,
Damit sie bald ihr Werk vollende.

Da trat gar leis, ihr unbewußt,
Der Schloßvoigt Holo ein,
Den frechen Blick voll böser Lust,
Sein Paar wie Feuerscheln.

Schwarz war sein Herz, und oft schon sann
Er Genovesen Böses an;

Doch nicht mit Worten, nicht mit Bliden
War ihre Treue zu berücken.

Leid naht er ihrem Sitz und wand
Den Arm um sie und sprach:

„Et, wie doch Eure fleiß'ge Hand
So Schönes schaffen mag!

Die Hand, sie ist so zart, so klein,
Und wünscht ich wohl, sie würde mein.

Doch ja, der Ring! Den müßt Ihr ehren,
Und dürst mir keine Günst gewähren.“

„Doch wieder, wenn Ihr's recht bedenkt, —

Der Graf ist weit von hier,

Und so Ihr Eure Fuld mir schenkt,

Wer weiß es außer mir?

Wie macht der Jern Euch schöner noch!

Was sträubt Ihr Euch, Ihr liebt mich doch!

Und wär's auch nicht, ich muß Euch küssen,

Und sollt ich's mit dem Leben büßen!“

Er preßt die Arme ungehört

Um ihren schönen Leib,

Doch nimmermehr ergiebt sich ihm

Das treue, keusche Weib.

Sie ruft voll Angst die Magd herbei,

Da läßt der Veigt sie eilends frei,

Und stürzt erschreckt aus dem Gemache,
Das böse Herz voll Wuth und Rache.

Nun ist's ihm ja kein Zweifel mehr,
Daß ihn die Gräfin haßt,
Und rasch in seiner Wuth hat er
Den Racheplan gefaßt.
Er schwingt sich auf sein schnelles Ross,
Und sagt frühmorgens aus dem Schloß,
Und reitet auf den kürzesten Wegen
Dem Grafen, seinem Herrn, entgegen.

Am dritten Tage trifft er ihn,
Und als der Graf ihn fragt:
„Wer dieß Euch mir entgegenziehn?
Was hat Euch hergejagt?“
Da spricht er: „Herr, gar schlechte Mähr
Treibt mich so weit zu Euch hierher“ —
„Was?“ — unterbricht ihn jener wieder —
„Liegt Genevesa krank darnieder?“

„Krank? — Herr, nun ja doch, wie man's nimmt,
Doch besser, sie wär todt!“
„Um Gott, spricht kurz denn und bestimmt,
Was meinem Weibe droht!“
„Wohl, Herr, Ihr wollt's, ich rede frei!
Die Gräfin brach an Euch die Treu;
Ein Fremder hat ihr Herz entwendet
Und Euer adlig Bett geschändet.“

Da schlägt der Pfalzgraf todtlenbleich
Die Hände vors Gesicht:

„Nein, Golo, nein! Ihr irret Euch,
Ihr lügt, das that sie nicht!

Und doch — Ihr seid ein wacker Mann,
Auf dessen Wort ich bauen kann.

So redet frei! Wer war der Freche?
Sein Perzblut zahle mir die Zechel!“

„Wer? Herr, den Namen weiß ich nicht,
Doch hab' ich ihn geseh'n;

Ein Jüngling war's, von Angesicht
Und Busch wohl hold und schön.

Im Walde stieg er ab vom Ross,
Und schlich still hin und her am Schloß,
Und schien zuletzt am äußern Garten
Sein süßes Liebchen zu erwarten.“

„Ich hatte sorglich auf ihn Acht,

Und sah, ach, nur zu klar,

Da in derselben Juninacht

Zust heller Vollmond war,

Wie Euer Weib mit leisem Tritte

Durch das Gebüsch zu ihm schritt,

Und sich die ehvergeßnen Beiden

Der heißen Liebeslust erfreuten.“

„Ach, Herr, mir ging's durch Mark und Bein,
Den Augen traut' ich nicht,

Und um dazob gewiß zu sein,
 Lauscht' ich am Pförtchen dicht;
 Da kam das Weib mit scheuem Blick
 Vom Garten in das Schloß zurück —
 Sie wars! Klar las ich ihre Schande
 Im losgegürteten Gewande."

„Die Nacht durch blieb der Schlummer fern
 Von meinem Augenlid;
 Kein Wunder, wenn man seinen Herrn
 So arg geschändet sieht!
 Am Morgen ging ich hin zu ihr,
 Und führte ihre Angehör
 Und was sie große Sünde that,
 Zu Herzen ihr mit harter Red'."

„Da küßte sie ihr Angesicht
 In Schaam und Thränen ein,
 Und flehend bat sie, daß ich nicht
 Ihr Kläger möchte sein,
 Sie wolle nicht zum zweiten Mal
 Verleugnen ihren Ehgemahl;
 So wußte sie mich zu erweichen,
 Und ich gelobte ihr zu schweigen."

„Doch sorglich hatt' ich auf sie Acht;
 Drei Wende gingen hin,
 Ich sah nichts, und der Verdacht
 Verschwand aus meinem Sinn."

Da ward mir kund von obngesähr,
 Daß sie gar naher Hoffnung wär'!
 Und war's doch schon bei dreißig Wochen,
 Seit ihr zum Kampfe aufgebrochen."

• „Ich schwieg. Ja, als sie niederkam,
 Und bald drauf der Bastard
 Beim Heß der Taufweih' ohne Schaam
 Euch aufgelogen ward,
 • Und sie mit falscher Heuchelei
 Viel schwappte, wie sie hold euch sei,
 Ruht ich den Zorn in mir bewahren,
 Um ihr die Schande zu ersparen."

„Doch als ich kurz darauf bei ihr
 Ein gierlich Brieflein fand,
 Darinnen neue Ungebühr
 Mit klaren Worten stand,
 Da schwang ich mich aufs schnelle Ross
 Und ritt frümorgens fort vom Schloß,
 Euch all den Unfug anzuzeigen
 Herr, oder sollt' ich länger schweigen?"

„Jedoch mich reut's fast, daß ich that,
 Denn wie Ihr jetzt auch spricht,
 Man sagt, ein schönes Weiblein hat
 Zuletzt doch immer Recht!
 Den Kläger schlägt man ins Gesicht —
 Je nun, ich that nach meiner Pflicht,



Und wie es will, so mag es gehen,
 Euch ist am schlimmsten dran geschehen!"

Da athmete der Graf so schwer,
 Und redete kein Wort,
 Sein Auge rollte wild umher,
 Als sänn' er Blut und Mord,
 Und saß' er bei der Hand den Voigt:
 „Ihr Blut auf Euch, wenn Ihr das sogt!
 Jetzt rasch und sattelt uns're Kasse,
 Wir müssen alsobald zum Schlosse!"

Drauf ritten aneinander dicht
 Die Beiden eilends fort;
 Der Graf, den Hut tief in's Gesicht
 Gedrückt, sprach nicht ein Wort;
 Dem Voigte hüpfte in der Brust
 Das Herz von böser Schadelust.
 So sahen sie nach dreien Tagen
 Von fern des Schlosses Thinnen ragen.

Raum trabten sie mit schärferm Sporn
 Hinauf den Bergeshang,
 Da grüßte sie des Thurmwarls Horn
 Mit freudighellem Klang,
 Und hint' voran dem Dienerschwarm
 Die Gräfin kam, das Kind im Arm,
 Nach langer Trennung voll Verlangen
 Den Mann des Herzens zu umfassen.

Sie rief ihm manchen schönen Gruß
 Und hob das Kind empor:
 „Wie drängt dein Kind zum Vaterkuß
 Sich aus dem Bett hervor!“
 Doch zornig steht der Graf sie an:
 „Pa, mein Kind? — Wie sie lügen kann!
 Nur schlimm, die Lüge mag nichts laugen —
 Hinweg mit ihr aus meinen Augen!“

Dem Beigte winkt er: „Schafft sie fort!
 Ich mag sie nimmer seh'n!“
 Der Beigte befolgt das strenge Wort,
 Und heißt sie mit ihm gehn.
 Er führt sie in des Kerkers Nacht,
 Und schlägt die Thüre zu mit Nacht,
 Und kehrt dann eilends zu dem Grafen,
 Besorgt, man möcht' ihn Lügen strafen.

„Wie leicht, — so dacht er bei sich nach —
 Kommt, wenn sie selber lebt,
 Mein Bubenstück noch an den Tag,
 Wie fein ichs auch gewebt.
 Pingegen ist sie nur erst tot;
 So hat es weiter keine Noth,
 Denn für die Unschuld eines Todten
 Vergebet Niemand gern den Oden.

Er geht mit falschem Mitleidsblick
 Den Grafen an und spricht:

„Die Gräfin hat ihr hart Geschick
 Verdient, das leugn' ich nicht;
 Doch, Herr, spart ihr des Aerters Pein,
 Und soll sie denn des Todes sein,
 So gönnt doch durch des Schweigen Hände
 Ihr wenigstens ein leichtes Ende.“

„Eu'r Mitleid ehr' ich! Habt auch Recht!“
 Erwidert jener drauf,

„Geht, sendet einen treuen Knecht

- Mir alsobald herauf!“

Das ist dem Weigle eben recht,

Er eilt und wählt den reifsten Knecht,

Und spricht: „Zum Herrn fluch sollst du kommen,
 Sein Auftrag, mein' ich, mag dir fremmen!“

Erst tritt den Knecht der Pfalzgraf an:

„Wohlan, hör mein Gebet!

Mein Weib hat Schmach mir angethan,
 Und das verdient den Tod!

Da nimm dies Schwert, ich schenk es dir —

Nur Zeit zum Teten gönnt du ihr

Hörst du? Erst sie und dann das Aelme!

Am Didicht links vom Rabensteine!“

Der Knecht versichert seine Treu,

Und hängt den Mörderhahl

Sich freudig um, und dankt dabei

Dem Grafen tausendmal,

Sagen.

Und führt an den besagten Ort
 Die Gräfin mit dem Kinde fort,
 Und fragt, da sie jetzt sterben sollte,
 Ob sie noch einmal beten wolle?

Da schrak die Gräfin bleich zurück,
 Und fiel auf ihre Knie,
 Und steht' ihn mit verweintem Blick
 Um Mitleid an und schrie:

„Erbarmen, guter lieber Mann,
 Hab' dir ja nichts zu Leid gethan!
 Erbarmen, was doch mag dir's nügen,
 Mein Blut so grausam zu versprigen?“

„Sieh her, mein Kind! Erbarmt dich's nicht?
 Willst du sein Mörder sein?

Gott hält dich über dich Gericht —
 Erbarm', erbarm' dich mein!

Ich bin unschuldig, Gole hat
 Mich falsch beklagt der schwarzen That,
 Weil ich ihm meine Gunst nicht gönnte.“
 So schrie sie laut und rang die Hände.

Da kam dem Knecht zum ersten Mal
 Das Werden sauer an,
 Und wenns ihm nicht der Graf befohl,
 So hätt' er's nicht gethan.

„Wehl!“ sprach er, „thut mir's um Euch Leid,
 Doch muß ich, weil's der Herr gebiet,

Euch sammt dem Kinde muß ich tödlen,
 Drum säumt nicht, noch einmal zu beten!"

Er tritt abseits. Die Gräfin kniet,
 Und betet laut und spricht:
 „Gott, dessen Auge Alles sieht,
 Halt einst ein mild Gericht!
 Mein Siegfried weiß nicht, was er thut,
 Vom Beigle fordere unser Blut,
 Und gib, daß ich mit meinem Kinde
 Bei Dir, Barmherz'ger, Gnade finde!"

Drauf ruft den Schergen sie herzu,
 Und spricht: „Ich bin bereit!
 Hier schlägt das Herz! Was zögerst du?
 Wenn auch das Würmlein schreit!
 Still, Kind! ob du auch sterben mußt,
 Du stirbst doch an der Mutterbrust,
 Und könnte ja Dein Loos auf Erden
 So schmerzlich, wie das meine werden!"

Da wird dem Knecht das Herz so weich,
 Er wäscht das Aug' und spricht:
 „Steht auf und flieht! Gott schütze Euch!
 Euch morden kann ich nicht.
 Flieht, flieht, so weit der Himmel blau,
 Und kommt nie mehr in diesen Bau,
 Weß, wenn man Euch am Leben wüßte,
 Ich mit dem Tode küßen müßte."

Er spricht's und eilt ins Schloß zurück,
 Und als der Herr ihn fragt,
 Wie er vollbracht sein Henderstück,
 Da lacht er auf und sagt:

„Je, Herr, gar flink, wie ich gewohnt,
 Bei Unsern'm wird nicht gesont!

Erst sie und dann den Wurm! Die Leichen
 Versenkt ich in den nahen Teichen.“

Recht lebte ihn der Pfalzgraf drob,
 Jedoch der küßte Gram
 Im Aug' bewies, daß dieses Lob
 Nicht aus dem Herzen kam.
 Er sah tief sinnend im Gemach,
 Und wie der Reizt auch freundlich sprach,
 Er hat ihn unmuthevoll, zu weichen,
 Und sann nur auf die beiden Leichen.

Sie war gestraft! Entzündigt stand
 Sie jetzt vor seinem Blick,
 Die alte heiße Liebe fand
 Sich in sein Herz zurück.

„Hätt' ich doch Geloß Rath verschmäht
 Und ihr vergiehn! Nun ist zu spät!“

So racht' er bei sich, und die Schmerzen
 Der Neue nagten ihm am Herzen.

O, hätt' ein Engel Gottes das
 Der Gräfin kunn gethan! —

Die Arme! Ihres Leidens Raab
 War voll bis oben an.
 Sie hob, das Herz voll bittrem Harm,
 Die ganze Nacht, das Kind im Arm,
 Bis mit des Morgenroths Erwachen
 Die Kniee ihr zusammenbrachen.

Sie sank auf hartes Priemenkraut,
 Selbst ihrer nicht bewußt,
 Das Knäblein wimmerte so laut,
 Ach, nach der Mutterbrust.
 „Still, Kind! Die Milch, die dir gehört,
 Der böse Gram hat sie verzehrt!
 Dich dürstet? Kann dir nichts gewähren,
 Mein Jammer ließ mir ja nur Zähren.“

„Gott, der du manchen Bösewicht
 Ernährst mit milder Hand,
 Daß du dein gnädig Angesicht
 Denn ganz von mir gewandt?
 Das Kind hat keinen Vater mehr,
 Der Jammer seg die Brust mir leer!
 O Gott, ich that wohl große Sünde,
 Daß ich vor dir nicht Gnade finde!“

Sie drückt das matte Kind an's Herz
 Mit schmerzlicher Gewalt,
 Und blickt verzweifelnb himmelwärts:
 „Hilf, Gott, und hilf mir bald!“

Mein Kind! O Jesu, schon verzeiht
 Der Hungertod sein Augenlid!
 Muß es denn sein, o Gott, so sende
 Der Mutter auch ein gnädig Ende!"

Da plötzlich raschells im Gesträuch,
 Sie blüht sich um und sieht,
 Wie eine Rehkuh kommt nnd gleich
 Dreißt bei ihr niederkniet.
 Sie streicht das Thier mit sanfter Hand,
 Und ruft: „Ja dich hat Gott gesandt,
 Daß sich an deiner Milch mein Knabe
 Zu neuem Leben stärkt und labe.“

Die Rehkuh blüht die Gräfin an
 Mit einem Aug', das mehr
 Als Menschensprache sagen kann,
 Und schmiegt sich nach Begehr,
 Und weicht nicht, bis das Kind sich satt
 An ihrer Milch gesogen hat.

Das Kleine klammert mit den Händen
 Sich an der Amme här'ne Lenden.

Und wie's gesättigt an die Brust
 Der Mutter niedersank,
 Da lächelt' es in stiller Lust
 Dem Thiere seinen Dank,
 Und Genovesa fiel auf's Knie:
 „Ja, Vater, du verläßt uns nie!"

Sie hält des Thieres Hals umfassen,
Und Freude nährt die bleichen Wangen.

So schied sie neugesärkt von da,
Doch als sie kaum ein Stück
Des Wegs gegangen war, da sah
Sie nach dem Thier zurück.
Das schaute ihr so traurig nach,
Und plötzlich sprang es auf, und brach
Durch das Gesträuch, und warf sich wieder
Dienstfertig vor der Gräfin nieder.

Sie stand und sann lang hin und her,
Und endlich ward es klar
In ihrem Sinn, was das Begehre
Des frommen Thieres war.
Kaum setzte sie sich auf und schlug
Den Arm um seinen Hals, da trug
Das Reh durch Dornen und Gehege
Sie freudig fort auf sicherem Wege.

So flüchtend sieben Tage lang
Als sie an Brodes Statt
Nur Beeren, und das Kleine trank
Sich an der Rehlust satt.
Und wenn sie schliefen bei der Nacht,
Dann hielt das Reh bei ihnen Wacht,
Und Morgens lief es lustig wieder
Mit seiner Last bergauf und nieder.

So trug sie über Berg und Thal
 In den Ardennenwald,
 Und machte dort mit einem Mal
 Vor einer Döhle Halt,
 Und Genovefa ging hinein:
 „Ja, hier soll meine Wohnung sein!“
 Und weihte das Gewölb' von Steinen
 Zum Haus' des Kummerd ein mit Weinen.

Drauf erndet sie mit trübem Blick
 Den armen Hausknecht an,
 Und prüfet jedes Felsensstück,
 Zu was sie's nützen kann.
 „Dies soll des Kindes Bette sein,
 Dort soll ich meine Nebluh ein,
 Zum Lager ist mir das vonnöthen,
 Und hier vor diesem will ich beten.“

Sie sammelt Beeren ein und darret
 Sie in der Sonne ab,
 Und Wurzeln, Kräuter aller Art,
 Wie sie die Waldung gab,
 Und spart, und ist sich bald nur satt,
 Daß sie auch für den Winter hat,
 Und macht von Moos, anstatt der Betten,
 Sich und dem Kinde Lagerstätten.

Und daß sie auch das treue Reh
 Im Winter füttern kann,

So schichtet sie voll Heu und Alce
 Den Stall bis obenan.
 Doch ob sie sich auch wohl verwahrt,
 Der Winter traf sie dennoch hart,
 Und strenger Frost und Hunger drohte
 Ihr oft mit qualenvollem Tode.

Da endlich brach der Lenz das Eis
 Des nahen Quells entzwei,
 Die Kälte wich und gab den Fleiß
 Der Eingesperrten frei.
 Sie trat zum Quell und sah darin
 Ihr Bild mit jammerträubem Sinn;
 Wie war ihr Antlitz so zerflöret,
 Von Gram und Hunger abgezehret!

Sie kniete an des Brunnleins Rand:
 „O Gott, was wird aus mir?
 Die Herzogstochter von Brabant,
 Ein Scheul jetzt, liegt sie hier!
 Entblößt, zerrüttet, hoffnungslos —
 Darmberz'ger, meine Qual ist groß!
 O hätte mich der Knecht erschlagen,
 Wie mein Gemahl ihm aufgetragen!“

„Doch nein! Mein Gott verzeih' dies Wort,
 Es ziemt der Junge nicht.
 Du bist ja mein getreuer Hort,
 Ob auch das Herz mir bricht!“

Statt falscher Menschen gabst du mir
Zum Freunde ein getreues Thier,
Und auch in dieser finstern Debe
Hörst du der Leidenden Gebete!"

„Verzeih' es meinem Ebgemahl,
Wie ich ihm längst verzeih,
Denn sah er meine harte Dual,
Gewiß, er höbe sie.
Wie ich ihm nimmer treulos war,
O Herr, so mach es offenbar,
Damit ich meinem armen Kinde
Den guten Vater wiederfinde.“

So belete die Dulderin
Wohl manches Mal zu Gott,
Doch sieben Jahre gingen hin
In gleicher Angst und Noth,
Und ward nichts anders ihr zum Lohn
Dafür, als daß Gott ihren Sohn,
Den muntern Knaben, ließ in Gnaden
An Leib und Seele wohlgerathen.

Der kleine, fromme Siegfried war
Ihr folgsam stets zur Hand,
Und bracht ihr jede Beere dar,
Die er im Walde fand,
Und ruspfe Gras und süßen Klee,
Und suchte für das treue Reh

Im tiefen Walde bessere Weide,
Und fand er sie, da welche Freude!

Einſt trieb er auch das Reh in's Holz,
Ob wo gut weiden ſei,
Da plötzlich pfiß ein Eiſenboß
Am Rehe hart vorbei,
Und aus dem Dickicht, hoch zu Roß
Ein Ritter brach mit ſeinem Troß,
Und ſieß in's Hüſthorn, daß es ſchallte;
Das Reh entloß gebückt im Walde.

Und um den Knaben drängte ſich
Der Jäger wilde Schaar,
„Wer biſt Du, Bettelbube, ſprich!“
Des Ritters Frage war.
Der Knabe gab ihm drauf Beſcheid:
„El Du, hab' ich auch ſchlechtes Kleid
Und keinen Vater mehr auf Erden,
Ein Bube den! ich nicht zu werden!“

„Wer war dein Vater? Iſt er todt?“
„O nein, er lebt ſchon noch.
Zwar ſieß er uns in große Noth,
Weil ihn der Volgt beleg,
Doch ſpricht die Mutter oft, daß er
Ein lieber guter Vater wär',
Den ich von Herzen lieben müßte,
Wie wenig ich auch von ihm wüßte.“

„Wer ist er?“ — „Ei, ein reicher Mann,
Ein Rittermann wie Du,
Und Pfalzgraf. Ja, sieh mich nur an,
Was sagst du nun dazu?“
„Und wer ist Deine Mutter? Sprich!“
„Nun, Genoveva nennt sie sich.“

Da zuckt dem Ritter durch die Glieder
Und rasch vom Hofsse steigt er nieder.

Und nimmt den Knaben an sein Herz,
Und schaut ihn prüfend an,
Und blickt vernichtet himmelwärts:
„Das hat der Herr gethan!
Seht, Knechte, seht, es ist mein Sohn!
Mein Aug', mein Mund, der Stimme Ton!
Ja ob's auch der Verläumder leugnet,
Mein Bild ist treu in ihm verzeichnet.“

Er küßt ihn: „Herzenskindslein, hör',
Die arme Mutter liebt
Den bösen Vater wohl nicht mehr,
Der sie so schwer betrübt?“
„Ei ja doch wohl, denn früh und spät
Ja schließt sie ihn in ihr Gebet,
Dah ihm Gott nicht um ihretwegen
Entziehen möge seinen Segen.“

Da hält der Graf die Thränen nicht:
„Komm, führ mich hin zu ihr!“

Wo weilt sie denn?“ Der Knabe spricht:
 „Nicht fern, geh nur mit mir.“
 Er führt ihn zu der Höhle hin,
 Ein Bild des Jammers, kniet sie drin —
 „Mein Weib! Mag Gott sich mein erbarmen!“
 Er liegt ihr sprachlos in den Armen.

Und mit der Reue bitterm Schmerz
 Und mit der Liebe Lust,
 Preßt er gewaltig an sein Herz
 Des Weibes treue Brust.
 Die Knechte standen um ihn her,
 Kein Auge blieb da thränenleer,
 Der Knabe schlang mit Kindesfreuden
 Die Armen um schmiegsam um die Beiden.

Und Golo kommt heran und sieht
 Das bleiche Weib von fern,
 Und Angst erfüllt sein böß Gemüth,
 Da tritt er rasch zum Herrn:
 „Herr, denkt zurück doch! Sagt ichs nicht?
 Den Kläger schlägt man ins Gesicht!
 Was gilt's, Ihr laßt Euch nicht mehr warnen,
 Und von der Schlange da umgarnen.“

Doch barsch tritt ihn der Pfalzgraf an,
 Und stiert ihm ins Gesicht:
 „An wem der Herr so groß gethan,
 Den schmähst der Lügner nicht?“

Der du mich um mein Glück betrogst,
 Jetzt leugn' es, Bube, daß du legst!
 Was forderst Du für Deine Lüge?
 Da nimm den Lohn, er ist zur Gnüge!"

Er stieß ihm in die Brust sein Schwerdt,
 Sein schwarzes Herzblut floss,
 Bis sich, vom Todeskampfe verkehrt,
 Sein tückisch Auge schloß.
 Und Niemand wusch das Blut ihm ab,
 Und Niemand grub für ihn ein Grab;
 Die Knechte stießen seine Leiche
 Mit Füßen seitwärts ins Gesträuche.

Des Grafen-Bild indeß durchkreist
 Die Höhl', und lebhaft tritt,
 Vor seinen reuevollen Geist,
 Was Genoveva litt,
 Und innig weinend abermals
 Sinkt er an ihren nackten Hals,
 Und winkt zum Ausbruch dann dem Troste,
 Und schwingt mit ihr sich hoch zu Roste.

Die Gräfin scheidet mit Gebet
 Von ihrem Kummerhaus,
 Der kleine Siegfried aber geht
 Und führt das Roth heraus,
 Und setzt sich auf, als wärs ein Roth,
 Und mischt sich in der Knechte Trost,

Und trabt dem Vater dann zur Seite;
Der hat drob seine Herzensfreude.

Und als sie kommen vor das Schloß,
Da spricht sie: „Mit Verlaub!“

Und steigt gerührt herab vom Ross,

Und kniet hin in den Staub:

„O Herr, mein Gott, wie dank ich Dir,

Die Gnade, die Du thust an mir?

Lob, Preis und Ehre Deinem Namen!“

Still weinend rief der Pfalzgraf: „Amen.“

Obige, in ihrer Einfachheit so anmuthige Darstellung der im Volk allgemein bekannten und beliebten Sage ist von Widar Ziehnert (s. oben S. 131.), dem leider zu früh dahingeshiedenen Sönger der Sagen Preussens und Sachsens. — Die Sage selbst fällt in die Mitte des 12. Jahrhunderts. — Als Wahrzeichen finden sich noch die beiden Kirchen vor, die Pfalzgraf Siegfried bei der Höhle im Ardennenwalde und in Andernach erbaute.

Karl des Großen Jugendgeschichte. *)

Interessant und romantisch ist die Art, wie eine Chronik die Geburts- und Jugend-Geschichte Karls des Großen erzählt. Wir wollen sie unsern Lesern hier mittheilen, so jedoch, daß wir den reinen Märchenstil des alten Schweinsledernen Folianten in die uns mundrechte Redeweise umwandeln.

König Pipin herrschte gewaltig und mächtig über viele Lande — vielleicht um so gewaltiger, weil er keine Frau hatte. Doch dies ist eine Art Alleinherrschaft, deren sich die Könige gern und aus freien Stücken entäußern. Mag ein Herrscher noch so eifersüchtig auf seinen Thron sein, er rückt doch gern ein Endchen besser zu, damit eine hübsche Frau Königin ~~wird~~ neben ihm sitzen kann; und so machte es König Pipin auch. Seine Räte sagten: „Herr! Du mußt heirathen, daß Dein Reich einen Erben bekomme!“ Und der König sagte „Ja!“ Ich zweifle, daß er in andern Dingen dem

*) Die Sagen von Karl dem Großen sind zwar nicht ausschließlich Preussische, doch scheint Preußen, zu dessen Ländergebiet Aachen gehört, ein zweifaches Anrecht an jene Sagen zu haben; wir haben die obige „Jugendgeschichte Karls des Großen“ zur Mittheilung in unserer Sammlung ausgewählt, weil unseres Wissens diese Sage bisher unbekannt war und in neuester Zeit zum erstenmal von Herrn St. Champ beschrieben worden ist.

Wunsche seiner Mäthe so leicht und willig entsprach. Doch nicht Jeder der heirathen will, kann es auch, denn nicht Jeder bekommt eine Frau; es giebt sitzengebliebene alte Jungfern, es giebt aber auch sitzengebliebene alte Junggesellen. Bei Königen macht die Ebenbürtigkeit eben so viele Sorge, als beim Bürger ein Paar Hundert Thaler Mitgift. König Pipin sah sich also vor allen Dingen nach einer ebenbürtigen Prinzessin um. Es scheint damals kein Ueberfluß an solchen gewesen sein, denn die mehrbesagte Chronik muß selber erst eine schaffen; sie erzählt nämlich, König Pipin habe seinen Sinn gerichtet auf Adelheide, Tochter des Königs Theodorich von Baiern, Schwaben und Oestreich.

Dieses Königs wird aber im Buch der Weltgeschichte gar nicht Erwähnung gethan, es steht also zu vermuthen, daß er sowohl wie seine Tochter ihre Existenz nur der Zeugungskraft der alten Chronik verdanken. Doch sie mögen existirt haben oder nicht, so viel ist gewiß, daß mein Holiand erzählt, die Prinzessin habe zu jener Zeit den Ruf einer erstaunlichen Schönheit gehabt. In diesen Ruf verliebte sich richtig, nach damaliger Mode, Herr Pipinus, der König, was mir übrigens ganz nicht lächerlich ist, denn es leben heutzutage noch Leute, vielleicht Abkömmlinge vom König Pipin, denen der gute Ruf eines Mädchens von größerer Bedeutung ist, als ein wenig vergänglichlicher und trügerischer Schönheit. König Pipin schickte nun, wie sich gehört, einen wackern Ritter zum König Theodorich und ließ diesen höflich fragen: „Wie es denn wäre, und ob er ihm wohl seine Prinzess Tochter zur Frau geben wolle?“ König Theodorich sah nicht ein, wie seine Tochter eine bessere Parthie machen könnte, als

wenn sie den mächtigen König Pipin nähme, und sagte: „O ja!“ Nun sprengte der Ritter ventre à terre zurück und brachte seinen guten Bescheid an. Pipin freute sich natürlich; denn er mochte nun gut oder schlecht gewählt haben, so war es für alle Fälle gut, daß er keinen Korb bekommen hatte. Ein Korb ist für einen heirathslustigen jungen Mann, was die Ruthe für das Kind, das Haselstöckchen für den Knaben ist.

Jetzt nahm König Pipin drei Ritter, die Ihresgleichen suchten, und schickte sie förderlambst mit Geschenken beladen und in Begleitung eines prächtigen Gefolges von Knappen und Reifigen zum Theodorich, um die junge Königin zur Vermählung abzubolen. Wie die Herren Ritter aber unterwegs waren, empfanden sie Langeweile, und da die Langeweile die eigentliche Bruttenne des Bösen ist, so bekam auch wirklich Einer von den Dreien einen bösen Einfall und redete seine Herren Kollegen ungefähr so an: „Meine Freunde! Ich darf mich wohl erlauben zu sagen, daß wir drei in keiner andern Absicht zum Theodorich gesandt worden, als um unserm Könige eine Frau zu besen. Nun frag ich Euch aber, wozu ist es nöthig, daß König Pipin die Tochter des Theodorich heirathe, da wir ja auch Töchter haben, schön genug, um eines Königs Gemahlin zu sein, und dem Reiche einen Erben zu geben; ja eine unserer Töchter kann, was Theodorichs Tochter nicht vermag! Sie kann nämlich einen Reichs- und Thronerben aus unserm Blute geben. Ist es uns also zu verargen, wenn wir des Theodorichs Tochter zwar richtig abbolen, aber unterwegs sie todtschlagen und dafür durch das Loos Einen aus uns dreien wählen, dessen Tochter dem

Könige Plvin übergeben wird, natürlich ohne daß er den Tausch erfährt?" Diese Lotterie gefiel den beiden Andern sehr wohl.

Nachdem die Herren sich geeinigt hatten, fühlten sie — Gewissensbisse? Unruhe? O behüte! Im Gegentheil das angenehme Wohlbehagen von Leuten, die ihre Sache gut gemacht haben. Anno 737 war dies die Art zu speculiren. Feutzutage bedient man sich einer feinern und weniger handgreiflichen Spighüberei, wenn es darauf ankommt, eine Braut auszuhecken. Gemächlich fortreitend, verkürzten sie sich den Weg, wie ich vermute, mit allerlei kurzweiligen Unterhaltungen vom letzten Turniere, von der neuesten Mode der Wämse und Varetts und dgl., bis sie endlich wohlbehalten am Hofe Sr. Majestät des Königs Theoderich anlangten. Sie wurden, wie man sich denken kann, gebührlieh empfangen, und man versäumte nicht, ihnen zu Ehren allerhand Kampfspiele anzuordnen, wobei es weder Stöße und Beulen setzte, wie man auch in unserer Zeit bei dergleichen Anlässen Deseuner's und Thees danksays giebt, zum Schmerz und Lort aller Pühneraugen und Leichbörnen. Endlich dankten die Herren Abgesandten an ihren Rückzug, und baten den König Theoderich geziemend um Auslieferung seiner Prinzess Tochter, der ehr- und tugendsamen Adelselbe. Dies Begehren war sehr billig, und König Theoderich entbot auf der Stelle den Hofstaat der jungen Königin, d. h. eine angemessene Menge grimmiger Ritter und lieblicher Frauen, und sagte: „Ziehet hin in Frieden!" Das war aber gar nicht im Plane der Ritter. Was sollte unter solchen Umständen aus ihrer Lotterie werden? Daher entschloß sich der

Eine von ihnen kurz, und sagte zum Könige Theodorich: „Verr König, wozu all die Umstände? Das große Geleite, das Du Deiner Prinzess Tochter mitgeben willst, ist unnütz; unser Geleite ist groß genug, um hundert Prinzessinnen zu beschützen; wenn Du also so denkst, wie ich, so gib und die Prinzess allein.“ König Theodorich aber sagte: „O ja!“ Der Prinzess Adelbeide war die Sache ganz gleichgültig; die Hauptsache war immer, daß sie unter die Haube kam — wemogens Anno 737.

Die Ritter zogen nun mit der schönen Adelbeide von dannen und waren die galantesten Kavaliere von der Welt, bis sie an einen Wald kamen. Wälder sind eigends dem lieben Gott für Abenteuer geschaffen, es mag sich dabei um das Leben oder um die Liebe handeln. Die Ritter waren also kaum im finstern Walde (und ein Wald damaliger Zeit verhält sich zu einem Walde heutiger Zeit, wie ein Ritter damaliger Zeit zu einem Ritter heutiger Zeit), als sie mit den Augen zwickelten und sagten: „Zeit ans Werk!“

Sie befaßen hierauf dem Gefolge vorauszureiten, der Prinzessin aber sagten sie, sie wollten ihr eine Naturschönheit zeigen, die abseits im Walde läge. Unter diesem Vorwande ritten sie mit ihr tief ins Gebüsch, und als sie an eine Stelle gekommen waren, die ihnen für die Ausführung passend schien, es ist just die Stelle, wo heutzutage Karlsstadt liegt, stiegen sie von den Rossen, hoben auch die Prinzess herunter, zogen die Schwerdter und wollten sie todschlagen.

Da aber sprang einer von den Dreien dazwischen, nahm die unglückliche Königstochter in den Arm und rief: „Halt

ra! Ihr schlaget sie nicht todt, Ihr habet denn zuver mich ge-
tödtet! Wozu Blut vergießen? Lasset sie hier im Walde
allein, so wird sie vor Hunger sterben, oder den Hunger der
wilden Thiere stillen! Auf alle Fälle werden wir ihrer dann
ledig sein!"

Das gefiel den andern Weiden schlecht; da aber der mit-
leidige Ritter einen großen Anhang am Hofe hatte, so fürch-
teten sie, wenn sie ihn tödteten, es würden Nachforschungen
gemacht werden, die ihr Verbrechen an den Tag bringen
könnten; sie gaben daher ebenfalls dem Mitleiden Raum,
und ritten davon, indem sie die kleine Prinzessin ihrem
Schicksal überließen.

Die Arme fing an zu weinen. Was hätte sie auch Besseres
thun sollen? Als sie nicht mehr weinen konnte, fing sie an
zu beten, und da sie damit fertig war, begann sie wieder
zu weinen, bis sie weder das Eine noch das Andre mehr
konnte, worauf sie sich auf eine Baumwurzel setzte und in
stummer Verzweiflung vor sich hinsarrte.

So ward es Abend und die Sonne neigte sich schon zum
Schlummer, als die arme Prinzessin plötzlich Laute hörte, wie
vom Polzfällen. Sie erhob sich langsam und ging dem
Schall nach, und zu ihrer großen Freude gelangte sie nach
wenigen Minuten an eine lichtere Stelle, wo ein großer,
bärtiger Mann damit beschäftigt war, einen Baum mit der
Axt umzuhauen. Die kleine Prinzessin wagte nicht, den frem-
den Mann, der nicht wie ein Prinz ausah, anzureden, son-
dern setzte sich in seiner Nähe auf die Erde und weinte bit-
terlich. Der Polzfäller wußte nicht was er denken sollte,
als er die Kleine in Golobrotat und außerdem mit Perlen

und Erbscheinen geschmückt neben sich sitzen und so jämmerlich weinen sah. Indessen fragte er sie, wer sie wäre, und da sie hierauf nicht antwortete, sondern nur um so heftiger weinte, so tröstete er sie und bot ihr an, mit ihm zu kommen und bei seiner Tochter zu bleiben, die gleichen Alters mit ihr wäre. Das war der armen verlassenen Prinzessin genehm, sie ging mit dem Manne, der ein Müller war und seine Mühle ganz in der Nähe hatte, und blieb von Stunde an bei ihm, legte ihre prächtigen Kleider ab, aß an seinem Tische, schlief bei seiner Tochter und betrachtete sich ganz als sein Kind.

Unterdess hatten die drei Ritter gelockt, und der Eine, dem der Preis zugefallen war, hatte eine Tochter Namens Wechtild, welche denn auch dem König unter dem Namen der Prinzess Adelheide zugeführt und übergeben ward. Das Beilager mit der falschen Prinzessin ward unter großer Pracht gefeiert und Wechtild theilte den Thron mit ihrem Gemahl, dem König Pipin.

Fünf oder sechs Jahre waren vergangen, als der König eines Tages Lust bekam zu jagen, und zwar grade in demselben Walde, in welchem die Ritter die arme kleine Prinzessin ausgelegt hatten. Die Wälder waren in jener Zeit ganz besonders dazu gemacht, daß Könige und Ritter sich in ihnen verirren. Auch König Pipin verirrete sich und kam, nachdem er viele Stunden umhergestreift war, zu der Wohnung des Müllers, welcher die Prinzess Adelheide aufgenommen hatte. Der König gab sich für einen Ritter aus und beehrte Nachtlager, was ihm der Müller bereitwillig zusagte. Die beiden Mädchen, besonders aber Prinzess Adel-

beide, hielten dem Ritter beim Entkleiden, nahmen ihm Harnisch und Wehrgehänge ab und schnallten ihm die Sporen von den Hüften.

„Sind diese beide Deine Töchter?“ fragte der König den Müller, und dieser, der dafür hielt, daß es ihm auf alle Fälle nicht schaden könne, sich für den Vater eines schönen Mädchens auszugeben, sagte: „Ja, Herr Ritter, beide sind meine Töchter.“

„Wenn dem so ist, fuhr der König fort, so befehl einer von ihnen, daß sie heute Nacht meine Bettgenossin sei; ich bin, das wißt, der Mann dazu, es Dir zu lohnen.“

Er berichtete, was der Müller hierauf gethan, wünschte ich, daß der Leser seine Divinationsgabe anstrenge und errinne, was der Müller wohl gethan haben möge. Wie verschieden werden nicht die Urtheile der verschiedenen Leser ausfallen! Der strenge Vater, die leichtdenkende Mutter, die kokette Schöne, die zarte Unschuld, der verkohlte Bästling, der feurige Jüngling, der eifrige Jesuit, alle werden anders urtheilen und rathen; das Wahre ist aber, daß der Müller auf Adelheide wies, und zum Ritter sagte: „Herr, nimmet Euch die!“

Den Schleier der Nacht wollen wir nicht lüften. — Des andern Morgens sagte der Ritter zum Müller: „Wißt, ich bin der König; hier hast Du Geld, so viel ich bei mir habe, aber merke was ich Dir sage: Dein Töchterlein hat sich gestraubt und bitterlich geweint; ich wünsche nicht, daß das arme Kind meinerhalb noch mehr Kummer habe; laß es ihr an nichts fehlen, und wenn die Zeit um ist und sie gebärt einen Sohn, so komm an meinen Hof und bringe Bogen und

Pfeil mit Dir; ist es aber eine Tochter, so komme mit Becken und Spindel." Hierauf ritt der König fort und überließ alles Uebrige dem lieben Gott, dem Müller und der Webmutter.

Eines Tages saß der König mit seiner Contrebande-Gemahlin guter Dinge am Tische, als ein Bauer in den Saal trat und so ungeschüm einen Bogen nebst einem Pfeil auf den Tisch warf, daß der vor der Königin stehende Becher umfiel, und der Wein auf die Kleider der Königin rann.

„Pfui! rief diese, bringt den garstigen Karl hinaus.“ — „Falt!“ rief der König dazwischen, „Karl soll er heißen;“ so vortreflich verstand sich König Pipin auf Wortspiele.

Der König freute sich ausnehmend, daß es ein Söhnchen war, beschenkte, zum Erstaunen der Königin und Ritter, den Müller reichlich und sagte: „Guter Mann, wenn der Junge laufen kann, so bringe ihn her an meinen Hof.“ — Dies befolgte der Müller nach 2 — 3 Jahren und brachte zu Hofe den kleinen Karl, der später Karl der Große ward.

„Was ist dies für ein Pube?“ fragte die Königin.

„Liebes Kind,“ sagte König Pipin naiv, wie ein König des Jahres 737, „dies ist ein Knabe, den ich mit einer Müllertochter erzeugt habe, als ich mich vor einigen Jahren auf der Jagd verirrt hatte. Der Pube ist also gewissermaßen mein Sohn.“

Die Königin biß sich auf die Lippe und gab an selbigem Tage allen ihren Kammermädchen — Kopfnüsse. Der König aber liebte und behandelte den kleinen Karl, wie seine anderen Söhne. Die Folge davon war, daß die Prinzen dem Eindringlinge das Bein stellten, ihn einen Bastard nannten

und ihm manchen Puff versetzten. Karl aber pufte wieder. Das verdroß die Königin und sie sagte bei sich: „Der Junge soll mir aus dem Hause, oder die Welt soll untergehen.“ Bekanntlich setzt ein Weib alles durch, was es sich vorsetzt; jeder Edemann greiffe in seinen Busen, und sage, ob dies nicht wahr ist. — So dauerte es denn auch nicht lange, daß König Pipin sich dem Pantoffel der Frau Königin Nachbild neigte und sagte: „Gut, gut, er soll aus dem Hause.“

Demnach schickte er den kleinen Karl zu seinem Schwiegervater, dem Könige Theodorich und ließ ihn bitten, diesen abseits-gezeugten Sohn auf das Beste zu erziehen. König Theodorich sagte wiederum: „O ja!“ Es waren herrliche Zeiten damals! — Karl ward mit der Zeit Page, Knappe, Ritter. Sobald er reiten konnte, versäumte er es nicht seine Mutter fleißig zu besuchen, die fand er immer in Thränen.

„Warum weinst Du, Mutter?“ fragte er.

„Das kann ich Dir nicht sagen;“ antwortete sie, und war wirklich fest entschlossen, es zu verschweigen: aber eine Frau mag noch so entschlossen sein, wo es ein Geheimniß gilt, die Zunge siegt dennoch endlich über alles Andere, zumal bei Frauen, die viel weinen. So kam es denn, daß Prinzess Adelheid endlich ihre Lebensgeschichte rund heraus erzählte.

„Bei,“ rief Karl, „Frau Mutter, das soll alles noch gut werden.“

Herr Karolus, den Theodorich unterdeß bereits zum Ritter geschlagen hatte, unternahm nun den ersten Feldzug zur Eroberung seines Königreichs. Sein Heer war klein; aus ihm allein bestand die Kavallerie, seine Mutter bildete die

Infanterie, und seiner Erfindungsgabe bediente er sich als Artillerie. Er führte die Campagne nach folgendem Plan.

Sobald er die Geschichte seiner Mutter erfahren, und sie kurz und bündig getröstet hatte, ritt er spornstreichs zum Heide Theoderichs zurück, ging zur Königin und sagte: „Hohe Frau, Deine Tochter Adelheide, die Gemahlin des Königs Pipin, liegt schwer krank darnieder; willst Du sie noch einmal lebend sehen, so eile sie zu besuchen.“ Auf eine so trübselige Nachricht hatte die Königin nichts Eiligeres zu thun, als ungesäumt mit einem prächtigen Gefolge aufzubrechen, um ihrem Schwiegersohne, dem König Pipin und seiner Gemahlin, ihrer Tochter, einen Besuch abzustatten. In jener Zeit ließ man sich nicht anmelden. Als also die alte Königin in der Residenz angekommen war, ging sie ohne Weiteres in den Gesellschaftssaal, in welchem sie eine königlich gekleidete Dame fand, die bei ihrem Eintritt sich erhob und ganz unschuldig fragte, was jene wolle.

„Ich will zur Königin,“ sagte die Fremde.

„Die Königin bin ich,“ antwortete die Gevuchte.

Kaum hörte dies die Alte, als sie aufschrie und ohnmächtig zu Boden sank. Der hierdurch veranlaßte Tumult zog den König Pipin herbei, über den die alte Königin, so wie sie wieder zu sich kam, ein dreifaches Wehe! rief, und ihn fragte, was er mit ihrer Tochter Adelheide begonnen und wo er sie gelassen? Nachbild wurde blaß, und König Pipin sah ganz verblüfft drein. Unterdeß hatte der schlaue Karolus seine Mutter herbeigeheißt, führte sie zu der alten Königin, und sagte: „Schau diese an, ob Du sie erkennst!“ Trotz der achtzehn Jahre, die vergangen waren, seit die Mutter ihre

Tochter nicht gesehen, erkannte sie sie doch allsogleich und sagte: „Diese ist meine Tochter!“ Jetzt war die Heide aufzuschreien und in Ohnmacht zu fallen an der falschen Wechthildis. Adelheide und Karl erzählten nun dem Könige, der alten Königin und sämtlichen Rittern, wie es die Gesandten mit der ihnen anvertrauten Braut gemacht, und alle stimmten darin überein, daß Wechthildis sammt den drei Rittern verbrannt werden sollte. Aber Adelheide übte Gnade. Den Ritter, der sie beschützt hatte, machte sie zu ihrem Kämmerling, die andern beiden wurden gezwungen Mönche zu werden, und Wechthildis wurde — pensionirt.

Adelheide aber wurde dem König Pipin mit großer Pracht anvermählt, und ihr Sohn Karl zum Reichserben erklärt.

Und hernachmals — so schließt die Chronik — ward Karolus ein mächtiger Kaiser und kriegte, wie es heist, mit den Dänen und Sachsen, Hunnaren und Slavaniern, und besiegte Alle, und war ein frommer Christ.

St. Champ.

Der Kabe in Merseburg.

In jener Zeit, als noch die Fürsten der Kirche in der einen Hand den geistlichen Krummstab, in der andern aber das weltliche Scepter schwangen, über der Stola eine Rüstung trugen, besser mit dem Schwert als mit dem Brevier umzugehen verstanden, und geschickter waren einen Hirsch zu beugen, als eine Predigt zu halten, in jener Zeit der geistlichen Macht und Uebermacht war Herr Thilo von Trotta Bischof zu Merseburg (1166 — 1311). Bischof Thilo war ein stattlicher Herr von fast riesenhaftem Wuchse und ungewöhnlichem Körper-Umfange; seine Wangen streiften von der Hülle der Gesundheit, ohne jene feiste Aufgedunsenheit zu zeigen, welche man an den trägen Kloster-Mönchen zu sehen gewohnt war; vielmehr wies sich im Antlitz des Bischofs Thilo der Ausdruck einer ungeschwächten kernhaften Mannes-Kraft, während die mächtige Adlernase und die großen feurigen Augen die Seele eines Helden und das hohe Gemüth eines Herrschers verriethen. Diesem Aeußern entsprachen auch des Bischofs Wesen und Charakter und nicht minder seine Neigungen und seine Lebensweise. Von jener alles-tragenden Demuth eines christlichen Priesters, von jener eifrigen Sorge für das Heil anvertrauter Seelen, von jenem Hange zur Einsamkeit und Beschaulichkeit war in der ganzen

Natur des Bischofs Thilo auch nicht die leiseste Spur vorhanden. Mit der Kirche hing er durch nicht viel mehr, als durch seinen Titel zusammen; nur selten trug er ein priesterliches Gewand, und kaum einmal im Jahre verrichtete er wirklich das Amt eines Priesters. — Indessen muß man keineswegs glauben, daß Bischof Thilo einen ruchlosen Wandel getrieben und sich dadurch den Haß und die Verachtung seiner Zeitgenossen zugezogen habe. In Thilos Leben war weder etwas Ungewöhnliches noch etwas Anstößiges. Alle Bischöfe jener Zeit betrachteten sich mehr als weltliche, denn als geistliche Fürsten, hielten Hof, zechten, jagten und führten, wenn es galt, eine Schaar auserlesener Ritter muthig in den Kampf. Lebte hier und da ein Bischof anders, als wir es eben beschrieben haben, so machte man ihm kein Verdienst daraus und hielt es weniger für die Folge frommer Gesinnungen, als vielmehr für die Wirkung angeborner Neigungen. Fast möchten wir bezweifeln, ob in jener Zeit ein Bischof durch ein eingezogenes, stilles und frommes Leben sich die Liebe des Volkes erworben haben würde, da ein prunkender Hofhalt, Feste und Lustbarkeiten theils dem Geschmack, theils der Gewinnsucht des Volkes mehr zusagten, als Stille und Zurückgezogenheit. Daher waren auch die Bewohner des Bisthums Merseburg mit Bischof Thilo nicht nur im hohen Grade zufrieden, sondern sie liebten ihn wahrhaft aufrichtig und keinem fiel es ein, an der Lebensweise des Bischofs einen Anstoß zu nehmen.

Bischof Thilo war an seinem Hofe von zahllosen Dienern und Knechten, und außerdem von einer Anzahl Ritter umgeben, die theils seine Vasallen, theils seine Gäste waren.

Alle Freuden weltlicher Fürstenthümer, Nummereien und Theater-spiele nicht ausgeschlossen, fanden am bischöflichen Hofe zu Merseburg ihren Platz, vor allem aber waren es große und prunkvolle Jagden, die das Hauptvergnügen des hochwürdigen Herrn Bischofs ausmachten. Dabei liebte Bischof Thilo von seiner ganzen Umgebung diejenigen am meisten, welche sich als rüstige und geschickte Jäger erwiesen, wohingegen die, welche zur Jagd weder Neigung noch Fähigkeit besaßen, in der Achtung des Bischofs keinen Platz gewinnen konnten.

Indessen fand in dieser Festburg doch eine Ausnahme statt, die um so merkwürdiger war, je unerschütterlicher und unbegreiflicher der Bischof sonst in seinen Neigungen war. Unter allen Menschen in der Welt nämlich liebte Bischof Thilo keinen so sehr und ehrte keinen so hoch, als den Bischof Gerhard von Meissen, der doch grade das förmliche Widerspiel von ihm selber war, indem er, durchdrungen von seinem heiligen Berufe, für die irdischen Vergnügungen, welchen Andre huldigten, keinen Sinn hatte, sondern einzig darauf bedacht war, seine Pflicht als christlicher Seelenhirt so umfassend als möglich zu erfüllen. — Bischof Thilo hatte in seinem Charakter weder etwas Listiges noch Tückisches, dagegen war er in so hohem Grade jähzornig, daß die geringste Kleinigkeit ihn in eine unbeschreibliche Wuth versetzte, die freilich meist eben so rasch wieder verschwand, als sie entstanden war. Oft verleitete ihn diese jähre Hitze seines Temperaments zu Handlungen der Grausamkeit, die meist später, wenn die Hitze des Bischofs verflogen war, sich nicht wieder gut machen ließen. Dennoch fand er darin keine Veranlassung, seinen Jähzorn zu zähmen.

Bischof Ibiło hatte eine Kämmerling, Namens Johannes, einen alten Mann von sanftem Gemüth und großer Herzens-treue, der, obwohl er seinen eignen Neigungen nach sich viel mehr zu dem frommen Bischof Gerhard von Meissen hingezogen fühlte, dennoch seinen Herrn mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit liebte und keinen Augenblick angesehen hätte, sein Leben für ihn zu lassen. Diese Treue und Hingebung fand auch in dem Maasse Anerkennung bei dem Bischof Ibiło, daß dieser den alten Kämmerling, trotz dessen Abneigung gegen Jockelage und Jagden, dennoch mehr liebte, als alle seine übrigen Diener. Deshalb war dem alten Johannes auch eine Art Oberaufsicht über die gesammte Dienerschaft vom Bischof übertragen worden, ein Amt, das der alte stille Mann mit Nachsicht und Schonung verwaltete, weil es seinem Herzen um so weher that, einen Diener der Strafe preis zu geben, als der Zähorn des Bischofs in der Regel die Züchtigung das Maass des Vergehens weit überschreiten ließ. — Unter dem Jagdtroß des hochwürdigen Herrn Ibiło befand sich ein Knecht, Namens Kurt, dessen störriger Sinn und böse, tückische Gemüthsart, ihn zu manchen Thaten verleiteten, welche bei einem minder gütigen Aufseher, als der alte Johannes war, der Strafe wohl nicht entgangen wären; der greise Kämmerling aber, folgend den Gebeten christlicher Milde und den Eingebungen seines eignen Herzens, hatte sich bisher damit begnügt, die verschiedenen Frevel des Jägers Kurt durch eindringliche Ermahnungen und Warnungen zu bestrafen, ohne ein einziges Mal dem Bischof selber Anzeige zu machen, was unsehlbar die allerstrengste Ahnung zur Folge gehabt haben würde. Weit entfernt, durch diese Milde und

Nachschuß gerührt und zur Dankbarkeit bewegen zu werden, mißete sich vielmehr in Kurts Herzen ein bitterer Groll gegen den alten Johannes nebst dem tüdtischen Versag ein, demselben auf jede erdenkliche Weise zu schaden und ihn wo möglich aus der Gunst des Bischofs zu verdrängen. Lange fehlte ihm zur Ausführung dieses böshastigen Entschlusses eine passende Veranlassung, bis er solche bei folgender Gelegenheit fand und wahrnahm.

Bischof Thilo hatte eine ungewöhnlich große Jagd veranstaltet und zu derselben außer vielen Rittersn und Prälaten auch seinen väterlichen Freund, den ehrwürdigen und frommen Bischof Gerhard von Meissen, eingeladen. Schon saßen die Herren jagdlustig zu Pferde, umgeben von dem Troß der Diener und den zahlreichen Reuten, als Bischof Thilo, einen Blick auf den neben ihm haltenden greisen Bischof Gerhard werfend, ein leichtes Grinsen an demselben bemerkte und deshalb seinen Abritt noch verzögerte, um die Kräfte des Freundes vorher durch einen Labetrunk zu heben.

„Heda!“ rief er daher mit donnernder Stimme und mit dem Ausdruck ungeduldiger Faß, „wo steckt Ihr, Kämmerling? Tummelt Euch und bringet dem hochwürdigen Bischof von Meissen einen Becher Glühwein, denn es ist noch früh am Tage und die Luft ist raub! Nicht wahr, mein verehrter Bruder,“ fuhr er fort, sich zu dem Bischof Gerhard wendend, „ein Becher heißen Weines wird Euch erfrischen und erwärmen!“

„Wenn auch nicht ein Becher voll,“ erwiderte Bischof Gerhard lächelnd, „so will ich doch einen Trunk Glühwein Euch nicht versagen. Denn traun, ich bin ein alter Gefell,

und selbst da ich noch jung war, glühte mir das Blut in den Adern nicht so wie Euch."

Obwohl erst wenige Minuten seit Ertheilung des Befehls vergangen waren, kaum hinreichend für den alten Johannes um nach dem Schloß hin und wieder zurück zu kommen, und überdies der Wein erst heiß gemacht werden mußte, so ward Bischof Thilo doch bereits ungeduldig und rief wiederholt und mit zorniger Stimme nach dem alten Kämmerling. Da sprang der besorgte Kurt hervor und erbot sich, den Alten zu rufen, wozu ihm der Bischof die Erlaubniß ertheilte, während er zugleich seinem Eifer einige Worte des Lobes spendete. Indessen ward dem Heintückischen die gehoffte Freude vereitelt, denn ob er im Stande war, sich durch den Troß der Diener und Hunde hindurchzudrängen, kam ihm Johannes bereits mit dem Weine entgegen, und Kurt sah nicht nur seine Bemühung nutzlos, sondern ward überdies wegen der Schwerfälligkeit, mit welcher er sich durch die Menge arbeitete, von dem ungeduligen und leichtaufwallenden Bischof mehr gescholten, als er vorher gelobt worden war. Hätte Kurt die Butz, in welche diese Umstände ihn versetzten, an dem Bischof selber auslassen können, so würde er es gewiß gethan haben, da aber dies nicht möglich war, so wandte sich sein tüdtischer Groll an den ohnedies von ihm gebasteten Johannes. Dieser war eben in Begriff, den Becher mit heißem Weine dem Bischof hinzureichen, als Kurt, der dicht hinter ihm stand, ihn so gewaltig an den Arm stieß, daß der alte Mann fast den ganzen kochend - heißen Inhalt des Bechers dem Bischof Thilo über Hand und Schenkel goß. Dieser unglückliche Zufall versetzte den Bischof in

Sagen.

einen so wüthenden Jähzorn, daß er mit dem schweren Speer, den er in der Hand hielt, dem alten Johannes einen furchtbaren Streich auf Schulter und Brust versetzte, so daß der Unglückliche wie todt zu Boden fiel. Dieser Anblick erregte das allgemeine Mitleiden und Einer von den Knechten rief, jedoch mit verstellter Stimme und sich in dem Troß verfliegend: „Johannes ist unschuldig, der Kunt hat ihn geschien!“ Diese Anklage lenkte sofort den Zorn des Bischofs auf den Beschuldigten, und der boschafte Kunt erntete sogleich den Lohn seiner Tüde, denn der Bischof versetzte ihm mit dem Speer ein Paar so gewichtige Stöße, daß er trotz seiner kräftigen Natur neben Johannes zu Boden fiel.

Nachdem Bischof Thilo selbstergefaßt eine eben so strenge als übereilte Justiz geübt hatte, brach er, den Labetrunk des Bischofs vergessend, mit dem ganzen Gefolge rasch zur Jagd auf, indem er noch eine Zeitlang seinen innern Zorn in Scheltworten über die Trägheit und Tölpelhaftigkeit seiner Diener ergoß. Bischof Gerhard ritt schweigend neben seinem Freunde her, als aber die Aufwallung desselben sich gelegt hatte, was fast eben so rasch zu geschehen pflegte, als sie entstand, sagte der ehrwürdige Greis mit sanfter Stimme:

„Ich habe Euern Zorn verrauchen lassen, verehrter Bruder, ohne Euch zu unterbrechen; denn hätte ich gesprochen, während Ihr zornig waret, so wäre es nutzlos gewesen. Jetzt da Ihr ruhig seid, brauche ich nicht mehr zu sprechen, weil Ihr Euch das, was ich Euch verhalten könnte, selber sagen werdet.“

Bischof Thilo blickte den Sprechenden erstaunt an und sagte: „Werem reet Ir, mein Bruder?“

„Wisset Ihr das nicht?“ fragte Bischof Gerhard mit vorwurfsvollem Tone zurück; „habet Ihr denn nichts zu bereuen? Hat Eure Vernunft, nachdem sie in Eurer jähzornigen Seele die Herrschaft wieder gewonnen, Euch keine Gedanken einge-
flößt, die Euch beunruhigen? Billigt Ihr das, was Ihr bei heißem Blute gethan, jetzt auch bei kaltem Blute?“

„Ah, mein Bruder,“ rief Bischof Ekilo etwas ungeduldig, „Ihr meint, daß ich die faulen Knechte im Zorne geschlagen! Macht Euch darum keine Sorge. Diese trügen Schelme verdienen die Züchtigung dreifach und vierfältig und sind, strast man sie nicht, zu gar nichts nuge. Lasset uns von etwas Andreem sprechen!“

„Mit nichts,“ entgegnete Bischof Gerhard mit ernstem Tone, „so kommet Ihr diesmal nicht davon, mein Bruder! Es sei fern von mir, daß ich Euer Recht, Eure Knechte zu strafen, schmälern wollte, aber Ihr werdet mich nimmer dahin bringen, daß ich Euch eintäume, Ihr hättet ein Recht, Eure Knechte aus bloßer Lust zu schlagen. Das solltet Ihr nicht einmal an Thunden und andern Creaturen Gottes thun, um so viel weniger aber an Euren Knechten und Dienern, die ja doch Menschen sind.“

Bischof Ekilo fuhr etwas unwillig auf. „Wie redet Ihr denn, mein Bruder?“ fragte er, „habe ich meine Knechte aus bloßer Lust geschlagen?“

„Ihr habet zehnfach Schlimmeres gethan,“ erwiderte Bischof Gerhard mit immer größrem Ernst. „So Ihr etwas aus Lust thut, so seid Ihr doch mindestens Eurer Sinne mächtig; Ihr könnet es thun oder nicht, und so Ihr es thut, könnet Ihr Euch zügeln im rechten Augenblick, damit des

Wollen nicht zu viel gesehe. Im Zorne aber . . . Bedenket euch, was Ihr eben im Zorne gethan habet! Den Greis, des zitternde Hände den Kelch nicht haben halten können, der, vielleicht im Werränge gestochen, das Gefäß hat fallen lassen, den habt Ihr geschlagen, nicht, weil er es verdient, nicht mit Ueberlegung, sondern im sinnlosen Zorn, der es Euch unmöglich gemacht hat, Euren Arm zu lenken, oder die Festigkeit des Schlags zu mäßigen. Was Ihr nimmer bei gesunden Sinnen gethan hättet, das ist Euch widerfahren, da Ihr sinnlos waret vor Wuth: Ihr habet den alten Diener zu Boden geschlagen, vielleicht getödtet. Oder war es etwa Eure Absicht, mit dem Speer des Greises Kopf zu zerschmettern?"

„Was denkt Ihr von mir?“ rief Bischof Thilo mit dem Ausdruck der Beschämung.

„Nichts Böses denk ich von Euch,“ erwiderte Bischof Gerbard; „beantwortet mir aber, so es Euch genehm ist, die eine Frage. Wenn Ihr Eures Armes bei dem Schlage nicht mächtig waret, wenn Ihr wider Willen und Absicht des Kämmerlings Haupt getroffen habet, — hättet Ihr nicht eben so gut mein Haupt treffen können? Was meint Ihr? Wolltet Ihr dem abgeschossenen Bolzen, dessen Ihr nicht mehr Herr seid, gebieten, daß er diesen treffe und jenem ausweiche? Naht wahr, das wollt Ihr nimmer, weil Ihr es nicht könnt, und darum werdet Ihr nimmer einen Bolzen schießen, wenn ich oder ein Anderer, den Ihr nicht tödten wolltet, vor dem Bogen steht. Wenn Ihr nun Eures Armes im Zorn eben so wenig Herr seid, als des abgeschossenen Bolzen, warum laßt Ihr Eurem Arm freien Lauf, da Ihr mit selbigem eben

sowohl mich tödten könnet, als den alten Kämmerling? Wisset, mein Bruder, daß Euer Speer bei dem Schlage nur um die Breite eines Daumens an meinem Haupte vorbeigefahret ist, — Ihr hättet mich leichtlich tödten können!“

Bischof Thilo war, während der ehrwürdige, weise Gerhard noch sprach, nachdenklich geworden, denn die Worte des Freundes drangen ihm tief in die Seele; als jener ihm nun zeigte, wie leicht er sein Mörder hätte werden können, da hielt er rasch sein Ross an und rief mit dem Ausdruck der heftigsten Erschütterung: „Vergebt mir, mein theurer Bruder! Meine Seele fühlt einen Schmerz, als ob ich Euer Mörder wäre!“

Mit Wärme ergriff der ehrwürdige Gerhard des reuigen Freundes Hand und sagte: „Ich habe Euch nichts zu vergeben, mein Bruder, aber sehet zu, daß Ihr Euch der Vergebung Gottes würdig macht. Bügelt Euern Zorn! Denket an diese Stunde, denket an den Augenblick, da Euer Speer an dem Haupte des Freundes vorbeischwirrte! Ihr hättet mich tödten können, — daß es nicht geschehen, danket Ihr der Gnade Gottes, der in diesem Zufall Euch eine Warnung und Lehre vor Augen gestellt hat. Vergesset sie nimmer, mein theurer, vielgeliebter Bruder! Und damit Ihr ein Wahrzeichen habet, daran Ihr Euch erinnern könnt und das Euch, sobald Eure glühende Seele zum Zühorn auflodern will, mahnen möge an diesen Tag, empfanget von mir diesen Ring, den ich früher fünf Jahrzehende an meinem Finger getragen. So oft Ihr das Ringlein ansehet, so oft gedenket meiner Rede, und wenn dennoch der Zorn je Eure Seele übermannen will, so möge das goldne Heillein zur Harkn

Kette werden, damit Ihr die Leidenschaft meistert und den wilden Drang Eures Gemüthes zügelt!"

Freierlich hockte mit diesen Worten Bischof Gerbard den Ring an den Finger Hilos, der von Beschämung und Reue ergriffen, dem greisen Freunde um den Hals fiel und mit einem feurigen Schwur gelobte, der frommen Ermahnung für sein ganzes Leben eingedenk zu sein. Seine fromme Wallung war so aufrichtig empfunden, daß sie selbst den in ihm stets so mächtigen Hang zur Jagd für heute unterdrückte.

„Wenn es Euch gefällt, mein Bruder," sagte er zu Gerbard, „so reiten wir heim! Mir steht nach Euren Worten das Gemüth nicht sonderlich mehr zur Jagd."

„Ei, mein Bruder," erwiderte Bischof Gerbard, „Ihr wißt wohl, daß ich nur um Eurerwillen mitgeritten bin; wenn wir umkehren, so thut ich nicht Euch, sondern dann thut Ihr mir was zu Lieb!"

Darauf wandte sich Bischof Hilo zu den Rittersn und sagte mit lauter Stimme: „Reitet allein zur Jagd, werthe Herren, und laßt Euch Euer Vergnügen nicht schmälern durch unsere Abwesenheit! Mein Bruder Gerbard und ich, wir werden heimreiten und beten, diezeit Ihr jaget. Wir versehen, daß sich Keiner unter Euch, edle Ritter, verwundert, wenn einem Bischof das Gelüste kommt zu beten. Gott geleite Euch!"

Mit diesen Worten warf er sein Pferd herum und ritt an der Seite seines Freundes nach Merseburg zurück. Sobald er im Schlosse angekommen war, erkundigte er sich, was Johannes und der Jäger machten, und da er hörte, daß

Beide am Leben wären, war er sehr erfreut und ließ sie vor sich kommen.

„Ich habe Euch geschlagen,“ sagte er zu ihnen, „weil ich meinte, daß Ihr es verdient hättet; doch ich habe Euch im Zorn geschlagen und die Streiche sind härter gefallen, zumal auf Euch, mein guter Johannes, härter als ich es beabsichtigte. Vielleicht auch, daß ich im Zorn mich geirrt und Ihr die Züchtigung gar nicht verdient habet. Ihr werdet mir varum nicht großen, zumal da ich es aufrichtig bereue?“

Die beiden Diener waren sehr erstaunt über die Worte des Bischofs, denn wenn er auch, seinen Jägern abgerechnet, ein guter und freundlicher Mann war, so waren sie es doch nicht gewohnt, ihn solche Beweise von Demuth geben zu sehen.

Kurt sagte sich indes bald und ergriff das Wort zuerst: „Hochwürdiger Herr Bischof, sagte er, ich bin Euer Knecht, und Ihr möget mit mir verfahren nach Eurem Belieben. Da sei Gott vor, daß Groll gegen Euch in meine Seele kommen sollte. Daß Ihr das glauben könnet, schmerzt mich tiefer, als vorhin die Schläge Eures Speeres?“

Mit dieser Erklärung war der Bischof zufrieden und nachdem Kurt schwieg, wandte er sich zu Johannes und fragte:

„Und was saget denn Ihr, Kämmerling?“

„Hochwürdiger Herr, erwiderte dieser, ich bin ein alter Mann und Euer Diener. So Ihr mich getödtet hättet, wäre an meinem Felde der Verlust gering und für Euern Dienst der Schade nicht groß, denn Ihr würdet leichtlich einen andern Kämmerling bekommen, der des Amtes so gut oder besser wärtete wie ich. Aber um Eurer eignen Seele

willen ist es mir lieb, daß Ihr mich nicht erschlagen habt, und ich bete zu Gott, daß Ihr nimmer eines Unschuldigen Blut vergießen möget.“

Diese Worte verwirrten den Bischof ein wenig und er wußte nicht gleich, was er erwidern sollte. Statt seiner aber ergriß der greise Gerbard das Wort und sagte:

„Ihr habet wohl gesprochen, Johannes, und Euch als einen wahren Christen erwiesen. Gehet mit Gott!“

„Gehet mit Gott, alle Beide!“ rief Bischof Thilo, und die Diener verließen das Gemach.

Kurt war mit dem Erfolge, den seine heuchlerische Antwort hatte, wenig zufrieden, und der sichtbare Vorzug, welchen der Bischof Gerbard dem alten Johannes hatte zu Theil werden lassen, machte das Gift in Kurts Herzen nur um so schärfer. Noch ehe Bischof Thilo nach Hause zurückgekehrt war, hatte Kurt einen teuflischen Plan, der auf den Zühorn des Bischofs berechnet war, entworfen; er wollte nämlich erst mit der Anklage hervortreten, Johannes habe den Glühwein vergiftet gehabt, er, Kurt, habe das gewußt und deshalb, um das schändliche Verbrechen zu verhindern, den Giftmischer absichtlich an den Arm gestoßen, so daß er den tödtlichen Wein habe verschütten müssen. Da eine Untersuchung des Weines unmöglich war, so hoffte Kurt, er werde mit seiner falschen Beschuldigung bestehen, indem das, was ihm an Beweisen fehlte, der Zühorn des Bischofs ersetzen würde. Daß Kurt dieses tückische Vorhaben nicht sogleich ausführte, kam blos daher, weil er den Bischof in einer so ungewöhnlich milden Stimmung sah und derselbe überdies seine Reue wegen seiner Festigkeit und Uebereilung offen aussprach.

Welt entfernt jedoch, seinen Plan gänzlich aufzugeben, wollte Kurt vielmehr nur einen günstigen Augenblick abwarten, denn er zweifelte nicht, daß die Sanftmuth und Milde, welche Bischof Thilo nach seiner unerwartet schnellen Rückkehr von der Jagd zeigte, vorübergehend sei, und daß rasch genug der gewohnte Ungestüm seines Wesens zurückkehren werde.

Gar bald aber überzeugte sich Kurt, daß er sich in seiner Hoffnung betrogen habe, denn wie lange er auch harren mochte, der Bischof blieb, wie er von der Jagd zurückgekehrt war, milde und sanft, und was auch geschah, der ehemalige Jähzorn loberte nimmer wieder in ihm auf. — Das war das Werk des frommen Bischofs Gerhard. Denn ehe derselbe seinen Freund verließ, hatte er ihm nochmals das ernstliche Versprechen abgenommen, daß er unausgesetzt in der Geduld und im Langmuth sich üben und immer seinen Jähzorn bezähmen wolle. Thilo hatte sein Gelübde feierlich wiederholt und, wie er selber vorher von dem Freunde ein Ringlein als mahnendes Wahrzeichen empfangen, so zog er jetzt einen Goldreif vom Finger und reichte denselben dem Bischof Gerhard als Unterpfand dar, indem er sagte: „Seht diesen goldenen Ring, der soll an Eurer Hand zur mächtigen Fessel werden, welche mich und meine Gelübde an Eure Freundschaft fettet; und so ich je meinen Worten untreu würde, und dem Zorne mich lieber hingäbe als Euch, so möge der Ring an Eurem Finger zerspringen und die Kette unsrer Freundschaft gebrochen sein!“ —

War es nun die Aufrichtigkeit und feierliche Innigkeit, mit welcher Bischof Thilo sein Versprechen gegeben hatte, oder war es die Besorgniß, daß seine Verschwörung in Er-

süßung gehen und der Ring an Gerhards Finger zerspringen werde, wenn er seinen Worten ungetreu würde, oder war an Gerhards Ring eine heilige Zaubergewalt gebunden, welche den wilden Drang in Hilos Seele zügelte, — genug, Bischof Hilso war seit jener Zeit wie umgewandelt, und Kurt wartete, wie gesagt, vergebens auf eine Gelegenheit, bei welcher er des Bischofs Zorn zu des alten Johannes Verderben hätte benutzen können. — So oft in der Ausführung seiner Pläne gestört, drängte sich dem bösen Kurt der Gedanke auf, ob dies nicht eine Warnung Gottes sein möchte, daß er von seinem ruchlosen Verhaben, den armen Greis zu verderben, ablassen sollte? Wohl fehlt es nimmer dem Bösen an solcher Mahnung, allein nur zu oft hüllt sich die Seele des Verbrechers in Trost und Verstocktheit und achtet nicht der warnenden Stimme, die von der Sünde ihn abmalt. Auch Kurt widerstand in halsstarriger Bosheit der guten Regung, welche Gottes Barmherzigkeit in seine Seele legte; höhnisch lächelnd murmelte er: „Soll der Alte geschüßt werden vor dem Streiche, den ich nach seinem Haupte führe, so will ich doch diesen Streich erst führen und sehen, ob ich ihn verschele. Bin ich nicht wie ein altes Weib, daß ich meine, ich solle das nicht thun, was ich auszuführen einige Mal verhindert worden bin? Hoho, so leicht ist Kurt nicht zu zähmen! Was ich mir vorgesetzt, das will ich auch ausführen, dann werd ich sehen, ob ich recht gethan oder nicht. So es mir gelingt, muß es auch recht sein, und daß es mir gelinge, dafür will ich schon Sorge tragen!“

Dies ist die Art, wie böse Menschen denken. Ist es nicht fürchterlich, unglaublich? Wenn dem Leibe Gefahr drohet, so

suchen wir sie abzuwenden mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehen, ja unsere Kräfte wachsen im Kampf und unser Muth wächst mit der Gefahr. Aber wenn das Böse auf unsere Seele einströmt, um sie in Verderben zu stürzen, ach, dann fallen wir nur zu oft in stumpe Trägheit und geben uns willenlos der vernichtenden feindlichen Gewalt hin. Und doch ist der Kampf so schwer nicht. Beginnet nur mit gutem, frommen Willen diesen Kampf gegen die Versuchung und Ihr werdet sehen, wie auch hier Eure Kräfte wachsen werden, denn Ihr werdet bald einen mächtigen Beistand inne werden, den des allgütigen und allbarmherzigen Gottes! O glaubet es, das Böse ist nur stark, wenn wir schwach sind!

Sobald Kurt sich von der Bestimmtheit der Umwandlung in der Natur des Bischofs überzeugt hatte, änderte er auch alsbald seinen Plan. Sein ledes, tropiges Wesen verwandelte sich in lüschende Scheinheiligkeit und statt wie sonst sich ausschließlich mit Hunden und Waldgeräthschaften zu beschäftigen, lernte er, da er sah, daß des Bischofs Hang zur Jagd fast gänzlich verschwunden war, das Vater-noster und andre Gebete auswendig und erheuchelte ganz den Schein eines sanften und demüthigen Menschen. Nächstdem benutzte er mit schlauer Berechnung eine andre Lieblingsneigung seines Herrn, um sich desto sicherer in die Gunst desselben einzuschleichen. — Im bischöflichen Schlosse wurde nämlich seit langer Zeit ein Habe gehalten, der den Namen Rad führte, und mit welchem der Bischof bereits früher in den Stunden der Muße sich öfters zu beschäftigen pflegte, indem er sich an dem halb klugen, halb tölpischen Wesen des Vogels, an seinen possirlichen Sprüngen und an seinen heisern und doch so

ausdrucksvollen Schreilauten ergöhte. Seit jenem Vorfall aber, der auf das ganze Wesen des Bischofs einen so mächtigen Einfluß geübt und seine Jagdliebe fast gänzlich vertilgt hatte, war der Habe ganz besonders in Thilos Günst geküßet, er bezieht ihn oft Stundenlang in seinem Zimmer und ließ sich nicht selten von ihm auf seinen Spaziergängen begleiten. Diese Umstände suchte Kurt zu seinem Vortheil zu benutzen. Wie schlaue Bittsteller bei Hofe nicht sowohl die Günst des Fürsten selber als die seiner Günstlinge zu erschleichen suchen, so bemühte sich der verschlagene Kurt um die Günst des Raben, dem er alles Erdenkliche zu Liebe that, mit ihm spielte, ihn am Kopf kraute und ihn fütterte, so daß der Vogel sich nach und nach gänzlich an ihn gewöhnte, und fast beständig um ihn war, wenn der Bischof nicht nach ihm verlangte. Bald darauf kam Kurt auf den Gedanken, dem Raben die Zunge zu lösen und ihn einige Worte sprechen zu lehren, was, wie er mit Recht vermuthen durfte, dem Bischof viele Freude machen würde; da aber der Habe sich über Kerts Erwartung gelehrig zeigte und einzelne Worte schon nach wenigen Tagen vernemlich sprechen konnte, so brachte ihm Kurt auch ziemlich leicht den Spruch bei: „Gott grüß Dich, Bischof Thilo!“ und richtete den Vogel dahin ab, daß er den Gruß jedesmal dann herverbrächte, wenn man ihm das Wort: „Grüß!“ zurief. — Nachdem nun der Habe seine Lectien vollkommen gelernt hatte, trug ihn Kurt zum Bischof, setzte ihn zu Füßen desselben nieder und rief: „Krad, grüß!“ worauf der Habe sogleich seinen Spruch: „Gott grüß Dich, Bischof Thilo!“ hören ließ.

Die Freude, welche diese Ueberraschung dem Bischof ge-

währte, überstieg alle Erwartungen Kurts; seit vielen Monaten hatte der Bischof keine so frohe Laune gezeigt, er gebärdete sich fast wie ein freudiges Kind, streichelte und küßte den Raben und konnte nicht müde werden, sich den Gruß desselben immer wieder von neuem zurufen zu lassen. Fast vergaß er in seiner Freude, darnach zu fragen, wer den Raben diese Worte gelehrt habe, Kurt aber wußte durch wiederholte Andeutungen, namentlich dadurch, daß er mehrmals ausrief: „Das hast du wacker gemacht, mein Vogel, hast gut gehalten, wacker Knab!“ an den Lehrer zu mahnen.

Dadurch aufmerksam gemacht, erkundigte sich der Bischof, wer der Lehrmeister des Raben gewesen sei, und als Kurt nun in bescheidenem Tone sich als denselben nannte, hätte wenig gesehnt, daß der Bischof ihn umarmt hätte. „Wenn Du das aus Liebe zu mir gethan hast,“ rief Bischof Titlo, Kurt's beide Hände ergreifend und ihn mit dem Ausdruck des Wohlwollens anblickend, „wenn Du das aus Liebe zu mir gethan hast, so werd' ich's Dir all' meine Lebtage nicht vergessen!“

Somit hatte denn Kurt seinen nächsten Zweck erreicht, indem der Bischof ihn seit diesem Tage mit einer Liebe und Auszeichnung behandelte, wie keinen andern unter seinen Dienern, und selbst der alte Johannes hatte keinen Vorzug mehr vor Kurt. Da dieser nun so weit gekommen war, so dachte er unaufhörlich daran, wie er wohl die Freundschaft des Bischofs am besten zum Verderben des Rämmerlings benutzen könne, und da er sich bald überzeugte, daß es schwierig sein würde, bloß mit lechter Verläumdung und Obrenthäserci zum Ziele zu gelangen, so entwarf er einen neuen Plan,

der an Tücke und Bosheit kaum übertroffen werden kann. Kurt kannte nämlich die Neigung, welche Raben und Dohlen nach allen blanken Gegenständen zu haben pflegen, auch wußte er, daß diese Vögel von Natur die Fähigkeit besitzen solche Gegenstände heimlich mit ihrem Schnabel zu entwenden und sie dann zu verbergen. Da nun der Rabe des Bischofs sich so gelehrig erwiesen hatte, so fing Kurt an, zuerst die Diebesnatur des Vogels zu prüfen, indem er ihm von Zeit zu Zeit blankes Metallstückchen in den Weg legte und nun zusah, ob der Rabe dieselben daventrüge; als dieses geschah, stellte Kurt folgende Uebungen mit dem Raben an. Er zeigte ihm nämlich ein blankes Geldstück, oder einen Löffel von Blech und dgl., legte dann dasselbe unter ein Kleidungsstück, später in einen halbzugehobenen Schubkasten, nahm dann öfters den blanken Gegenstand wieder heraus, zeigte ihn dem Raben und legte ihn dann wieder an seinen vorigen Ort, worauf er durch Winke und Gebärden den Vogel zu ermutigen suchte, das Verborgene mit seinem Schnabel hervorzuholen und davonzutragen. Bald hatte der gelehrige Rabe so gute Fortschritte in der Kunst des Diebstahls gemacht, daß Kurt in seinem Plane um einen Schritt weiter vorgehen konnte. —

Bei dem Wohlwollen, das der Bischof dem boshaften, heuchlerischen Kurt schenkte, hatte dieser die Freiheit, öfters sowohl in die Wohngemächer, als in das Schlafzimmer des Bischofs zu gehen; von dieser Freiheit machte er jetzt öfter als früher Gebrauch, wobei er stets den Raben mitnahm. Nun ließ er hier den Vogel seine Lektion wiederholen, indem er ihm dieses oder jenes kleine Stück von den Kostbarkeiten

und Schmucksachen des Bischofs zeigte und ihn bedeutete, dieselben zu stehlen. Der Rabe zeigte sich denn auch den Befehlen seines Meisters gehorsam, und bald verschwanden aus den Gemächern des Bischofs allerhand Gegenstände, namentlich Geld und kleine Schmucksachen, so daß Bischof Thilo endlich aufmerksam wurde und den Verdacht schöpfte, er müsse einen Hausdieb unter seiner Dienerschaft haben. Diese Vermuthung theilte er zuerst dem alten Johannes mit, welcher zwar augenblicklich auf den Gedanken kam, daß Kurt, der außer ihm fast allein in den Zimmern verkehrte, der Schuldige sei, da er aber zu fromm war, einen unbegründeten Verdacht als Ueberzeugung auszusprechen, und zu mild gesinnt, einen vielleicht Unschuldigen zu verdächtigen, so beschränkte er sich darauf dem Bischof anzurathen, daß er seine Kostbarkeiten und sein Geld stets unter Verschluss halten möge, wobei er gleichzeitig sich erbot, die Bewahrung der Sachen zu übernehmen, wenn der Bischof ihm die Schlüssel zu seinen Schränken anvertrauen wollte. Dieser Vorschlag gefiel dem Bischof, der jede strenge Procedur vermeiden wollte, die ihm hätte Veranlassung zum Ausbruch des Zornes geben können, so gut, daß er ihn annahm. — Einige Stunden später kam Kurt mit dem Raben zum Bischof, und kaum war der Vogel im Zimmer, als er mit seiner krächzenden Stimme rief: „Bischof Thilo, sieh Dich vor!“ Dieser Zuruf versetzte den Bischof in das höchste Erstaunen und er fragte halb mit Strenge, halb mit Verwunderung, welche Absicht Kurt dabei gehabt habe, den Vogel diese Worte zu lehren. Kurt aber stellte sich nicht minder erstaunt und behauptete, daß er dem Raben diese Worte nicht beige-

bracht habe, und als der Bischof diesem Vorgeben nicht glauben wollte, vernahm sich der jüdische Kunt mit den heiligen Eiden, daß er nicht wisse, woher der Rabe jene Warnungsworte gelernt habe. Und doch schwor der Bösewicht eitel Meineide, denn allerdings hatte er in wohlbedachter Absicht dem Raben diese Worte gelehrt. Seine Schwüre überzeugten den Bischof von seiner Unschuldigkeit, und da Niemand Anders mit dem Raben sich beschäftigte, so war Bischof Tilo geneigt zu glauben, daß Gott ihn durch den Mund des Raben vor dem Diebe, der vielleicht noch Schlimmeres im Sinne habe, warnen wolle. Hierauf erzählte er dem bösen Kunt, daß er seit einiger Zeit öfters beschloffen worden sei, und daß er dem alten Johannes auf dessen eigenes Ersuchen die Bewahrung seiner Kestbarkeiten anvertraut habe. Bei dieser Mittheilung brach Kunt, seinem sonstigen ehrerbietigen Benehmen ganz entgegen, in ein höhnisches Gelächter aus, stellte sich dann aber, als sei es unwillkürlich geschehen und hat den Bischof in lechzlerischen Ausdrücken um Verzeihung, indem er hinzusetzte, daß ihm ohne sein Zutun ein Gedanke eingekommen wäre, der ihn so mächtig zum Lachen gereizt habe, daß er nicht hätte widerstehen können. Als ihn der Bischof nun fragte, was denn das für ein Gedanke gewesen sei, erwiderte er:

„Echswürdiger Herr Bischof, da ich noch ein kleiner Dube war, erzählte mir meine Mutter öfters Märlein und unter andrem eins von einem Wänter, der, da er verreisen thät, an seiner Statt einen Ziegenbock verweilen zum Aufseher in seinem Kohlgarten bestellte. So oft ich das Märlein hörte, mußte ich lachen, da mir der alte härtige Bock einfiel, wie

selbiger nun vor Freuden sprang und den Kopf auftraß, zu dessen Pater er bestellt worden.“

Bischof Thilo blickte mit hohem Erstaunen auf. „Was soll das bedeuten,“ fragte er, „und wie mag Dir dies heidnische Märchen einfallen, da Du erfährst, daß Johannes der Pater meiner Kleinodien geworden ist? Wie magst Du es wagen, den ehrlichen treuen Diener mit dem diebischen Vode zu vergleichen!“

Kurt stellte sich sehr erschrocken über die Entgegnung des Bischofs und sagte: „Verzeihet, hochwürdiger Herr Bischof, meine freventlichen Worte, die mir schier wider meinen Willen aus dem Munde gefahren sind. Das sei fern von mir, den alten Mann der Dieberei zu bezüchtigen! Nur sein Hang nach Golde und sein Geiz, welche Leidenschaften des Johannes ja Euch, Hochwürdigster, so gut bekannt sind als mir, nur diese haben mir das Märlein vom Vode im Garten wieder vor die Sinnen gestellt.“

„Wie?“ rief Bischof Thilo verwundert, „Johannes ist geizig und dürstet nach Gold? Sieh Dich vor, was Du sagst, denn bis heute habe ich weder gewußt noch gehört, daß solche Leidenschaften in dem Herzen meines Kämmerlings nisten.“

„Ach,“ rief Kurt mit kläglichem Stimm, „hätte ich doch lieber geschwiegen, als daß ich Dinge vorgebracht, die meinem hochwürdigen Herrn mißfallen!“ Nach diesen Worten brach Kurt in ein verstelltes Weinen und Schluchzen aus, ohne ein Wort weiter zu sagen, denn er dachte, daß die in die Seele des Bischofs gestreute Saat des Mißtrauens nun wohl besser wuchern würde, als wenn er sich auf weitere Erörterungen Sagen.

einließe, zumal da er ohnedies befürchten mußte, die Beweise für seine verleumderische Behauptungen nicht gewähren zu können. Er ging deshalb, fortwährend schluchzend, aus dem Zimmer und nahm wie in Gedanken den Raben mit sich, wozu er indeß allerdings seine guten Gründe hatte. Damit es nämlich um so mehr scheinen möchte, daß dem Raben die obenerwähnten Warnungsworte nicht künstlich beigebracht worden seien, suchte Kurt sogleich dem Vogel dieselben wieder abzugewöhnen. Zu diesem Zwecke sagte er dem Raben die Worte vor, so wie aber der Rabe dieselben nachsprechen wollte, schlug ihn Kurt mit einer Gerte, und dies wiederholte er so oft, daß der Vogel endlich, so wie er jene Worte hörte, alle Zeichen der Angst von sich gab und, wenn es ihm irgend möglich war, davonlief. Dieser Streich war von Kurt sehr schlau berechnet, denn bei reißlicherem Nachdenken konnte Bischof Thilo den Verdacht nicht unterdrücken, daß Kurt dennoch dem Raben auch diesen Spruch gelehrt habe; da nun aber der Rabe seit jener Zeit die Warnungsworte weder freiwillig, noch auf Zureden wiederholte, schien dies dem Bischof ein Beweis zu sein, daß hier eine Art von Wunder stattgehabt habe, und Kurt war demnach in seinen Augen vollkommen gerechtfertigt.

Was den alten Johannes betrifft, so kämpfte der Bischof lange Zeit mit sich selber, ob er die Anklage Kurts als irrig oder verleumderisch verwerfen, oder ob er doch auf Grund derselben sich eine nähere Kenntniß von dem Character des alten Kämmerlings verschaffen solle. Leider ist die menschliche Seele in Folge ihrer eignen Unvollkommenheit stets zum Mißtrauen geneigt, denn Niemand fühlt sie ihre eigne Schwäche

und mißt natürlich auch den Andern dieselbe bei, theils fehlt ihr die Möglichkeit, eine vollkommne Ueberzeugung von dem zu gewinnen, was ihr zweifelhaft ist, und jeder Schritt, den die Ueberzeugung zurückweicht, thut das Mißtrauen vorwärts. So ging es auch dem Bischof Ibiolo. War er auch in diesem Augenblick von des Kämmerlings Unschuld fest überzeugt, so fingen doch schon im nächsten wieder Kurts Worte an zu flackeln und zu nagen und ließen ihm keine Ruhe. In diesem Kampfe des Zutrauens mit dem Mißtrauen gewann das letztere dennoch endlich die Oberhand, so daß der Bischof beschloß, den alten Johannes wenigstens durch einige Worte zu prüfen. Als jener ihm daher eines Tages beim Ankleiden behülflich war, sagte der Bischof:

„Es sind nun schier zwei Monde, Johannes, daß ich Dir die Bewahrung meines Geldes und meiner Kleinodien anvertraut habe, gib mir denn jetzt die Schlüssel, damit ich mich überzeuge, ob Du gut Wacht gehalten habest und mir fürder nichts entwendet worden ist.“

Der Bischof hatte diese Worte kaum gesprochen, als Johannes seinen Ramm aufknöpfte und aus einem Lederbeutel, den er auf der Brust trug, die verlangten Schlüssel herausnahm. Johannes that dies so rasch, so bereitwillig, so ohne alle Verlegenheit, und mit so ehrlichem, treuen Ausdrucke, daß dem Bischof sein Zweifel leid ward und er daher sagte:

„So Du etwa selbst Dich überzeugt hast, Johannes, daß nichts fehlt, thut es nicht noth, daß ich nachsehe.“ Und wirklich nahm er dem Kämmerling die Schlüssel nicht ab, da derselbe versicherte, daß sich Alles richtig und im besten Zustande befinde. Indessen hatte der Bischof durch diesen Ver-

fall keine neue Gründe für seine Ueberzeugung gewonnen, und sein Mißtrauenehrte zurück, sobald die Wallung des Augenblicks verschwunden war. Wie früher, so quälten ihn auch jetzt wieder Zweifel wegen des Kämmerlings Ehrlichkeit, denn er sagte sich wiederholt, es sei natürlich, daß der alte Johannes nicht stehlen könne, da er selber die Aufsicht habe und die Schränke jedem Andern unzugänglich seien, weshalb bei einem etwaigen Diebstahl der Verdacht ihn nothwendig treffen müsse. Der Bischof beschloß daher, von neuem den Charakter des alten Dieners zu prüfen, und sich namentlich zu überzeugen, ob derselbe wirklich, wie Kurt gesagt, von sträflischem Geldbedürfniß befeelt sei. Bischof Ekilo benutzte deshalb die erste Gelegenheit, wo Johannes sich besonders eifrig in seinem Dienste erwies, und sagte zu ihm:

„Dieweil Du Dich seit vielen Jahren in meinem Dienste treu erwiesen, und noch jetzt in grauen Haaren also löblichen Eifer bezeigst, so habe ich beschlossen, Dir als absonderlichen Beweis meiner Liebe und Dankbarkeit zehn Goldstücke zu schenken, sofern ich nur glauben darf, daß Dir darüber eine Freude geschieht.“

Bischof Ekilo, der, während er sprach, den alten Johannes scharf beobachtet hatte, bemerkte mit nicht geringem Schreck in den Zügen des Kämmerlings den Ausdruck der lebhaftesten Freude, und wenn er ja noch einen Zweifel gehabt hätte, so mußten die Worte des alten Johannes ihn vollends zerstreuen, denn dieser rief:

„Hochwürdigster Herr, obwohlen ich mir nicht anmaßen kann, in Eurem Dienste was Uebrigcs gethan zu haben, so

ehret mich doch Eure Huld sehr hoch, und Euer Geschenk erfüllet mich mit großer Freude!“

„Wie?“ rief Bischof Thilo, „freuest Du Dich so über das Geld, und bist doch ein alter Mann, der hat, was er bedarf, und kannst das Geld nicht anders nützen, als daß Du es in die Truhe schließt!“

Der vorwurfsvolle Ton, in welchem der Bischof diese Worte sprach, erschreckte den alten Johannes und nachdem er einige verlegene Worte hervorgestottert hatte, sagte er:

„Bundert Euch nicht, hochwürdigster Herr, über meine Freude; Euch wird bewußt sein, daß in der Seele des Menschen mannigfache Schwächen ihren Sitz haben, die Schwäche des Alters aber pfleget die Habsucht zu sein, und nicht gar selten ist es, daß ein Greis mit dem Golde spielt, wie ein Knabe mit dem Stedensperde.“

Der Bischof mußte mit Gewalt den Ausbruch seines Zornes zurückhalten, denn offener und deutlicher hätte der alte Johannes sich wohl kaum als schuldig der Verbrechen, deren Art ihn gezeiht hatte, bekennen können. Jetzt stand denn auch die Ueberzeugung in Thilo fest, daß Johannes ein Dieb sei und der Anblick desselben ward ihm so unerträglich, daß er ihm unter einem passenden Vorwande befohl, das Gemach zu verlassen. Johannes ging, in der Thür aber kehrte er wieder um, schritt zu dem Bischof zurück und sagte mit demuthsvollem Tone:

„Bergebet mir, Hochwürdigster, daß ich Eurem Befehle nicht allsogleich gehorche! Ich kann Euch nicht verlassen, bevor ich mich freiwillig eines Vergehens angeklagt, dessen ich mich gegen Euch schuldig gemacht habe.“

Sich überrascht hörte Bischof Thilo diese Worte und in ungetrübter Spannung sprang er von seinem Sessel auf, denn er meinte gewiß, durch seine Güte gerührt und zur Reue bewogen, werde Johannes nun freiwillig seine Diebstahle bekennen, und schon sann er mit flüchtigen Gedanken darauf, was er über den treulosen Diener nach dem Bekenntniß verhängen solle, als Johannes, der vergeblich auf die Aufforderung, weiter zu sprechen, gewartet hatte, folgenthermaßen fortfuhr:

„Ich habe Euch belogen, hochwürdigster Herr, da ich sagte, daß ich mich aus Habsucht und Geiz über Euer Geschenk gefreut, und wenn ich auch die Lüge in guter Absicht vorbracht, so seht mir doch mein Gewissen zu, daß ich Euch bekennen muß. Vergebet mir denn um meiner guten Absicht und um meiner Reue willen, und so es Euch gefällt, erzeiget Eurem alten treuen Knecht die Liebe und fraget nicht, was ich mit dem Gelde schaffe.“

Raum sind Worte im Stande, die Stimmung zu schildern, in welche diese Rede den Bischof versetzte. Derjenige, von dem er das Bekenntniß eines Diebstahls erwartete, klagte sich freiwillig und reuevoll einer Schuld an, die diesen Namen kaum verdiente, und legte dadurch vielmehr ein Zeugniß der Reinheit seines Herzens ab, während er zugleich beehrte, dasjenige als Geheimniß bewahren zu dürfen, das zu wissen der Bischof grade am meisten wünschte. Verlegen über das, was er erwidern sollte, schwieg Bischof Thilo eine ganze Weile, endlich aber sagte er:

„Weil Du es so dringend begehrest, will ich Dein Geheimniß Dir lassen, doch will mich bedünken, es solle der

Knecht vor dem Herrn nichts geheim halten, und mein ich auch, das Gute brauche nimmer das Licht zu scheuen.“

Auf den wahren Johannes machten diese Worte einen schmerzlichen Eindruck und er erwiderte mit trauriger Stimme: „Wöge mir Gott verzeihen, wenn ich unwissentlich gefehlt, und da Ihr mir es also deutet, so erlaubet mir, Euch die Wahrheit zu bekennen, und sehet dann zu, ob mein Wunsch, selbige zu verhehlen, so gar sträflich gewesen.“

Nachdem der Bischof die erbetene Erlaubniß mit einer gewissen Paß gegeben hatte, fuhr Johannes folgendermaßen fort:

„Wisset, hochwürdiger Herr, daß ich niemals Geschwätzer gehabt habe, außer einem Zwillingabruder, den ich zärtlich liebte, weil er schon als Knabe und noch mehr, da er Jüngling ward, so treffliche Eigenschaften des Leibes wie des Geistes und der Seele an sich erwies, daß schier Jeder ihn lieben mußte, der ihn sah, um wieviel mehr also sein eigener leiblicher Bruder! Leider aber hat es dem allmächtigen Gott gefallen, eben diesen meinen Bruder ein über die Maßen trauriges Schicksal erleben zu lassen! Der fromme Veltiger meiner Eltern bestimmte ihn zum Geistlichen und nahm ihn in das Kloster. Anfangs waren die ehrwürdigen Väter mit der Lernbegierde und den Fortschritten meines Bruders sehr zufrieden; nach einigen Jahren aber nahmen sie wahr, wie derselbe, ergriffen von Wissens-Hochmuth, nicht mehr auf ihre Lehren hörte, sondern anfing, selber in der heil. Schrift, so wie in den Werken der heil. Kirchenväter zu forschen und daraus Grundsätze und Lehren zu ziehen, die von unserer allerheiligsten Kirche verdammt werden. Die Ver-

blendung meines unglücklichen Bruders ging so weit, daß er behauptete, die Lehren des Johannes Hus, eines böhmischen Ketzers, der verbrannt worden ist, wären nicht allesamt irrig, sondern wäre viel Gutes darin, und würde noch eine Zeit kommen, wo die christliche Kirche, trotz dem allerbetheiligsten Vater zu Rom jene Lehren annähme und benezte. Selbsterlei aberwägige Reden zogen meinem Bruder öftermals Strafen zu, als er sich aber dadurch nicht bessern ließ und darum endlich als wahrer Ketter angeklagt ward, entließ er heimlich aus dem Kloster und begab sich nach Böhmen; wo damals, wie noch heutzutage, in den Bergschluchten sich diejenigen versteckt hielten, welche sich zu den Lehren des ketherischen Hus bekannten und ihren sündhaften unchristlichen Gottesdienst daselbst im Verborgenen ausübten. Zwei oder drei Jahre verblieb mein Bruder unter dem böhmischen Volke; nachdem er sich aber überzeugt hatte, daß jene Ketter auch von den Lehren ihres Meisters Hus abgewichen wären, und keinesweges christliche Milde und Duldsamkeit übten, sondern vielmehr sich untereinander zu Grausamkeit und Tücke anreizten, auch durch keinerlei Einreden mehr zu bessern wären. so trennte sich mein Bruder wiederum von ihnen und ging nach Italia, um, wie er sagte, die Krankheit unserer heil. Religion an der Wurzel zu heilen. Allein in Weltkland verloren sich seine ketherischen Gedanken, er überließ, wie sichs gebührt, die Kirche und ihre Sagungen der Sorge des allerbetheiligsten Vaters und der hochwürdigsten Kirchenfürsten, und wendete sich seinerseits mit allen seinen Gedanken den Denkmählern aus der alten heidnischen Zeit zu, den Tempeln und Standbildern der alten griechischen

und römischen Götzen, so in Italla noch häufig gefunden werden sollen. Doch müßt Ihr nicht glauben, hochwürdigster Herr, als hätte mein unglücklicher Bruder sich dem Götzen-dienste hingeeben, vielmehr hat er, wie er mir zugeschworen mit heiligen Eiden, nur die Schönheit bewundert, mit welcher die alten Heiden ihre Tempel gebauet, und die große Kunst, mit welcher sie aus Marmelstein menschliche Figuren so natürlich gemeißelt, daß man schwören müste, es wären zu Stein gewordene Menschen; ja die Schönheit dieser Figuren soll so groß sein, daß ein Mensch, sei es ein Mann oder ein Weib, um so schöner ist, je mehr er diesen Steinbildern ähnlich sieht, und daß es auf der ganzen Welt keinen einzigen Menschen giebt, dessen Schönheit in allen Theilen so vollkommen ist, als wiederum bei diesen Standbildern. Da nun mein Bruder in dem Kloster erfahren, daß es noch viele Bücher aus jener heidnischen Zeit gäbe, darinnen Nachrichten und, wie er sagt, gar schöne Lehren enthalten seien, hat er angefangen, diese heidnischen Bücher, so lateinisch und griechisch geschrieben sind, zu lesen und darin zu forschen, worüber er denn die Steinfiguren vergessen und bei den Büchern geblieben ist und immer tiefer darin geforschet hat, bis er endlich eins gefunden, so von der schwarzen Kunst handelt und die Wissenschaft lehrt, wie nicht nur Gold und Silber zu machen, sondern auch ein Lebensbalsam, dadurch der Mensch ein Leben von vielen hundert Jahren erreichen kann, so wie auch in dem Buche beschrieben stand, auf was Art der Lapis Philosophorum (d. i. der Stein der Weisen) zu finden sei. Darüber hat mein Bruder wiederum die heidnischen Bücher, so von der Kunst, Figuren aus Marmelstein

zu weiseln, handeln, vergessen und ist bei dem *Lapis Philosophorum* stehen geblieben, nach welchem er lange Zeit gesucht und geforschet. Wie er nun dabei viele Bücher unter die Hände bekommen, so von der *Astrologia* (d. i. Stern-
deuterkunst) handeln, hat er sich darinnen wieder so vertieft, daß er den *Lapis Philosophorum* vergessen und sich der *Astrologia* zugewendet hat. — Nun müßet Ihr aber wissen, hochwürdigster Herr, daß mein Bruder, während er solcherlei arge Dinge trieb, mit großer Noth und bitterm Ungemach beständig zu kämpfen gehabt, diemeil es ihm an Lebensunterhalt gänzlich gefehlt, so daß er in Welschland in einer Höhle hat wohnen und seines Leibes Nahrung sich mühselig hat erbetteln müssen. Wie er nun aber in der *Astrologia* so weit gekommen war, daß er zukünftige Dinge hat voraus-
sagen können, als wie zum Exempel, wann ein Pabst oder ein Kaiser sterben und wer ihnen folgen würde in der Herrschaft, da ward er angeklagt als ein Zauberer und Schwarzkünstler, und um dem Scheiterhaufen zu entgehen, entfloß er nach Welschland und irrete fünf Jahre umher in Wäldern und Bergschluchten und führte mehr das Leben eines wilden Thieres, als eines Menschen. — Vehn Jahre sind es jezt, da trat eines Tages ein furchtbar aussehender Mensch plötzlich in meine Kammer in diesem Schlosse, und kaum war er eingetreten, als er vor Hunger und Mattigkeit wie todt zu Boden stürzte. Ich war sehr erschrocken, weil ich ihn nicht erkannte und meinte, der böse Feind wäre zu mir gekommen, denn der Unglückliche sah nicht aus wie ein Mensch. Um seine abgekehrten Glieder hingen Lumpen und Felle, sein Haupt war haarlos, sein Gesicht aber unter einem wil-

den Bart verbergen. Schon wollte ich entfliehen, als mein Bruder die Arme mir entgegenstreckte, und mir mit matter sterbender Stimme rief: „Johannes, Johannes, hilf mir, denn ich bin Dein Bruder!“ Die Stimme drang mir tief in das Herz, ich entblößte die Brust dessen, der sich meinen Bruder genannt hatte, und erkannte an einem großen Muttermale über der Herzgrube, daß er die Wahrheit gesprochen habe. Ich ließ es mir nun angelegen sein, die Todesmattigkeit meines Bruders durch Nahrung und durch Herzkärkung zu verschleichen; sobald er aber sich so weit erholt hatte, daß er mir die traurigen Schicksale seines Lebens erzählen konnte, und ich jetzt von ihm erfuhr, wie er als Keger angeklagt sei und noch immer als solcher verfolgt werde, da beschloß ich, ihn nicht in Eurem Palaste, hochwürdigster Herr, zu beherbergen, sondern ihn irgendwo an einem verborgenen Orte seinen Aufenthalt nehmen zu lassen. Der reichliche Lohn, den ich in Eurem Dienste gewinne, machte es mir leicht, meinem Bruder eine kleine Strecke unweit Merseburg ein abgelegenes Häuschen zu mietben, woselbst er in ruhiger Verborgenheit leben konnte. Bald aber überzeugte ich mich, daß das Unglück keinesweges die alten Gelüste in dem Herzen meines Bruders getödtet habe, denn er sündete mir an, er wolle lieber todt sein, oder wiederum wie ein wildes Thier umherirren und in der Wildniß seinen Geist an der Erkenntniß der Kräuter und des Gesteines erquicken, als daß er so, obwohl in großer Behaglichkeit, dahin leben sollte, ohne Astrologia und Alchymia und ohne seine heidnischen Bücher. All mein Gegenreden half zu nichts, denn er blieb dabei, daß sein Treiben nicht sündhaft oder unchristlich wäre, weil

nichts darinnen sei von der schwarzen Kunst oder anderem Zaubermwesen, sondern pure Wissenschaft, so dem menschlichen Geist ziemete, und sagte weiter, es werde eine Zeit kommen, da alle Christen, ja selbst die hochwürdigen Fürsten der Kirche dergleichen Wissenschaft treiben und große Ehre davon haben würden. Da er nun nicht abließ, solchergestalt in mich zu dringen und endlich wirklich sich daran machte, sein einsames Häuschen zu verlassen, um wieder in der Wildniß umher zu irren, so willfahrte ich ihm endlich und gab ihm Geld, dafür er sich lateinische und griechische Bücher und allerlei Zaubers-Instrumente kaufte, womit er den Lauf der Planeten und die Konstellationen observiret und erstaunliche Dinge prophezeit, wann Sonne und Mond sich verfinstern und Kometen am Himmel erscheinen werden und noch viele andre Dinge. Oftmals habe ich mich gewundert, wie doch mein Bruder bei so unchristlichem Treiben in seiner Seele so ruhig, ja selbst in seinem Herzen so glücklich sein könne? Er aber beharrte dabei, er wäre ein guter Christ, und wenn ich es auch nicht gänzlich glauben wollte, so ward doch mein brüderliches Herz vermaßen ergriffen, daß ich meinen Bruder, der des Leides schon so viel erfahren, in seinem Glücke nicht hinderlich sein wollte, zumal da ich gesehen, daß er von Zeit zu Zeit die Messe besuchte und Beichte ablegte. — Nun aber ist es etliche Monate her, daß mein Bruder mich gefragt, ob ich nicht ein Häuflein Geldes hätte, dafür er sich ein neues Instrument kaufen könne, nach welchem er mit dem heißesten Verlangen begehrete. Aber ich hatte nichts, weil ich Alles, was ich besaßen, bereits zu seinem Unterhalt hergegeben hatte. Wie ich nun den Kummer meines Bruders sah, der

ein so trauriges Leben geführt, und dessen Alter zu erheitern mein innigster Wunsch war, betete ich oftmals zu Gott, daß er mir eine Gelegenheit gewähren möge, das nöthige Geld zu erwerben, woran ich zugleich erkennen wollte, daß das Treiben meines Bruders seiner Versicherung gemäß weder unchristlich noch sündhaft wäre. Jezo, hochwürdigster Herr, werdet Ihr es Euch erklären können, warum Euer unerwartetes und so reiches Geschenk mich über die Maassen erfreute. Kann ich doch nun den Wunsch meines Bruders erfüllen, und habe zugleich die Ueberzeugung, daß sein Wandel gottgefällig sei, da mir Gott durch einen seiner fürnehmsten und frommsten Diener, durch Euch, hochwürdigster Herr Bischof, ein Zeichen gegeben hat."

Der Bischof hatte der Erzählung des alten Johannes mit der größten Spannung zugehört und versank, als derselbe endete, in tiefes Sinnen. Es war ihm zu Muth, als wäre er und all sein Thun einer fremden Gewalt preisgegeben, als wäre sein Wille vernichtet, und wo er nach eigenem Ermessen zu handeln dachte, da wirke der Antrieh und die Absicht einer verbergenden Gewalt, die sich seiner als Werkzeug bediene. Dieses Gefühl machte ihn bekümmert und traurig, seine Augen füllten sich mit Thränen, leisebeugend reichte er die Hand dem alten Johannes und winkte ihm mit sichtbaren Zeichen einer tiefen Wehmuth, das Gemach zu verlassen. Sobald er allein war, sprang er vor innerer Bewegung vom Sessel auf und rief, die Hände bestig aneinanderschlagend: „Ibilo, Ibilo, was ist aus Dir geworden!“ Hierauf durchschritt er das Zimmer mehrmals eilig und ungestüm, dann aber, ruhiger geworden, setzte er sich wieder in seinen

Seffel, küßte das Haupt in die Hand und sagte: „Daß meines Blutes Feuer gedämpft ward von meinem frommen Bruder Gerhild durch dieses Ringleins Kraft, das hab ich nimmer beklagt, obwohl mir dadurch ein Stück meiner selbst geraubt und mein eigenes innerstes Wesen gemobelt und umgeformt ward, wie ein Stück Ihen in der Hand des Wiltners. Der allmächtige Gott weiß es, daß ich ihm dafür gekauft mit inbrünstigem Gemüth, die weil vordem mein Wesen sundhaft und nicht wie eines Bischofs war. Daan aber, da ich dem alten Johannes, den ich seit vielen Jahren als treuen Diener erprobt, die Huth meines Goldes anvertraut, kommet der Kabe, ein Vogel, ein unvernünftig Thier, und rufet mir zu, daß ich mich wahren solle, daß meines Welkes Ermessen falsch sei, und verwirret mich ganz und gar. Da nun meines Blutes Wärme und meines Geistes Denkkraft nichtig sind, was bleibt mir noch außer meinem Willen? Und siehe, auch mein Wille ist mir geraubt, ich bin schlimmer denn todt! Habe ich nicht gemeint, dem alten Johannes das Gold aus freiem Willen zu schenken und um ihn zu prüfen? Nun hab ich erfahren, daß ich das habe thun müssen, damit sein legerischer Bruder das Geld, er selber aber ein Zeichen habe.“

Wiederum versank er in tiefes Sinnen, und wie der Mensch das am meisten zu begehren pflegt, was ihm am meisten verwehrt wird, so sann Bischof Thilo jetzt immer eifriger darüber nach, wie er wohl ein sicheres Zeichen bekäme, daran er erkennte, ob der alte Johannes ein Dieb sei oder nicht. Die Liebe des alten Kämmerlings zu seinem Bruder und die traurigen Lebensschicksale des Letzteren er-

griffen und rührten den Bischof; bald aber wich diese Stimmung einem neuen Zweifel, ob nicht Johannes eben aus Liebe zu seinem Bruder ein Dieb geworden sein möchte? „Gewiß kostet,“ sagte der Bischof zu sich selber, „der Unterhalt des Bruders dem Kämmerling viel Geld, mehr wohl, als sein Dienstlohn ihm einträgt, und es wäre nicht zu verwundern, wenn er das Fehlende solcherweise sich zu verschaffen suchte. Wie aber soll ich es ergründen, da ich mit all meinem Thun, Denken und Wollen nicht mehr mein eigen bin, sondern fremden Gewalten unterthan? — — Ja, da kommt mir ein Gedanke! Der Kurt, der ja auch ein treuer Knecht ist, soll den Johannes prüfen. Ja, so soll es sein, und so wird es wohlgerathen!“

Niemals ist der Mensch mehr verloren, als wenn er an sich selber verzweifelt. Wie thöricht war Bischof Ebilo, daß er glaubte, sich selber verloren zu haben, weil er sah, daß über seinen Gedanken eine höhere Macht waltete, als ob wir nicht allesammt Werkzeuge des allmächtigen Gottes wären! Wie thöricht war er, da er glaubte, sein Wille sei nicht mehr sein eigen, und sodann den Kurt doch auch mit seinem eignen Willen bestimmte, statt seiner zu handeln. Wehe dem Menschen, der die höhere Gewalt, die über ihn herrscht, zu zügeln oder zu zwingen gedenkt, das schlägt nimmer zum Guten aus.

Ein dunkles Gefühl sagte dem Bischof, daß der von ihm entworfene Plan zur Prüfung des alten Johannes nicht gut sei und er konnte mehrere Tage lang mit sich selber nicht einig werden; endlich siegte aber das Ralsche über das Wahre, und der Bischof trug dem heimtückischen Kurt die

Aufsicht über Johannes auf. Hätte Bischof Tbilo sich seines falschen Glaubens, daß er fremden Gewalten unterthan sei, ent schlagen und wäre zu dem wahren Glauben gekommen, daß sein, wie unser Aller Denken und Wollen in der Hand Gottes liege, so würde er nicht in einen so großen und durch seine Folgen so traurigen Irrthum verfallen sein.

Wir wollen die jüdische Freude nicht schildern, welche Kurt über den Auftrag, den der Bischof ihm ertheilte, empfand; ihm war, als wären jetzt alle seine Wünsche auf einmal erfüllt, als wäre erst jetzt seinem Leben der wahre Beruf angewiesen worden. Mehr als ein Lieger sich freut, der die sichere Beute vor sich sieht, die seine Zähne zermalmen sollen, freute sich Kurt über das in seine Hände gegebene Verderben des alten Johannes. Indessen vergingen mehre Wochen, ohne daß Kurt Gelegenheit hatte, irgend etwas zu Johannes Schaden zu unternehmen, denn da dieser alle Kleinodien so wie die Schlüssel zu den Schränken sorgfältig bewahrte, so konnte nichts entwendet und daher auch nichts ihm zur Last gelegt werden. Täglich fragte der Bischof, ob Kurt noch nichts entdeckt habe, und da dieser zu seinem großen Bedauern immer verneinen mußte, so wollte der Bischof bereits seinen Verdacht aufgeben; aber Kurt verhinderte ihn daran, indem er sagte: „Es ist wohl natürlich, daß Johannes sich zu flehlen hütet, da er selber der Wächter ist und wohl wissen muß, daß, sofern etwas entwendet würde, Niemand anders, denn ihn allein der Verdacht treffen müßte. Darum, hochwürdigster Herr, ist meine Meinung, daß Ihr dem Johannes die Obhut über Euer Geschmeide wieder abnehmet und die Aufsicht darüber selber führet; dabei möget

Ihr von Zeit zu Zeit das eine oder das andre Stück unbewacht liegen lassen und zusehen, ob es etwa gestohlen wird. Sorget Ihr dabei zugleich, daß kein anderer von den Dienern allein in Eure Gemächer komme, so könnt Ihr, dafern wieder etwas gestohlen würde, wegen des Diebes wohl nicht mehr in Zweifel sein, zumal da ich selber, um allen Verdacht zu vermeiden, ebenfalls nur in Eurer Gegenwart hier eintreten werde."

Dieser Vorschlag gefiel dem Bischof ganz außerordentlich; er nahm sofort dem alten Johannes unter einem passenden Vorwande die Schlüssel wieder ab, und richtete überhaupt Alles so ein, wie Kurt es ihm gerathen hatte. Dieser seinerseits nahm nun wieder neue Uebungen mit dem Raben vor und brachte ihm ohne viele Mühe dasjenige bei, was zu diesem Zwecke dienlich war.

Nachdem mehre Tage vergangen waren, ohne daß von den Kleinigkeiten, welche der Bischof liegen ließ, etwas gestohlen wurde, weil Kurt es für passend hielt, erst einige Tage verstreichen zu lassen, vergaß der Bischof eines Tages absichtslos seine goldene Halskette, die ihm als ein Erbstück werth war, in den Schrank zu schließen. Am andern Morgen, als der Bischof angetheilt war, und die Kette umthun wollte, konnte er dieselbe an dem Orte, wo er sie gewöhnlich aufzuheben pflegte, nicht finden, und erinnerte sich erst jetzt mit nicht geringem Schrecken, daß er am Abend vorher vergessen habe, die Kette in den Schrank zu legen. Natürlich fiel sein Verdacht sogleich auf den eben anwesenden Johannes und er sagte zu demselben mit einer Heftigkeit, die den allen Diener erschreckte; „Ich bitte Dich

Sagru.

um Deines Heils willen, Johannes, bekenne Dich genau, ob Du die Kette nicht gesehen, und sie nicht vielleicht wider Wissen und Willen in die Taschen Deiner Kleider verborgen hast!"

Johannes traute seinen Ohren kaum und blickte halb staunend halb mit Behmuth zu dem Bischof empor, worauf er mit offenem Blick sagte: „Herr, laßet mich durchsuchen vom Kopf bis zur Ferse, und so Ihr etwas findet," setzte der alte Mann, in Thränen ausbrechend, mit Schluchzen hinzu, „so nehmet es und gebet mein greises Haupt dem Henker.“

Der tiefe Schmerz, von dem Johannes so sichtlich ergriffen war, erschütterte den Bischof dermaßen, daß er seinen Verdacht auf das innigste bereute und mit Thränen in den Augen zu Johannes sagte:

„Nehmet Euch mein barmes Wort nicht so zu Herzen, Johannes! Ich hätte es nimmer gesagt, wenn mir die Kette nicht so werth wäre. Glaubet mir, wer mir diese Kette nahm, der entwendete mir die Hälfte meiner ganzen Habe, und wer mir dieses Ringlein nähme," dabei deutete er auf den Ring des Bischofs Gerhard von Meissen, „der nähme mir mehr als all mein Gut, der raubte mir halb mein Leben. Gehet nun mit Gott, Johannes, und vergebet mir, da Ihr unschuldig seid.“ Als Johannes schon in der Thür war, rief ihm der Bischof noch nach: „Höret noch das, Johannes; Ihr habet mir erzählt, daß Ihr Euer Bruder ernähren müßt, saget mir dreiß, wenn Euer Lohn nicht ausreicht oder Ihr sonst noch Gelde Begehren habet.“

Somit war denn Bischof Thilo wiederum nicht um einen Schritt weiter gekommen, und er fühlte sich so belommen,

so geängstigt, so aufgeregte durch die beständige Spannung, in welcher er sich befand, so wie durch die häufigen Gemüthsbewegungen, namentlich aber durch die stets wiederkehrenden Hindernisse, die sich seinen Nachforschungen entgegenstellten, daß er jetzt wieder anfang, jene sanftere Stimmung zu verlieren, die seit der wichtigen Unterredung mit dem Bischof Gerhard ihm eigen geworden war. Zwar fuhr der Ring fort, seine Kraft auf das Gemüth des Bischofs zu üben, denn jede Zorneswallung blieb ihm fremd, um so mehr aber war er dagegen jetzt zur Schwerenüth geneigt und es schien, als ob dieselbe Flamme, die sonst gewaltig nach außen gelodert war, jetzt ihre nicht minder heiße Glut nach innen gewendet habe. Selten nur nahm der Bischof zu denjenigen Unterhaltungen seine Zuflucht, welche ihm sonst so viel Vergnügen gewährt hatten, und selbst Rade, der Rabe, betrat jetzt weit seltener als sonst die Gemächer des Bischofs. Einige Tage nach der obenerwähnten Unterredung mit Johannes indessen verlangte der Bischof, der sich eben etwas heiter fühlte, nach dem Raben, und als der Vogel hereingebracht wurde, war dem Bischof schier zu Muth, als ob er einen Freund wiedersehe, von dem ihn das Schicksal lange Zeit getrennt hatte. Er empfing daher den Raben mit lachenden Worten und fühlte sich mit einem Male recht innig froh und erheitert, indem er den auf seinem Schooß stehenden Vogel streichelte, — da schnappte der Rabe plötzlich wie im Zorn nach der Hand des Bischofs und biß ihn so heftig in den Finger, an welchem Bischof Gerhards Ring steckte, daß das Blut aus mehreren Wunden hervorströmte. Erschrocken ließ der Bischof den Raben vom

Schoß und eilte zum Wasserbeden, um das Blut abzuwaschen, da aber dasselbe immer wieder von neuem floss, so zog der Bischof den Ring vom Finger, legte den ihm so theuern Goldreif wohlbedächtig auf einen seitwärts stehenden Tisch und kehrte dann zum Bandbeden zurück, um das noch immer strömende Blut zu stillen. Dies gelang endlich, allein der verletzte Finger schmerzte und schwoll an, so daß der Bischof den abgezogenen Ring nicht wieder ansetzen konnte. Seit diesem Augenblick empfand der Bischof, was allenfalls erklärlich ist, eben so viel Abscheu vor dem Raben, als früher Zuneigung zu ihm; sonderbar aber mußte es erscheinen, daß die Abneigung des Bischofs sich auf eine so heftige Art äußerte, daß es schien, als ob der ehemalige Zäthorn in seiner Seele wieder Platz genommen habe. Denn als der Bischof sich umwandte und den Raben erblickte, schrie er mit donnernder Stimme: „Hert, Du vermaledehtes, lüdisches Thier!“ und dabei stieß er so heftig mit dem Fuß nach dem Raben, daß er ihn unfehlbar zermalmt haben würde, wenn der lauschende Vogel sich nicht rasch unter einen Schrank geflüchtet hätte. Kurt sprang sofort hinzu und versuchte, das verschüchterte Thier hervorzuloden, da ihm das aber nicht sogleich gelang, so schlich er sich heimlich, den Raben zurücklassend, aus dem Zimmer, ohne von dem Bischof bemerkt zu werden, welchem Johannes den verwundeten Finger zu verbinden beschäftigt war.

Unter des Kämmerlings treuer Fürsorge waren die im ganzen nicht bedeutenden Wunden am Finger des Bischofs schon nach wenigen Tagen geheilt und dieser wollte, da der Verband nun weggelassen wurde, den ihm so theuern Ring

wieder ansetzen; allein er mochte suchen wo er wollte, der Ring war verschwunden. Ungeduldig mit dem Fuße stampfend, wie er es seit Wochen nicht gethan, eilte der Bischof von Tisch zu Tisch, von Schrank zu Schrank, und als er stets vergeblich suchte, stieg seine Ungeduld immer mehr und mehr und verwandelte sich endlich in eine so wilde unbändige Wuth, daß man dieselbe eher einen Anfall wirklichen Wahnsinns nennen konnte. Der seit einiger Zeit unterdrückte Zorn schien alles Versäumte nachholen zu wollen; des Bischofs Angesicht ward roth, geschwellen und verzerrt, die Augen traten ihm zum Kopfe heraus, seine Lippen waren mit Schaum bedeckt, seine Stimme heiser vor Wuth und seine Bewegungen so heftig und furchtbar, daß er Alles zertrümmerte, was in seinen Bereich kam. Die auf seinen Befehl zusammengerufenen Diener blickten bleich und zitternd auf ihren Herrn, am höchsten aber zeigte sich der Ausdruck der Angst in dem Antlitz des alten Johannes, denn dieser treue Diener fürchtete, daß eine so entseßliche Aufregung dem Leben seines Herrn Gefahr drohen könnte. Nur Kurt allein war ruhig und um seinen Mund spielte ein leises Lächeln.

Nachdem der Bischof seine Aufregung mit gewaltsamer Anstrengung gemäßigt hatte, kündigte er der Dienerschaft an, warum er sie hieher beschieden habe, daß ihm nämlich das Theuerste von allen seinen Besitztümern, der Ring des Bischofs Gerhard von Meissen entwendet worden sei, und da kein Fremder in die Zimmer gekommen wäre, so müsse der Dieb sich unter der Dienerschaft befinden. „Wer von Euch,“ sagte der Bischof hinzu, „des Verbrechens sich schuldig ge-

macht hat, der bekenne es frank und offen, so soll er frei und ohne Strafe ausgehen!"

Da alle Diener schwiegen, so wich die künstlich errungene Ruhe des Bischofs wieder einer ungezügelten Wuth und einem Rasenden gleich schrie er: „Bekennet, Ihr verruchten Diebe, oder, bei meinem Leben! ehe ich den Schuldigen so frei gebe, viel eher will ich Euch allesammt dem Henker überliefern!"

In diesem Augenblick hüpfte der Rabe zur offenen Thüre herein und krächzte laut und vernehmlich: „Hans ist der Dieb!" worauf er mit lautem Schreien sich eiligst wieder entfernte.

Raum brauchen wir es dem Leser noch mitzutheilen, daß der Rabe auf Kurts Veranlassung den Ring gestohlen und nicht minder von demselben die Anlageworte gegen den alten Johannes gelernt habe. Ein ungemessenes Erstaunen bemächtigte sich der Dienerschaft, als sie die Worte des Raben hörten, und so sehr überrascht die Meisten waren, in dem alten, von Allen für treu gehaltenen, Johannes einen Dieb zu erkennen, so zweifelte doch Niemand, daß der Rabe ein von Gott gesandter Zeuge sei, um die Unschuldigen zu retten und den Schuldigen dem Tode zu überliefern. Vor Allen aber war der Bischof selber dieser Meinung; wie ein Rasender stürzte er auf den alten Johannes zu, faßte ihn, als ob er ihn zermalmen wollte, und schrie: „Siehe, schurkischer Dieb, Gott selber zeuget wider Dich!" und sich sogleich gewaltsam mäthigend, setzte er hinzu: „Dennoch sollst Du frei ausgehen, dafern Du jetzt noch bekenne! Sprich, hat Dein Bruder wieder Geld begehrt, zu einem Buße oder

zu einem Zauberwerkzeug? Alles, Alles soll Dir vergeben sein, nur gib mir mein Ringlein wieder heraus!"

Johannes, der bis jetzt zitternd und gebückt dagestanden hatte, richtete sich nun empor und sagte mit fester Stimme: „Ihr thut nicht wohl, hochwürdigster Herr, mich so schänden Diebstahls zu beschuldigen. Ich habe nimmer Euch betrogen, nicht mit Worten noch mit Werken. Um meines armen Bruders willen könnt Ihr außer Sorgen sein, der ruht seit gestern im Grabe.“

Als Kurt bemerkte, daß diese Nachricht einen mächtigen Eindruck auf den Bischof machte, sank er demselben plötzlich zu Füßen und rief:

„Habet Erbarmen mit mir, hochwürdigster Herr, denn ich habe mich eines schweren Vergehens gegen Euch schuldig gemacht. Ich kenne den Dieb. — Gestern Abend habe ich das Ringlein in den Händen Eures Kämmerlings Johannes gesehen, allein ich meinte, Ihr hättet es ihm selber aufzubewahren gegeben. Mich jammerte seines greisen Hauptes, darum habe ich bisher geschwiegen. Da er aber so verstockt ist und leugnet immer noch und will Euch den Ring, der Euch doch so viel werth ist, nicht herausgeben, so muß ich meinem Mitleiden Schmelzen gebieten und das Zeugniß, wie ich gethan, ablegen.“

Diese wiederholte Anklage raubte dem Bischof gänzlich alle Besinnung. Noch einmal fragte er mit vor Wuth zitternder Stimme den alten Johannes, ob er den Ring herausgeben wolle, und da dieser wehmüthig mit dem Kopf schüttelte, schrie der Bischof: „Bindet den Verruchten an Händen und Füßen und werfet ihn hinab in den tiefsten

Leiter, reichet ihm weder Speise noch Trank, morgen aber um diese Zeit werd ich ihn fragen, ob er seine Schandthat dann bekennen will!"

Es geschah nach den Worten des Bischofs. An Händen und Füßen gebunden, wurde der unglückliche Greis in ein finsternes, feuchtes Kellergewölbe geworfen, woselbst er 24 Stunden lang ohne Nahrung auf der nassen Erde zubringen mußte. Zur festgesetzten Stunde ward er wiederum zum Bischof geführt, der in der Mitte des von ihm versammelten Blutgerichts saß. Als Johannes, der einer Leiche ähnlicher sah als einem lebenden Menschen, gefragt wurde, ob er bekennen wolle, erwiderte er mit matter Stimme: „Ich könnte meinen unsäglichem Leiden ein Ende machen, wenn ich sagte: ja, ich habe den Ring gestohlen. Aber ich will nicht falsch Zeugniß ablegen, nicht wider meinen Nächsten, noch wider mich selbst, ich will kein unschuldig Blut vergießen helfen, auch mein eignes nicht, darum sage ich: ich bin unschuldig, so wahr mir Gott helfe!“

Die Richter waren heftig erschüttert, aber von dem Bischof war sein guter Geist gewichen, die Wuth bemächtigte sich seiner wiederum und er gab Befehl, daß Johannes in den Keller zurückgebracht und in demselben noch einmal 24 Stunden dem Hunger preisgegeben werde. Als die Zeit wieder um war und Johannes von neuem vor den Blutrichtern stand und gefragt ward, ob er bekennen wolle, da fiel er zur Erde nieder und betete mit leiser, zitternder Stimme zu dem allmächtigen Gott, daß er sein Leiden enden möge, dann aber betete er inbrünstig für seinen Herrn, den Bischof, daß Gott ihm nicht zurechnen wolle, was er in

Jorn und Verblendung an ihm verschulde. Hierauf ließ er von den Knechten sich aufrichten und wiederholte die Worte, die er gestern gesagt; „Ich bin unschuldig, so wahr mir Gott helfe!“

Da war keiner von den Richtern, dessen Herz nicht vor Mitleid blutete; der Bischof aber war hart wie Felsenstein, er zeugte selber wider Johannes und befahl den Richtern, daß sie nicht nach ihres Herzens Fühlen, sondern nach dem klaren Zeugniß, so von Kurt und ihm selber abgelegt werden, und besonders nach dem Zeichen, das Gott durch den Raben gegeben, das Urtheil fällten. Der Älteste von den Richtern erwiderte: „Seid versichert, hochwürdigster Herr, daß wir das thun, denn uns ziemet es, zu künden, was Rechtens ist, Ihr aber, Herr Bischof, möget Gnade üben, so es Euch gut dünkt.“

Hierauf beratheten sich die Richter untereinander, und nach kurzer Zeit sprachen sie das Urtheil über Johannes: „Da der Bischof und Kurt wider ihn zeugeten, und durch den Raben ein Wunderzeichen geschehen wäre, so sei er schuldig an achten des Diebstahls, und gebühre ihm als Strafe der Tod durch des Henkers Schwert.“

Alle Anwesenden waren erschüttert durch diesen Urtheilspruch, der Bischof aber rief: „Noch ist es Zeit! So Du noch jetzt bekennst und den Ring herausgibst, soll Dir das Leben geschenkt sein!“

Johannes aber blickte den Bischof wehmüthig an und sagte: „Ich bitte Euch, hochwürdiger Herr, laßet mich leben, damit Ihr nicht unschuldig Blut vergießet.“

Ueber diese Worte gerieth der Bischof in einen neuen un-

bändigen Zorn, und mit schäumendem Munde befahl er, den Johannes sofort zur Richtstatt zu führen und sein Haupt dem Henkerschwert preis zu geben. Niemand wagte es, sich dem Auspruche des zornigen Prälaten zu widerlegen, der Richter ward herbeigerufen und zwei Henkersknechte, die mit ihm sogleich erschienen waren, führten sofort den zitternden, todtmatten Greis in den Schloßhof hinab, wohin der Henker, die Richter, der Bischof und die ganze Dienerschaft ihnen folgten.

Der Himmel schien der unseligen Handlung, die hier sich begeben sollte, zu zürnen, denn dicke, finstere Wolken verbüllten die Sonne und ein heulender Sturm, der mit jeder Minute an Kraft und Wuth zunahm, peitschte große Regentropfen durch die Lüfte. Dies hielt aber den Bischof der vor Wuth seiner Sinne kaum mächtig war, nicht ab, das ungerechte Urtheil vollstrecken zu lassen. Johannes ward auf einen hölzernen Lehnshemmel in sitzender Stellung festgebunden, und nachdem seine Augen durch ein Tuch verbüllt waren, trat der Henker vor ihn hin und fragte ihn nochmals im Namen des Bischofs, ob er den Ring herausgeben wolle? Mit zitternder Stimme erwiderte Johannes: „Ich verzeihe dem Bischof, wartet Ihr nun Eures Amtes.“ Da hob der Henker auf des Bischofs Wink das Schwert, und mit einem kräftigen Schlage schnitt er dem unglücklichen Johannes das greise Haupt vom Rumpfe. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens durchhallte die Luft und einer von den Richtern sagte schauernd zum Bischof: „Gebe Gott, daß wir kein unschuldig Blut vergessen haben!“

Diese Worte erzürnten den Bischof auf das Fierigste, er

ließ den Richter zornig an, indem er sagte: „Schämet Euch Eures Amtes, da Ihr nicht den Muth habt, sein zu warten! Habet Ihr denn das Zeugniß meines treuen Dieners Kurt vergessen und das Zeichen des Raben? Seid gewiß, dem bledischen Knecht ist sein Recht widerfahren.“

Unterdeß war der Sturm, der bereits bei der Hinrichtung geherrscht hatte, immer stärker geworden und heulte jetzt so, daß der Richter die Worte des Bischofs kaum verstehen konnte. Plötzlich aber kam ein so gewaltiger Windstoß, daß die im Schloßhof Versammelten sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnten; der allgemeine Schrecken stieg aber noch mehr, als ein furchtbarer Wirbelwind den alten Thurm, in welchem Johannes gefangen gehalten hatte, erfaßte und nach einem, mit tiefem, seufzerähnlichem Gesöhn verbundenen Krachen die Fäuste des alten bereits morsch gewordenen, Thurmes in den Hof binabschleuderte. Laut ausschreiend vor Schreck flohen die Versammelten auseinander und Einige schrien, daß der Bischof es hören konnte: „Das ist Gottes Strafgericht.“

Schier wunderbar war es, daß der Sturm, sobald der Thurm herabgeschleudert war, nicht nur in seiner Heftigkeit nachließ, sondern nach wenigen Minuten gänzlich aufhörte. Jetzt vernahm man deutlich das schmerzliche Gesöhn eines Menschen, doch konnte man wegen der Staubwolke, welche den Schutthaufen in undurchdringliches Dunkel hüllte, nichts erkennen. Unterdeß ward das Stöhnen immer lauter und heftiger, daß Vielen ein Grauen ankam, zumal da Einige behaupteten, es sei die Stimme des alten Johannes. Der Bischof aber gebot auf das Strengste, daß Niemand sich ent-

fernen solle, bevor man erfahren, wer daselbst solche Schmerzenslaute hervorstoße. — Als endlich die ungeheure Staubwolke sich verzogen hatte, bot sich den Versammelten ein wahrhaft gräßlicher Anblick dar. Der herabgestürzte Thurm bildete einen großen Trümmerhaufen, unter welchem Kurt bis an die Brust verschüttet lag; nur Kopf und Arme waren frei, aber auch diese Theile zeigten zahllose Wunden und Verletzungen. Am Kopfe strömte das Blut aus mehreren tiefen Löchern, nicht minder aus der Nase, dem Munde und den Ohren, und allenthalben hing abgeschundene Haut in Lappen herab; die Knochen an beiden Armen waren gebrochen, so daß der Unselige diese Glieder gar nicht, oder nur mit den fürchterlichsten Schmerzen bewegen konnte. — Der Bischof erschrad auf das Festigste, als er seinen Lieblingsdiener in diesem Zustande sah und befahl sofort allen Anwesenden, die Richter nicht ausgenommen, Hand anzulegen, damit das Gemäuer so rasch als möglich weggeräumt und der Unglückliche befreit würde.

Während man hiermit noch beschäftigt war, sprengte plötzlich ein Bote des Bischofs Gerhard von Reichen zu Roß in den Schloßhof, und da er den Bischof Thilo erblickte, rief er: „Nehmt, hochwürdiger Herr! Das kommt von meinem Herrn, dem frommen Bischof Gerhard von Reichen. Eures Bescheidens bedarf es nicht!“

Bei diesen Worten übergab er dem Bischof ein kleines Kästchen und sprengte ohne Gruß und Abschied wieder zum Schloßhof hinaus. Mit freudiger Hast öffnete Bischof Thilo das Kästlein, denn er meinte nicht anders, als daß Bischof Gerhard ihm in brüderlicher Liebe ein Geschenk sende; kaum

aber hatte er einen Blick hinein geworfen, als er bleich ward, wie ein Sterbender, und taumelnd einem hinter ihm stehenden Diener in die Arme sank. — In dem Kästchen befand sich der Ring, den er dem Bischof als Unterpfand gegeben; der Ring war in zwei Stücke zerbrochen. — Unterdeß war der Schutt so weit fortgeräumt worden, daß Kurt hervorgezogen werden konnte; dabei rollten noch einige seitwärts liegende Steine herab und plötzlich ward man in dem Gemäuer eine Luke oder Nische gewahr, in welcher der Rabe noch vollkommen unverfehrt auf seinem Neste saß. Dies war gerade in dem Augenblicke, als der Bischof erbleichend zurücksank, und während nun die Weissen ihm beisprangen, ging der Richter, welcher für Johannes gesprochen hatte, zu dem Trümmerhaufen, griff in die Höhle und holte den Raben aus derselben hervor. Als er hierauf noch einmal das Auge auf das Nest des Raben warf, bemerkte er etwas Glänzendes, er griff deshalb mit der Hand darnach, um zu sehen, was es wäre. Wer aber malt sein Entsetzen, als er in dem Nest des Raben die dem Bischof seit längerer Zeit entwendeten Gegenstände, namentlich aber auch die Kette und der Ring fand! Laut aufschreiend, als ob er von einer Ratter gebissen werden wäre, ließ der Richter die Gegenstände in das Nest zurückfallen, ging zu dem Bischof, der sich eben von seiner Ohnmacht wieder erholt hatte, und sagte zu ihm mit feierlicher Stimme: „Gott sei unsern Seelen gnädig! Wir haben unschuldig Blut vergossen!“ Hierauf führte er den fast willenlosen Bischof zu dem Rabennest und zeigte ihm den Inhalt desselben. Der unglückliche betrogene Bischof schlug die Hände vors Gesicht und schrie wie ein Verzweifelter, man

solle Kurt herbeibringen, damit dieser ihm künden möge, ob er ihn so ruchlos belegen. Kurt, dessen untere Körperhälfte ganz zermalmt und zerschmettert war, wurde von einigen Knechten herbeigetragen, und hatte nur noch so viel Kraft, daß er sein Verbrechen eingestehen und einen gräßlichen Fluch auf sein Haupt herabrufen konnte, dann fing er an, vor fürchterlichem Schmerz zu heulen und hörte nicht eher auf, als bis unter qualvollen Zuckungen der zerschmetterten Glieder seine verruchte Seele ausfuhr.

Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seit diesem Augenblicke des unglücklichen Thilo; das Einzige, was er noch that, war, daß er den unschuldig hingemordeten Johannes mit großer Feierlichkeit in geweihter Erde bestatten ließ. Zurückgezogen, jeder Zerstreuung, jedem Vergnügen abhold, lebte Bischof Thilo fortan, gleich einem Büssenden, zwischen Gebet und schwermüthigen Nachsinnen getheilt; all sein Lebendmuth war dahin, und nachdem bald darauf auch Bischof Gerhard von Meissen, ohne ihn wieder gesehen zu haben, starb, da hatte Bischof Thilo keinen Wunsch und keine Hoffnung mehr auf Erden, und seine Schwermuth wich nicht eher, als bis auch er ein Jahr später auf dem Sterbebette lag. Zehn Minuten vor seinem Tode lächelte er seit Jahren zum ersten Mal wieder, indem er zu den Umstehenden sagte: „Singet mir Jubellieder, denn eine freudige Botschaft ist mir geworden. Mein Bruder Gerhard hat für mich gebeten, mein treuer Johannes hat mir verziehen und mein Felland ist barmherzig!“ — Gleich darauf verschied er, und sein verklärtes Gesicht schien es zu bezeugen, daß seine Hoffnung in Erfüllung gegangen sei.

Noch heutigen Tages wird, zum Andenken an das erzählte Ereigniß, auf dem Schloßhofs zu Merseburg ein Rabe gehalten, dessen Diebesnatur jedoch durch einen prächtigen Käfig, in welchen er gesperrt ist, unschädlich gemacht wird. — Der Wärter des Raben erhält jährlich 12 Scheffel Korn und 12 Thaler an baarem Gelde, wodurch am besten die beständige Existenz des Warnungsvogels und das Andenken an die Sage gesichert ist.

Ch. Pefond.

XVII.

Das stille Kind bei Erfurt.

Bei Erfurt durch die Thuren,
Da wandelt est allein,
Hern von der Menschen Spuren,
Ein Kind im Mendenschein.

Von weißem Kleid umfassen,
Trägt's einen weissen Kranz;
Todtbleich sind seine Wangen,
Die Augen ohne Glanz.

Es schwingt in seiner Rechten
Dumf schwirrend einen Stab,
Und schlägt im schwanken Hechten
Rings Palm und Blumen ab.

Kein Ohr hat je vernommen
Ein Wort aus seinem Mund;
Wer ihm zu nah gekommen,
Der fühlt sich krank und wund.

Bald senken kalte Schauer,
Bald wilder Fieberschmerz,

Bald lebensmüde Trauer
Dem Armen sich ins Herz.

Ein Schüp, der's Kind gebauen,
Weil es die Saat durchhiet,
Steht's fort und fort mit Grauen,
Und spricht seitdem verwirrt.

O, geht bei Zeit nach Hause,
Laßt's schweifen unverwehrt,
Forcht nicht, zu welcher Klaus
Vor Tag zurück es kehrt.

Adelph Dube.)

*) Deutsche Sagen. Götting 1839.

XVIII.

Die Radä-Maränen.

Bei Stargard, im treuen Pommerland,
Da liegt ein See, Radä genannt,
Drinn leben für reicher Leute Tische
Gar lederhafte, feine Fische,
Die man Radä-Maränen heißt.
Sie sind nur diesem Wasser eigen,
Und Hingebracht vom bösen Geist.
Wie? Das soll bald sich deutlich zeigen.

Ein Bischof lebt' in jener Stadt,
Fromm, heilig gar, alt, lebensfatt,
So pflegt' er von sich selbst zu sagen.
Doch wer, wenn er bei Tische saß,
Dem Heiligen zusah, wie er aß
Mit überschwenglichem Behagen,
Wie, wenn er die Riesen in gieriger Fast
Bewegte, des Angesichts Muskeln stropfen,
Wie ganz verzückt, unbeweglich fast,
Gradaus die schwimmenden Augen glopten,
Der fürchtete vom Gottseibeius
Für diesen Herrn noch böse Streiche
Und sprach bei sich: Du armer Duns,
Du bist noch fern vom Himmelreiche.

In Wahrheit, er dacht' am Hochaltar
 So wie bei Tische — und im Talar,
 So wie im Schlafrock — beim Sacramente,
 So wie zu Hof — an Schnepf' und Ente
 Weit öfter, als an Gottes Wort:
 Ja, selbst im Traume noch aß er fort.
 Und nicht als Esser nur — nicht minder
 Dalt' er als trefflicher Speisen Erfinder
 Sich schon mit großem Ruhme bewährt.
 Oft stand er drum in der Küchenschürze,
 Mit Messer und Läng' und Löffel bewehrt,
 Sehr emsig beschäftigt am Feuerheerd
 Und mischte Trüffeln, Zitronen und Würze.
 Doch wie's dem trefflichsten Künstler geht,
 Dem ein Ideal vor der Seele steht —
 Was er durch Musengunst erreiche,
 Stets scheint es, als ob es weiter entweiche —
 So unserm Bischof. — Er süßlt am Gaum,
 Denn die Seele saß ihm an diesem Fleck,
 Die Ahnung, noch gäb' es höh're Geschmäcke,
 Und was er geschmeckt, sei Vorschmack kaum
 Der wahren Gaumens-Seligkeiten.
 Drum sann er im Wachen, wie im Traum,
 Sich solche Bonnen zu bereiten.

Ein Mönch war dort zur selben Zeit
 Begabt mit großer Gelehrsamkeit,
 Der mit geübter hieitlicher Feder
 Auf Esel- oder Schweine-Leder

Der alten Klafüßer Weisheit schrieb,
 Und sich damit die Zeit vertrieb;
 Der saß einmal beim Bischof zu Tische,
 Und gab bei einem großen Fische,
 Der eben auf der Tafel erschien,
 — Ein Zander war es aus Berlin —
 Ein Zeichen von lederbaftem Gesehen.
 Doch wie man den Fisch auf die Tafel gestellt,
 Da ward auf einmal von üblen Launen
 Dem Bischof die ganze Luft vergällt.
 Er sprach mit schmerzlich auslendem Sehen:
 „Noch feinere Fische giebt's in der Welt,
 Und ich“ — hier süßte er im Auge die Thränen —
 „Weiß nicht, wie sie heißen, wo man sie erhält?“
 Hier begann der Mönch sich zu reden, zu dehnen,
 Von gärender Wissenschaft angeschwellt,
 Und plagte heraus: „Das sind die Maränen,
 Denn diesen gaben die Römer den Preis!“
 Da wird dem Bischof kalt und heiß,
 Und er befürmt den Mönch mit Fragen,
 Und dieser eilt, ihm Alles zu sagen,
 Was er weiß und was er nicht weiß.
 Allein was kann das Alles frommen?
 Er hört wie trefflich sie einst geschmeckt,
 Doch wo sie jezo zu bekommen,
 Das wird vom Mönch ihm nicht entdeckt.
 Drum entwich der Schlaf von des Bischofs Lager,
 Er irrt bei Tage wie träumend umher,
 Und wird in Kurzem blaß und mager,

Denn nichts reizt seine Gluth mehr,
 Stets quält ihn ein tiefes, reinliches Sehnen,
 Stets klingt's ihm im Herzen: Muränen, Muränen!

Und einst — es war eine Krüblingsnacht,
 Bei welcher in sehnenden Gemüthern
 Der Drang nach überschwenglichen Gütern
 Mit doppelter Gewalt erwacht,
 Die zu hohen Liedern den Dichter begeistert,
 Wo die Liebe sich jedes Herzens bemächtigt.
 Der Vollmond schwamm in silberner Pracht
 Durchs Meer der reinen himmlischen Bläue,
 Es schien, als ob er der Erde sich freue,
 Als saug' er der Blüthen balsamischen Duft,
 Als kühl' er das Antlitz in schmeichelnder Luft,
 Als lausch' er dem Liede der Nachtigallen,
 Das aus des Laubdachs schaurigen Hallen
 In Jubel und Klage wechselnd erscholl —
 Da fühlte der Bischof das Herz sich so voll;
 Ihm ging all sein vergangnes Schrecken
 Am Rande vorüber, wie ein Traum.
 Doch Wild und Fische von den besten Geschmäden
 Erschienen als wesenloser Schaum.
 Nur weiten, nie auszufüllenden Raum
 Glaub' er im Rande zu entdecken.
 So rief er, seiner noch mächtig laun,
 Wie ein schwärmender Dichter mit tiefem Gram
 Nach einer noch nie gesehenen Dame:
 „Muranen! Muränen! o theurer Name,

Voll bitterer Reuenen und süßer Qual,
 O kennst' ich nur ein einziges Mal
 Durch euer liebliches Fleisch mich trösten!
 Selbst hienieden wollt' ich euch edel rösten;
 Ich wollte mit eifrigstem Bemühn
 Euch ehren durch die trefflichsten Brühn.
 Ist ist mir, als hätt' ich euch zwischen den Zähnen,
 Als quöll' im Mund mir der lieblichste Saft,
 Doch heiß ich zu, o Muränen, Muränen!
 Dann seid ihr plöglich dem feurigen Sehnem,
 Der Umarmung der Jung' und des Gaumens entrast.
 O würde gestillt mein unendliches Streben,
 Fürwahr, ich wollte mich gern dafür
 Mit Leib und Seele dem Teufel ergeben!"

Da öffnet sogleich sich leise die Thür,
 Ein stattlicher Herr tritt köstlich ins Zimmer,
 Umstrahlt von mattem, bläulichem Schimmer,
 Doch sonst gefällig, zierlich und nett.
 Er trug auf dem Haupt ein rothes Barett,
 Wie heut noch unsere Domherren tragen,
 Mit einer Fahrensfeder drauf,
 Der Mantel, über die Schultern geschlagen,
 War schwarz und that am Busen sich auf,
 Und wies ein Koller von gelber Seide,
 Sonst aber zeigt' er nichts vom Kleide,
 Dieweil er in Halten zum Boden ging
 Und als ein Schleier die Füß' umhing.
 Er sprach — und seine Töne waren

So fromm und mild, so lind und sad,
 Als käm er auf allernächstem Pfad
 Vom allermodernsten Zien gefahren —
 „Hochwürdiger Herr, Sie riefen — ich bin
 Schon da, und Ihres Winkes gewärtig,
 Denn immer bin ich zum Dienen fertig
 Und fliege hier und dorten hin,
 Wo redliche Leute meiner bedürfen
 Zu Hülfe bei löblichen Entwürfen;
 Und Sie auch sollen zum Mittagsmahl
 Die saftigsten, schönsten Kuränen schlürfen.“

Der Bischof starrt — zum ersten Mal
 Seit langer Zeit hat er das Essen
 Und Trinken ganz und gar vergessen,
 Und denkt voll Schrecken der Höllequal.
 Er fühlt sich die Brust wie von Schrauben pressen
 Und all sein Blut geronnen zu Eis.
 Drum stocken die Pulse — ein kalter Schweiß
 Fließt von der Stirn und dem ganzen Gesichte,
 Und seine Hüfte sind Klumpen Blei's.
 Kurz, völlig macht' ihn der Teufel zunichte
 Und mächtig ist er nicht eines Schrei's.

Und jener Herr im bläulichen Lichte
 Hob seine Rede wieder an,
 Und zwar so fromm, so sanft und gütlich,
 Und so herzinnig und gemüthlich,
 Als irgend nur ein Teufel kann:

„Barum, Hochwürdiger, so erschrecken?
 Oft war ich Ihnen unsichtbar nah,
 Und mit dem größten Vergnügen sah
 Ich Ihnen die Speisen vortrefflich schmecken,
 Denn mich erfreut, was Andre vergnügt.
 Um nun zu stillen Ihr feuriges Sehnen
 Nach klassischen, lederhaften Muränen,
 Hab' ich mich schleunigst hervervögelt.
 Und wenn an Ihres Kirchturms Zeiger
 Zur nächsten Mittagszeit der Zeiger
 Genau und pünktlich auf zwölf steht,
 Nicht eine Minute zu früh noch zu spät,
 Wird ich in Ihre Küche schreiten
 Mit zwei Muränen, lebendig und frisch,
 Und mich beeilen, Sie anzuleiten,
 Den trefflichen königlichen Fisch
 Mit einer Brühe zu bereiten,
 Mit einer Brühe — auf Ihren Tisch
 Ist solch ein wundervolles Gemisch,
 Bei meiner Ehre, noch nie gekommen
 Von einem Geschmade, von einem Duft —
 Wie haben Sie von dergleichen vernommen.
 Nichts weiter sag' ich — doch wenn die Lust
 Mit solchen Gerüchen ein Todler röche,
 Bei meiner Treu' und Ehr', er kröche
 Gleich neubelebt aus seiner Gruft.
 Auch stärkt die Brühe den schwächsten Magen,
 Die allergrößte Portion
 Des trefflichen Fisches zu vertragen.

Frei will ich nun die Bedingungen sagen.
 Sie waren für eine Muräne schon,
 So wie ich hörte, bereit und willig?
 Mir Leib und Seele zugleich zu weihn;
 Ich aber bin ausnehmend billig,
 Bediene, Hochwürdiger, Sie mit Zwei'n,
 Und fordre Dero Seel' allein.
 Ihr Leib soll sich vortrefflich befinden,
 Denn ich will außerdem mich verbinden
 Auch künftighin Ihr Diener zu sein."

Wohl mußte die Rede den Bischof kitzeln,
 Ihm Appetit, drum Ruth verleihn,
 Doch fühlt' er sich wieder beim Schluß verwirren,
 Und angstvoll ruft er: „Nein, nein, nein!
 Ich lasse mich nicht vom Teufel irren.
 Für zwei Muränen mein Seelenheil!
 Bleibt doch die Seele mein bestes Theil!"

„Die Seele," spricht der Satan ironisch,
 „Ihr bestes Theil? Das ist kanonisch,
 Doch praktisch, Hochwürdiger, ist es nicht.
 Was ist sie, von der man so Vieles spricht?
 Kann sie die Mahlzeit riechen und schmecken?
 Kann sie nach Tische spazieren gehn?
 Kann sie nach schönen Weibern sehn?
 Kann sie begierlich im Bette sich strecken?
 Also was ist sie? — Ein Unding, ein Nichts,
 Schatte des Schattens, des Schemens Schemen,

Nur aus Billigkeit anzunehmen
 Als der Preis eines Muränen-Gerichts.
 Welches Gericht? Gott soll mich verdammen,
 Denk ich an dieser Muränen Gast,
 An des Geschmacks bezaubernde Kraft
 Lauft mir das Wasser im Munde zusammen.
 Ja, beim Geknist der höllischen Flammen,
 Schmeckt ein Muränen-Gericht noch gut,
 Macht uns gelind und beglücklich die Blut."

Da sieht man den Bischof das Haupt erheben.
 Er spricht: „Wird denn in der Hölle gespeist?“
 „Versteht sich!“ versetzte der böse Geist,
 „Wie sollten die Leute ohn' Götzen leben?
 In unserer Höl' ist's überhaupt
 Bei weitem so schlimm nicht, als man glaubt,
 Es kommt nur drauf an, sich zu gewöhnen.
 Man richtet ganz allmählig sich ein,
 Und meint am End', es müße so sein."

Der Bischof wird dreister bei diesen Tönen,
 Und wagt es, den Teufel anzuschau'n,
 Doch da befällt ihn ein neues Graun;
 Scheint's doch, ihn wolle Satan verhöhnen,
 Und fert ist wieder alles Vertraun.
 Er schreit: „Nein, nein! Das Höllenfeuer
 Izt zwei Muränen, — das ist zu theuer!"

Da sagt nur dieses der Teufel noch:

„Sie schätzen hoch die verehrte Seele,
 Ich schätze meine Muränen hoch,
 Und wer in der Berechnung fehle,
 Das, Herr, ist unentschieden noch.
 Indes, Hochwürdiger,“ also flüstert
 Er sehr verbindlich und beuget sich,
 „Wenn Sie nach meinen Muränen lüstert,
 So lüstert nach Ihrer Seele mich,
 Drum rechn’ ich nicht zu wunderlich,
 Und bitte, gefälligst einzuschlagen,
 Wo nicht, den Kauf mir aufzusagen,
 Denn andre Geschäfte rufen mich.“

Und als er diese Worte gesprochen,
 Da macht er Anstalt, davon zu gehn,
 Doch läßt er nun einen Duft entstehen,
 Wie ihn der Bischof noch nie gerochen;
 Er ist aus wundervollster Gemischt
 Von Wein, von Gewürz, von Austern und Trüffeln,
 So daß er Leib und Seel’ erfrischt —
 Der alte Herr fängt an zu schnüffeln,
 Und süßt sich lüstern die Lippen genäst.
 Da spricht der Teufel: „So riecht meine Bräute.
 Ade, Herr Bischof!“ — Doch dieser läßt
 Ihn nicht davon, hält am Mantel ihn fest,
 Und ruft: „Ja, wenn ich ewig glücke —
 Wer hier sich nicht verführen läßt,
 Der ist kein Mensch — ich unterschreibe.“

Da hat nun der Teufel die Seele beim Leibe
 Und hält sie fest. Er zieht ein Papier
 Aus seinem Mantel und sagt dann: „Hier,
 Weil ich mich deßen wohl gewärtigt,
 Ist der Pakt in duple ausgefertigt.
 Ich sei ihn vor, dann vollleben wir.“
 Und nun beginnt das höllische Wesen
 In selgendermaßen laut zu lesen:

„Wir, ich, der Bischof Anasias,
 Und ich, Seelzebub Satanas,
 Ihn kund und fügen hiermit zu wissen
 Für Alle, die's zu erfahren beflissen,
 Daß wir heut frei und wohlbedacht
 Nachfolgenden Vertrag gemacht:
 Ich, Satan, verbinde mich, wenn am Zeiger
 Des hiesigen Thurms heut Mittag der Zeiger
 Gerad und rünktlich auf Zwölfe steht,
 Nicht eine Minute zu früh noch zu spät,
 Zu bringen zwei Muränenfische,
 Zwei sette, seine, lebendige, frische,
 In die Küche des Bischofs und ihn dabei
 Nach bestem Vermögen anzuleiten,
 Die trefflichste Brüte zu bereiten,
 Die so wohlschmeckend und stärkend sei,
 Wie ich, der Bischof, sie eben gereicht;
 Auch wird von mir, dem Satan, versprochen,
 Daß ihm, dem Bischof, auf Lebenszeit
 Mein Unterthänigster Dienst geweiht.

Ich aber, der Bischof, stelle dagegen
 Nach meinem, Gott gebe, seligen Tod
 Die Seele zu des Satans Gebot.
 Und da uns nach reiflichem Ueberlegen
 Dies also gefallen hat und behagt,
 So haben wir jeglicher Ausflucht entsagt,
 Zum Beispiel der der ewigen Verlegung,
 Des Zwanges und der listigen Beschwägung
 Und allem anderen. Dies geschah" —
 Dann Ort und Tag et cetera.
 Als diese Zeilen verlesen waren,
 Da ruft der Teufel: „Nun gutes Muths!
 Es kostet noch einen Tropfen Blut.
 Der reicht zu beiden Exemplaren.“
 Schnell wird nun dem Bischof der Finger gerigt,
 Woraus ein Tröpflein Blutes spritzt;
 Dies wird mit der Feder aufgefangen,
 Der Teufel krigelt den Pferdefuß,
 Und da er von neuem bemerken muß,
 Der Bischof kämpfte mit Angst und Bangen,
 Da läßt er schnell einen neuen Stoß
 Von jenem gewürzigen Dufte los,
 Und gleich ist jenem die Sorge vergangen;
 Denn jeden andern Gedanken vertreibt
 Die Lüfterheit — er unterschreibt.

Das eine Blatt bleibt dorten liegen,
 Das andre faßt der Teufel geschwind,
 Um, brausend wie ein Novemberwind,

Durchs offene Fenster davonzufliegen.
 Mit Höllengelächter stürzt er hinaus,
 Im tiefsten Grunde erzittert das Haus,
 Und Raat der süßen gewürzigen Düste,
 Füllt gräulicher Schwefelgestank die Lüfte.

Dort steht nun der Bischof mit Schrecken und Graus,
 Ihm fällt's von den Augen wie Schuppen — die Wahrheit
 Tritt ihm entgegen in schrecklicher Klarheit,
 „Des Teufels Beute für einen Schmaus!
 Nur zwei Muränen auf ewig verloren!
 Entsegl'iche Blindheit!“ So dacht' er; es klang
 Das Höllengelächter ihm in die Ohren.
 Wild lief er im Zimmer umher und rang
 Verzweifelsnd und höh'nend sich wund die Hände,
 Und Schrecken erzeugten ihm alle Wände.
 Denn ein gehörnter Teufel sprang
 Jetzt hier heraus mit grinsender Bräse,
 Und streckte nach ihm die bekrallte Laze.
 Schnell floh er zur andern Seite, da spie'n
 Zwei mächtige Fische — ihm schienens Muränen —
 Mit grimmigen Augen, mit drohenden Zähnen,
 Aus offenen Rachen Flammen auf ihn.
 Welch er sich wendet — aus allen Ecken
 Springt Ungeheures zu neuem Schrecken —
 So füllt er, gehebt, daß jeglicher Sinn
 Sich in der Verzweiflung des Wahnsinns verliere,
 Am Ende wirft er zu Boden sich hin,
 Und brüllt gleich einem verwundeten Stiere.

Der Morgen begann igt wonnevoll
 Ringsum die Gegend zu enthüllen,
 Als dies verzweiflungsvolle Brüllen
 Durchs bischöfliche Haus erscholl,
 Drob alle Diener zusammenliefen
 Und, da der Bischof mit keinem Wort
 Bescheid gab, nur brüllte, voll Angst sofort
 Das ganze Capitul zusammenriefen.
 Es kommt sogleich der Präpositus,
 Der Dechant, der Scholasticus,
 Und alle sind rings um ihn versammelt,
 Und reden geistlichen Trost ihm ein.
 Doch er hört lange nicht auf zu schrein.
 Erst als die Lunge matt wird, stammelt
 Er Worte, die Niemand zu fassen vermag,
 Von Teufel, von Seele, von Hisch und Vertrag,
 Darob die weisen hochwürdigen Herren
 Weit auf vor Erstaunen die Mäuler sperren
 Und sehen, vor Schrecken stumm und dumm,
 Mit zweifelnden Blicken im Zimmer sich um.
 Doch endlich erscheint die ganze Geschichte
 Im sichern, klaren, unseligen Lichte.
 Denn Einer beim Umberschaun trifft
 Das Blatt mit der blutigen Unterschrift.
 Der lieft mit lauter, doch zitternder Stimme
 Den Pakt, den der Bischof geschlossen hat,
 Dann, gleich als ob es wie Kohlen glümme,
 Wirft er zu Boden hin das Blatt.
 Und alle jene Kirchen-Säulen

Beginnen nun im verworrenen Chor
 Ein banges Achzen, ein lautes Heulen
 Mit miserere — confiteor.
 Nur Einer wußte sich zu fassen,
 Und blieb besonnen und gelassen.

Dies war ein magerer, kleiner Mann,
 Von mittleren Jahren, mit spähenden Augen,
 Als wolle' er damit aus dem Herzen saugen,
 Was Jeder darinnen fühlt' und sann;
 Von heßer Eitern und feinem Munde,
 Von spitzer Nas' und spitzem Sinn —
 So gab sein Aeußeres vom Innern Kunde,
 Von Kälte, Schlaueit und herrschendem Sinn.

Vergehend sucht er lang' zu sprechen,
 Denn allzumächtig braust' er der Chor,
 Doch endlich irat er gebietend hervor,
 Und rief mit schallendem, hohem Tenor,
 Um dieses Gebeul zu unterbrechen:
 „Hochwürdige Herren, ich bitte um's Wort!“

Und Stille ward's im Zimmer seshort,
 Und also wurde von Jenem begonnen:
 „Verehrte Confratres, mit Heulen und Schrein
 Wird hier auf Erden nichts gewonnen.
 Je ärger die Noth, je größer die Pein,
 Je mehr gilt's kalt sein und besonnen.
 Und weil ich kalt bin, so hoff' ich, daß Ihr

Des Teufels zu überlisten ist.
 Denn ist er Satan, der Widersacher,
 So bin ich ein Canonicus,
 Und sehe nicht ein, warum er die Lächer
 Auf seiner Seite haben muß.
 Erlaubt uns nun zu löblichen Zwecken
 Die Mutter Kirche das Mittel des Trugs,
 So ist wohl billig, den Vater des Lugs
 Mit einem feinen Betrüge zu necken
 Zu eines Kirchenfürsten Heil.
 Ich schlage drum vor zu meinem Theil:
 Wir stellen an unserer Kirche Zeiger
 Aus Vorsicht sehr gleich auf Eins den Zeiger
 Und lassen die Uhr dann gänzlich stehn;
 Dann ist unerfüllbar, was ausbedungen,
 Kommt nun der Satan, so wird er sehn,
 Ihm sei das wichtige Werk mißlungen.
 Er glaubt sich verspätet, und fliegt mit Eohn,
 Mit Aerger und langer Nase davon.

Selbst wenn in Berlin die Sonntag gesungen,
 Ist nie solch wüthender Beifall erklingen,
 Als jetzt im ganzen Kapitül erklang.
 Der Bischof selber, voll Jubel, schwang
 Die Mitra, die dort lag, im weiten Kreise,
 Denn gewälzt sind Feindner von seiner Brust.
 Zwar schmerzt ihn noch der Muränen Verlust,
 Doch faßt er darob sich löblicher Weise.
 Jetzt machen Au' in so schnellem Lauf,
 Sagen.

Als nur die Bäuche gestatten, sich auf,
 Und nach dem Kirchturm geht die Reise.
 Dem Thürmer befehlt man — doch was es bezweckt,
 Das wird dem Staunenden nicht entdeckt,
 Denn solches schadete dem Respekt —
 Daß er aushebe der Uhr Gewichte
 Und gleich auf Eins den Zeiger richte.
 So geschieht's, und mit gutem Muthe kann,
 Man zur Messe gehn und zum Brühstück dann.

Der Mittag naht und über die Bogen
 Des Sees Marù kommt der Teufel geflogen.
 Und als er von Weitem den Thurm erblickt,
 Erkennt er den Zeiger und sieht sich betrogen,
 Und die List von größerer List bestrickt,
 Vorüber er durch und durch erschrickt;
 Und er läßt, überrascht, aus seinen Krallen
 Ins Wasser hinab die Fische fallen.
 Die finden sogleich, in der klaren Fluth
 Da zappeln, leb' und liebe sich's gut,
 Beginnen sich lustig zu streichen, zu laichen
 Und reichlich zu zeugen Ihres Gleichen.
 Bald wird die neue Gattung entdeckt,
 Die dem Bischof, nachdem er dem Teufel entrissen,
 Obwohl die Erinnerung sein Gewissen
 Noch immer etwas ärgert und neckt,
 Mit eigener Bräute vortrefflich schmeckt.
 Doch waren den Fischen viel spize Gräten
 Durch Satans Born in den Leib getreten.

Auch dies ist bewirkt vom bösen Weisß,
 Daß jetzt die Maräne — Maräne heißt,
 Da durch ihn die Zeit so schändlich handelt,
 Und was da besteht, verhungt und verwandelt.
 Ja, sie ist, die Jugend und Schönheit verpfuscht,
 Aus lustigen Mädchen macht heilige Schwestern,
 Die Schilder und Bilder übertuscht,
 Nur macht sie nimmer das Heute zu Gestern.
 Doch zu des II Restauration
 Wirkt jetzt eine Association,
 Die wird das A, das klare, bezwingen,
 Und zurück das II, das dunkle, bringen.

Der Eine von den Lesern lacht,
 Den Andern, mit Worten, spitz wie Nadeln,
 Hör ich den Bischof und Dichter tadeln,
 Weil's Beide gar zu dumm gemacht.
 „Für zwei Maränen das Heil der Seele!
 Wer ist, der so schwer um so Kleines fehlt?“
 Ihr, die ihr tadelt, ihr, die ihr lacht,
 Für euch ist eben das Märlein erdacht,
 Damit's Euch klar euch selber mache.
 Der Teufel ist eure Leidenschaft,
 Der Geiz, die Wollust, der Stolz, die Rache,
 Die mit unwiderstehlicher Kraft
 Euch auf den Weg des Verderbens rafft,
 Und oft durch eine schlechtere Sache,
 Als einer würzlgen Brähe Geruch.

Laum wagt ihr, euch wie der Bischof zu Kräuben,
 Laßt euch durch Schmeicheln und Lügen betäuben,
 Gewahrt nicht den größten Widerspruch,
 In den mit sich selbst der Teufel gerathen;
 Und so zertretet ihr toll und blind
 Des eignen, des fremden Glückes Saaten.
 So wüthen die Völker, so stürzen die Staaten,
 Weil diese Teufel drin herrschend sind,
 Denn sie machen die Herrn von der Linken und Rechten
 In gleicher Weise zu ihren Knechten.
 Die Geschicht' auch lehrt, wie um manchen Thron
 Sie schon gewußt, ihr Reg zu stoßen
 Und ihn zertrümmert mit Schmach und Hohn —
 Wird endlich im Märchen der Teufel betrogen,
 So ist auch dies gar wohl erwogen,
 Obgleich ihr's taret — denn, Freunde, wißt,
 Daß jeder solcher Teufel am Ende,
 Wie schlaue er sich auch dreht' und wende,
 Doch nur ein dummer Teufel ist.
 Denn klug ist nie, wer von Gott verflohen,
 Und vergeblich, trum thöricht, sein Kampf und Strauß,
 Und trotz der Hölle List und Erboßen
 Führt Gott, was er will, gar herrlich aus. —
 Ihr aber, ist's auch einmal gelungen,
 Daß ihr dem Teufel euch entzungen,
 Nicht jubelt im blinden Selbstvertraun,
 Versäumt es nie, euch vorzuschau'n,
 Denn laßt, bevor ihr euch versehen,
 Hat wieder Satan euch in den Maun,

Und endlich ist's um euch geschehen.
 Drum haltet fest an Recht und Pflicht,
 An Herzens - Wahrheit, reinen Sitten,
 Und hört nicht auf, den Herrn zu bitten:
 Herr, in Versuchung führ' uns nicht!

A. Streckfus.

Der berühmte Verfasser, Herr Geheimer-Ober-Regierungs-Rath Streckfus, hat die Gewogenheit gehabt, uns diese, von ihm eben so geistvoll als wig. und lehrreich dargestellte Sage zur Aufnahme in unsere Sammlung zu überlassen, wofür wir unsern gefühltesten Dank auch an diesem Orte auszusprechen nicht verfehlen wollen.

Die Sage wird übrigens in der Umgegend von Poryg, zu welcher Stadt der Nadü - See noch näher liegt, als zu Stargard, mit einigen Abweichungen erzählt. Nicht ein Mönch nämlich, sondern eine alte Frau aus dem Marktflecken Werben, der unmittelbar an dem See liegt, soll den Bischof oder Abt gerettet haben. — Der Teufel, so erzählt man, hatte versprochen, mit den Fischen, die er aus einem See in Italien herholen mußte, in der Nacht vor dem Fahrenschrei einzutreffen. Hierauf baute die alte Frau, die den Bischof zu retten versprochen, ihren Plan. Sie ging nämlich in der verhängnisvollen Nacht hinaus ins Freie, lancerte sich hinter einem Hügel nieder und wartete ruhig, bis der Teufel kommen würde. Dieser blieb auch nicht lange aus.

Einen Sack mit Muränen auf dem Rücken, kam er schon kurz nach Mitternacht durch die Lüfte gelaufen und setzte sich, um von den Strapazen der weiten Reise auszuruhen und da es außerdem auch noch zu früh war, auf einen Stein auf der Spitze des Hügel, hinter welchem die Alte lauerete.

Diese aber erblickte kaum den Satan, als sie rasch aus trocknen Reisern ein Feuer schürte, daß der Wiederschein derselben wie die beginnende Morgenröthe ausah, und krächte soann dreimal hintereinander mit lautkreischender Stimme wie ein Hahn. — Der Teufel, der sich auf seine Uhr glaubte verlassen zu können, war arglos eingeschlafen und fuhr, wie man denken kann, zum Tode erschrecken auf, als er phöglisch dem Hahn krähen hörte; anfangs glaubte er bloß geträumt zu haben, da er aber das Krähen wachend noch einmal hörte und überdies den Schimmer des Morgenroths am Himmel erblickte, glaubte er wirklich die Zeit verschlafen zu haben, worüber er in solche Wuth gerieth, daß er, durch die Lüfte davonbrausend, die Fische mit dem Ausruf: „mandü!“ (d. i. verflucht!) in den See, über welchen er eben hinflog, hinabschleuderte. Daher soll der See den Namen Mandü erhalten haben; auch der Stein, auf dem der Teufel ausgeruht, war noch vor wenigen Jahren mit den beiden Eindrücken von dem Pferdesuß und von dem Menschenfuß des Teufels auf dem Hügel (dem sogen. Briefenschen Berge) nahe bei Pyritz zu sehen.

Der Redacteur.

Die drei Blutstropfen.

Es mag nun wohl schon über zweihundert Jahre her sein, als zu Berlin ein reicher Brauberr lebte, den wir Wolff nennen wollen; denn ohne Zweifel möchte es seinen Nachkommen, wenn solche noch existiren sollten, nicht angenehm sein, den wahren Namen hier zu lesen. Wolff war ein böser Mann, und so glücklich auch seine äußern Verhältnisse schienen, so wenig war er es im Innern. Wilde Leidenschaften, denen er sich ganz hingab, zerstörten zuerst seinen häuslichen, endlich seinen Seelenfrieden, und vergifteten sein ganzes Leben, das sonst mit zeitlichen Gütern reichlich gesegnet war. Sein voller Geldsack widersteht ihm an, wenn er sah, daß dieser Mammon allein nicht immer fähig war, alle seine lästernen Wünsche zu befriedigen; sein treues Weib, eine wackere Hausfrau, schmeichelte seiner Eitelkeit zu wenig, so daß er ihrer bald überdrüssig ward, und in seinen Kindern erblickte er nur feindliche Geschöpfe, die ihm dereinst freudig die Augen zudrücken und mit seinem schwer erworbenen Vermögen um so leichter auf dem Wege der Sünde folgen würden. — Wolffs Bier schmeckte den Berliner Bürgern so gut, daß es in der ganzen Stadt gelobt wurde. Aber auch nur sein Bier war es, nach welchem Allen gelüftete; im Uebrigen wollte Niemand mit dem bösen Wolff

etwas zu schaffen haben. Der Wohlstand des Brauberrn nahm immer mehr und mehr zu, und sein Geschäft breitete sich so aus, daß er, um den Durst seiner Mitbürger zu stillen, in der Lindenstraße eine große Brauerei mit einem palastähnlichen Wohnhause erbauen ließ, wohin fortan die Berliner wallfuhrteten, und mit ihren silbernen Sechsern Wollß zu einem so reichen Manne machten; daß dieser, wie man sich erzählt — den Bau seines Hauses auch in lauter Sechsern bezahlte. Das Wohnhaus, die Zierde der Lindenstraße, würde man eher für das Palais eines Fürsten, als für eine Bierchenke gehalten haben, wenn nicht die schwarzen Buchstaben über dem Thoreweg des weißangestrichenen Hauses den Namen des Besitzers verrathen hätten. — So oft Brauttag gewesen war, strömten die Bürger durch die Lindenstraße dem schönen weißem Hause zu, gleichwie die Kinder Israels nach dem Zeiche Bethesda, und die sehr geräumige Schenkstube faßte auf einmal nicht alle durstige Rehlen, die da kamen, um sich satt zu trinken. Die Schenkstube entsprach ganz seinem Aeußern; so groß, daß man sie füglich einen Saal nennen konnte, war sie mit allen Bequemlichkeiten einer Gaststube ausgerüßet, und nebenbei noch mit lustigen Bildern und kurzweiligen Sprüchlein reich geziert; das Schönste aber in ihr war die schöne Schenkmagd Marie, um deren willen so Mancher kam, den der Bierdurst am wenigsten hinledte. In dieser Schenkstube wurde auch an jedem Brautage die Bernauer Bierprobe in folgender Art vorgenommen: Es erschienen einige zur Prüfung eingeladene Brauberrn Berlins in lebernen Beinkleidern, mit einer Kanne ihres frischgebrauten Biers, von welchem Einer dem

Andern zu trinken gab. fand nun dasselbe auch gegenseitig Beifall, so war dies doch noch lange nicht genug, sondern es ward nun erst noch folgende Probe ausgeführt: Die Knechte bestrichen die Schemel der Braubetten, welche in einem Kreise standen, mit ihrem Biere, und nur derjenige, welcher mit seinen Beinkleidern an dem Schemel kleben blieb, konnte sein Bier gut nennen; gelang dies nicht, so wurde es für schlecht erkannt. Am festesten saß inimer Herr Wolff auf seinem Schemel, den eine solche Prüfung jedesmal, außer einem Paar neuer Hosen, noch ein Häßchen Bier kostete, welches der stolze Sieger den Ueberwundenen durch die schöne Marie kredenzen ließ. — Marie, ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren, war die Tochter eines Braumeisters im Baiervlande, bei welchem Wolff viele Jahre gearbeitet hatte. Die schöne Blondine war zu jener Zeit noch ein Kind gewesen, und Wolff traute seinen Augen kaum, als die Tochter seines ehemaligen Principals plötzlich, schlank wie eine Tanne und blühend wie eine Rose, in seinem Hause erschien und ihm einen Brief ihres alten Vaters überbrachte. Der ehemals so reiche Braumeister war ohne sein Verschulden an den Bettelstab gekommen, sein Weib todt, und Alter und Krankheit machten es ihm unmöglich, ferner für seine Tochter zu sorgen. Deshalb hatte er sie nach Berlin gesendet mit einem Schreiben, worin er seinen ehemaligen Lehrling bat, er möchte das arme, verlassene Kind in seinen Dienst nehmen, und für dasselbe sorgen, so viel als möglich. Wolff sah bald in den Brief, bald in die schönen Augen des lieblichen Mädchens, und in den Strahlen dieser Sonne reiste sein Entschluß schnell; er nahm die Unglückliche auf und in

wenig Tagen sprachen die Berliner viel von der schönen bairischen Schenkmagd Marie in der Wolff'schen Brauerei.

So mancher feine Berliner, über dessen Zunge sonst nur Wein floss, befreundete sich Marlene wegen mit dem Wolff'schen Biere, und saß Stundenlang bei einer Kanne „Mord und Todtschlag,“*) mehr in die freundlichen Augen der Schenkmagd, als in die Flasche schauend. Dergleichen verliebte Trinker waren dem Brauherrn Wolff ein Dorn im Auge, nicht etwa, weil sie bei einer Kanne eine Stunde saßen, sondern weil sie mehr gafften als tranken, und er fürchtete, es möchte ihm ein junger Wed den Bissen vorm Munde wegschnappen, auf dessen Genuß er sich längst schon freute. Marie hatte, ohne es zu wollen, in ihrem Wohlthäter, denn dafür hielt das unschuldige Ding ihren Herrn, gar frevelhafte Begierden erweckt, welche der böse Wolff unter dem zarten Namen der Liebe versteckte. Mit einer Leidenschaftlichkeit, die nur Jünglinge eigen, verfolgte der längst gereifte Mann alle seine Wünsche, die er denn auch immer, den jesuitischen Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel,“ wohl beachtend, zu befriedigen suchte. Der Plan, den er mit Marien hatte, war kein anderer, als diese zu verführen, welches ihm nicht schwer dünkte, da er, als ihr zweiter Vater, doppelten Gehorsam von ihr verlangen durfte. Wolff gab ihr zuerst Beweise seiner schelnbaren Liebe, die jedoch das arme Mädchen eben so wenig anzunehmen sich getraute, als ihre Unschuld die zweideutigen Anerbietungen verstand, welche der Verführer ihr später machte. Diese Unschuld, durch

*) „Mord und Todtschlag“ wurde die stärkste Sorte Bier genannt.

welche das Mädchen nur noch reizender erschien, fing den lüfternen Wolff, der das lange Schmachten nicht liebte, zu langweilen an, und so rückte er denn eines Abends, als er mit Marien allein war, frech und offen mit seinen sündhaften Anträgen heraus. Das arme Mädchen widerstand seinen Bitten, und widersezte sich endlich seinen Befehlen. Mehrere Male gelang es Marien, seinen Liebesungen zu entkommen, die er, so oft er sie allein fand, vergebens wiederholte, bis er endlich, des langen Schmachten überdrüssig, in seiner Leidenschaft hoch und theuer schwur, mit Gewalt über die Schwäche zu siegen oder sie auf ewig zu verderben.

Fest vertrauend auf seine Kräfte, so wie auf die Lockspeise des Satans, die er in einem ledernen Beutelschen bei sich trug, schlich er sich eines Abends in Mariens abgelegenes Kammerlein. Es war nahe an Mitternacht, die Schenkstube geschlossen, die Leute im Hause bereits zu Bette, und auch Marie längst in ihrer Kammer und eben beschäftigt, ihr Abendgebet zu verrichten: da öffnete sich die Thür ihrer stillen Zelle, und zärtlich grinsend stand der böse Wolff vor ihr. Marie wollte entfliehen, Wolff hielt sie zurück, wiederholte nochmals die Versicherungen seiner Liebe, indem er ihr für die Erwidderung seiner Neigung Gold, viel Gold versprach, und als Angeld sogleich aus dem ledernen Beutelschen zehn Goldstücke auf den Tisch zählte. Marie blieb standhaft, und als er Gewalt brauchen wollte, warf sie sich ihm zu Füßen, durch Gebete und Bitten das Herz des Bösewichts zu erweichen. Fest wie Marie blieb auch Wolff bei seinem Plan; er benutzte des Mädchens Gebet, um die Kammerthür zu verschließen und den Schlüssel abzugeben. Das

schuldlose Opfer fand im Gebet Stärkung und Hülfe; Wolffs Vorhaben mit einem Blicke errathend, eilte sie zum Fenster und entfloß — sich in den Hof hinabstürzend, — auf diese Weise der Macht des Lüflings, — um in andern Qualen zu enden! Wolff wüthete, daß seine schöne Beute ihm entkommen; an die Stelle der lüsternten Begierde trat jetzt bei ihm Bosheit und Rache, und mit der Flucht des Mädchens war auch dessen Verderben fest beschlossen.

Mariens Kammerfenster war sehr hoch, aber die Angst hatte ihr Muth und Kraft gegeben, der Sprung war glücklich gelungen, und nur eine leichte Verletzung erinnerte sie an die glücklich überstandene Gefahr. Dem armen Mädchen blieb jetzt nichts übrig, als ein Haus zu verlassen, in welchem es nichts Gutes mehr zu hoffen, aber alles Böse zu fürchten hatte. Leicht war es Marien, die Hausthür von innen zu öffnen, und in wenigen Minuten befand sie sich in der dunklen Nacht allein auf der Straße, ohne Furcht vor ihrem Verfolger, aber auch ohne Obdach, ohne Hoffnung. — Wolff verließ mürrisch die Kammer, und hin und her sinnend über die Art, wie er sein Opfer martern und quälen wollte, flog er mit einer Laterne in den Hof hinab, um der Unglücklichen aufs Neue zu begegnen. Im Hofe war Alles still, er beleuchtete die Stelle, wo er sie ohnmächtig zu finden hoffte; doch so viel er auch suchte, sie war und blieb verschwunden, und er erblickte nichts, als auf den weißen Fliesen, womit sein Hof gepflastert war, gerade unter dem Kammerfenster — drei große Blutstropfen. — Ehe noch am andern Morgen Mariens Verschwinden bemerkt wurde, versammelte Wolff alle seine Leute und erklärte ihnen, daß in der ver-

gangenen Nacht sein Gefaßsen erbrechen, und er um viele hundert Goldstücke bestohlen sei, welches Verbrechen nur von einem Hausdiebe verübt sein könne. Das Gefinde blühte sich zweifelhaft untereinander an, und natürlich war es, daß — als man Marien allgemein vermistete, und sie vergebens im ganzen Hause suchte — der Verdacht auf diese fiel. Der Verdacht wurde zur Gewissheit, als man beim Nachsuchen in ihrer Kammer auf dem Tische zehn Goldstücke fand, welche die Flüchtige vergessen zu haben schien. So wollte es der böse Wolf; noch in derselben Stunde machte er dem Gericht die Anzeige von Mariens Flucht, und klagte sie des Diebstahls an, welche Anklage er darauf begründete, daß er in Gegenwart mehrerer Gerichtspersonen Mariens Lade öffnen lassen, und darin noch einige Goldstücke gefunden, die der boshafte Sünder vorher unter die Sachen der Unglücklichen gesteckt hatte.

Die entflohene Marie konnte der Hölle nicht entkommen, welche der Unhold ihr gestellt; dem Gericht ward es nicht schwer, die Angeklagte, welche vorerst bei einer Freundin Schutz gesucht hatte, aufzufinden, worauf sie, trotz aller Betheuerungen ihrer Unschuld, gefänglich eingezogen wurde. Ein Proceß, den der reiche Wolf mit vollwichtigen Beweisen unterstützte, konnte nicht lange dauern, und wenn auch die unglückliche Marie durch Erzählung ihres Schicksals manch' ein mitleidiges Herz unter den Richtern rührte, so wußte Wolf den Herren doch besser in die Ohren zu klingen; die arme Magd wurde eine Lügnerin gescholten, und da sie keine Gegenbeweise führen konnte, als eine freche Dirne, die einen gewaltsamen Diebstahl verübt, nach damaligem Gesetze zum Tode verurtheilt. Die Rechtfertigung der Magd konnte und

wollte Niemand glauben, da Wolff in Gegenwart eines Dritten sich gegen Marie immer so betragen hatte, daß ihre Anklage jetzt wie eine Verläumdung erschien, durch welche sie sich zu retten versuchte. Dennoch wurde in ihrer Gegenwart von den Richtern die Stelle in Augenschein genommen, wo sie sich durch einen Sprung aus dem Kammerfenster vor dem Verführer gerettet zu haben vorgab, und drei große Blutstropfen auf den weißen Fliesen schienen ihre Aussage zu bekräftigen. Wolff leugnete Alles hartnäckig; der Sprung aus dem Fenster wurde ihr zwar eingeräumt, aber mit dem Bemerkten, daß sie durch denselben unbemerkt mit dem Gelde habe entfliehen wollen. „Nun so mögen diese drei Blutstropfen nach meinem Tode für mich zeugen!“ rief sie, so daß es Wolff hören konnte, als man sie in den Kerker zurückführte.

Das Urtheil war gesprochen, und Wolff sah der Hinrichtung seines Opfers entgegen, freilich nicht so ruhig, als er anfänglich dachte; denn die drei Blutstropfen, welche kein Regen von den Fliesen abwaschen wollte, Mariens Ausruf beim Anblick derselben und einige Bürger, welche der Magd mehr glaubten, als dem Brautern und laut murrten über ihn, verscheuchten so manche Nacht die Ruhe von seinem Lager. In solchen schlaflosen Nächten, wenn alles im Hause in tiefem Schlummer lag, packten ihn die Jurien des Gewissens und trieben ihn hinunter in den Hof, wo er bei dem Schein einer Laterne die widerlichen Blutflecke zu vertilgen suchte, und die Fliesen oft so lange rieb und wusch, bis das Blut aus seinen Fingern spritzte. Von dem eignen Blute konnte er die Steine leicht reinigen, aber unauslöschlich blie-

den Mariens Blutstropfen, ihn schrecklich mahnend an einen unbeflecklichen ewigen Richter! —

Mariens Schicksal hatte in Berlin viel Aufsehen erregt; Einige bemitleideten das arme Mädchen, welches man des Verbrechens nicht fähig hielt, Andere bedauerten die Schönheit, die hier zu Grunde gehen sollte, noch Andere die harte Jugend, welche man in der ersten Blüthe zerknicken wollte, und Viele, die dem Brautheirn alles Böse zutrauten, sprachen laut und öffentlich von der Unschuld des Mädchens.

Der Tag des Todes für Marien rückte heran. Auf dem Richtplatze vor dem Thore war viel Volk versammelt, das nach dem Betragen des Mädchens im letzten Stündlein urtheilen wollte, ob es schuldig oder unschuldig sei? — Aller Augen waren nach der Richtstätte gewandt, da erschien Marie, weiß gekleidet und bleich wie der Engel des Todes, aber gefaßt und ruhig in Gott ergeben, den frommen Blicken Himmel gerichtet. Ihre schuldlöse Miene, ihre Haltung im tiefsten Schmerz, in der Stunde des Todes, wurde allgemein bemerkt; man murmelte deutlich: „das Mädchen ist unschuldig, hol' der Teufel den Wolff!“ und wahrlich, er hätte ihn geholt, wenn er gegenwärtig gewesen wäre. — Nach einem inbrünstigen Gebet zu Gott, welches sie knieend verrichtete, sprach sie laut: „Ich sterbe, aber mein Blut wird noch nach meinem Tode Den anklagen, um den es unschuldig gestossen! — Gott helfe mir — Amen!“

Wolff hörte an demselben Tage schon, mit welcher Ergebung Marie gestorben, und ihre letzten Worte machten ihm die Blutstropfen auf seinem Hosen, die er jetzt nicht mehr ohne Schauern ansehen konnte, immer widerlicher. Er wollte

diese Erinnerungsteine, die er täglich sehen mußte, nicht länger vor Augen haben, und noch an dem nämlichen Abend ließ er die Fliesen berauben und die Stelle mit Feldsteinen pflastern. — Nachdem der Gegenstand des Schreckens vom Hofe entfernt war, hoffte er mehr Ruhe zu finden, doch jetzt erst sollte ihn die Rache des Himmels ereilen.

Am Tage nach der Hinrichtung trat Wolff, zwar zufrieden mit seiner Rache, aber nicht beruhigt in seiner Seele, an das Fenster, als er mehrere Menschen gewahrte, die vor dem gegenüberliegenden Hause standen, und neugierig das seinige betrachteten. In wenigen Minuten vergrößerte sich der Volkshaufe so, daß Wolff sich mit vieler Angstlichkeit nach der Ursache des Auflaufs erkundigen ließ, und wie vom Schlage gerührt ward, als man ihm meldete, daß an seinem Hause drei große Blutflecke sichtbar wären, welche das Volk nicht ohne Murren betrachte. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Stadt, an Wolffs Hause liege das Blut der unschuldig hingerichteten Magd; Jung und Alt strömte nach der Lindenstraße, und der Platz vor dem Hause wurde nicht leer von Neugierigen, welche mit Fingern nach den Blutflecken zeigten, die auf der weißen Wand deutlich von Jedermann gesehen wurden. Mariens letzte Worte gingen unter dem Volk von Mund zu Mund; über ihre Unschuld war jetzt kein Zweifel mehr, und Alles drohte ihrem boshaften Ankläger furchtbare Rache. Wolff, den Angst und Gewissensbisse mit jedem Tage mehr folterten, hütete sich wohl, dem Volke sich zu zeigen. Er stellte sich krank, um sein Zimmer nicht verlassen zu dürfen; doch wer ihn beobachtete, dem blieb kein Zweifel über die Ursache seines

Uebels. Die Strafe des Himmels ereilte ihn früher, als die Gerechtigkeit auf Erden Hand an ihn legen konnte; seine Gewissensqualen wurden immer heftiger, und der Wahnsinn umstrickte ihn mit seinen follernden Regnen.

In einer mondbellem Nacht entschlüpfte er seinen schlafenden Wächtern, stieg durch das Fenster auf einen am Hause befindlichen Vorsprung, über welchem man die Blutflecke bemerkte, und begann nun unter fürchterlichem Geheul mit seinen Nägeln die drei Blutflecke abzukratzen, welche jedoch nicht schwinden wollten. Ein vorübergehender Nachtwächter, der ihn erkannte, rief ihn beim Namen, worüber er so erschrock, daß er, das Gleichgewicht verlierend, auf das Steinpflaster hinabstürzte und in wenigen Minuten seine schwarze Seele aushauchte.

Wie sehr sich auch Wolffs Erben bemühten, die Blutflecke am Hause zu vertilgen, es war umsonst; so oft das Haus neu angestrichen wurde, die drei Blutstropfen wurden nach einiger Zeit immer wieder sichtbar, bis endlich dies Denkmäl der Blutschuld mit dem Hause verschwand, das ein Nachkomme Wolffs niederreißen ließ.

Alex. Cosmar.^{*)}

*) Eagen und Mischeilen aus Berlin's Vorzeit.

XX.

Die späte Ernte.

(Eine wahre Begebenheit.)

In der Schenke zu Schlebusch, einem großen Dorfe bei Solingen, waren eines Sonntags, nach gewohnter Weise, die Bauern versammelt und zechten fröhlich mit einander und sprachen von Krieg und Frieden, auch wie es in der Zukunft kommen werde und wie es vor Zeiten gewesen sei. So von einem zum andern übergehend, fiel die Rede auch auf Klöster und Mönche, und wie die Pfäfflein vor Alters öfters manchen schlaun Piff angewendet, um ihre Klöster zu bereichern, wie sie aber auch zuweilen verb angeführt worden seien zu ihrem großen Schaden, und wären noch obenein ausgelacht worden. Die Wahrheit zu gestehen, hatte Niemand anders dies Gespräch aufs Tapet gebracht, als der Schenkwirth selber, der seine abgesonderliche Freude daran hatte, wenn er eine Geschichte zum Besten geben konnte. Damit war denn auch den Bauern gar wohl gedient, und obwohl der Wirth überhaupt nur wenige Geschichten wußte und daher immer wieder auf die bereits erzählten zurückkam, so hinderte das die Bauern doch nicht, ihm mit vielem Vergnügen zuzuhören. Gewöhnlich leitete der Wirth seine Geschichten damit ein, daß er der Unterhaltung eine solche Wendung gab, daß seine Gäste selbst ihn aufforderten, eine

Historie vorzutragen; dies that er dann mit aller der Bereitwilligkeit, die einem Schenkwirth ziemt, und zugleich mit der Selbstgefälligkeit eines Mannes, der wohl weiß, wie wichtig die Rolle ist, die er spielt. Da er nun an dem erwähnten Sonntage die Rede auf Mönche und Klöster brachte, so wußte er mit ziemlicher Gewißheit voraus, daß man ihn auffordern würde, die Historie zu erzählen, wie vor Jahren ein Junker von Schlebusch mit benachbarten Mönchen in Streit gerathen sei, und wirklich ging seine Erwartung in Erfüllung, denn einer von den Bauern schlug mit der Faust donnernd auf den Tisch, was so viel bedeutete, als daß es um das Wort bitte, und nachdem diese wohlverstandene Aufforderung befolgt und allgemeine Stille eingetreten war, sagte der Bauer zu dem Schenkwirth:

„Da wir jetzt von Mönchen und Pfaffen sprechen, Gevatter, so könnt Ihr uns wohl die Geschichte von dem Junker erzählen . . .“

Die übrigen Bauern ließen den Antragsteller nicht aussprechen, sondern stammten mit lautem Geschrei ihm zu, worauf der Wirth seinerseits mit der Faust auf den Tisch schlug und solchergestalt von neuem Ruhe erzeugte. Nachdem nun alle Gesichter mit gespannter Erwartung auf ihn hinblickten, nahm der Wirth mitten unter seinen Gästen Platz, rückte die Mütze auf das linke Ohr, nahm eine salbungsvolle Miene an, räusperte sich einige Mal und begann folgendermaßen:

„Wer Auhirt hat, Gevattern, oder auf der Wanderschaft gewesen ist, der weiß, daß es vor tausend oder vor fünfhundert Jahren anders in der Welt ausgesehen hat, als heutzutage.“

Hiermit waren die Bauern zwar einverstanden, Einer

von ihnen aber war mit dem Bergetragenen nur halb zufrieden und fragte daher den Wirth:

„Sagt mir doch, Gevatter, wie hat es denn vor tausend Jahren auf der Welt ausgesehen?“

„Das sollt Ihr sogleich aus meiner Geschichte erfahren,“ antwortete der Wirth. „Vor zweihundert Jahren lebte in diesem Dorfe als Gutsherr der Junker Hall von Schlebusch, der ein gar fürtrefflicher und so kluger Herr gewesen ist, daß er sicher und gewiß Minister des Königs Salomo geworden wäre, wenn er hundert und etliche Jahre früher gelebt hätte. Und reich war er auch, denn Dorf Schlebusch, das müßt Ihr selber sagen, ist ein ansehnlich Gut, und wer das hat, ohne Schulden, der kann schon sagen: Ich bin ein reicher Mann. Unter allen Füssen aber, welche Junker Hall eigenthümlich besaß, war bei weitem die beste diejenige, welche beim Kloster Dünwald lag, denn das war Euch ein Acker, so fett wie . . .“

Leider konnte der Schenkwirth kein passendes Gleichniß finden, denn es wollte ihm weiter nichts einfallen, als Speck, dieser aber schien ihm nicht passend, um einen fetten Acker damit zu vergleichen; er wollte daher schon die Ausmalung des Bildes der Phantasie seiner Zuhörer überlassen, als derselbe Bauer, welcher sich wegen der Borzeit bei ihm erkundigt hatte, die Frage an ihn richtete, wie fett denn der Acker gewesen sei?

„Das sollt Ihr gleich aus meiner Geschichte erfahren!“ sagte der Schenkwirth. „Der Acker war so fett, daß die ehrwürdigen Mönche in dem Kloster Dünwald das zehnte Gebot darüber vergaßen, indem sie theils aus den Fenstern

Ihrer Zellen, theils bei ihren Spaziergängen so lüstern und begehrtlich nach dem fetten Acker lugten, wie ein guter Christ nach seines Nächsten Acker nicht lugen soll und ein Mönch gar nicht. Anfangs wagten sie auch nicht, ihre Gedanken auszusprechen, nach und nach aber wurden sie mutziger, wie das so in der Welt geht."

"Wie geht das denn in der Welt?" fragte der fragesüchtige Bauer wieder.

"Das sollt Ihr sogleich aus meiner Geschichte erfahren," sagte der Schenkwirth. „Wenn der Mensch was Böses denkt, so erschrickt er anfangs davor, wenn er aber sieht, daß er von den Gedanken keine Kopfschmerzen bekommt, so wird er dreister und denkt: Ei, denken kannst Du es schon! Wenn es dann aber im Kopfe recht zu kochen anfängt, so geht es wie mit der Milch"

"Wie geht es denn mit der Milch?" fragte der Bauer.

"Sie kocht über," erwiderte der Wirth; „so kochten die Gedanken auch bei den Mönchen über, daher sie anfangen, davon zu sprechen. „Pater noster, sagte der Eine, es wäre doch gar herrlich, wenn wir den Acker hätten," und der Andere antwortete: „ja, Avo maria, das wäre herrlich." In dieser Art sprachen sie öfters und da sie merkten, daß ihnen die Zunge darüber nicht verdorrte, so gingen sie noch weiter und sagten: „Dominus vobiscum, sollt es denn gar kein Mittel geben, daß unser Kloster, neben welchem der Acker liegt, desselbigen theilhaft würde?" —

"Barum nicht," erwiderte der Guardian, „es läme ja nur darauf an, daß wir ein altes Scriptum fänden, darinnen geschrieben steht, daß sothaner Acker zu unserem Kloster

gehöre; darum laßet uns suchen in dem Archive, ob wir nicht vergleichen etwas finden.“

Da fuhr ein großer Eifer in die heiligen Väter, daß sie sich wie Maulwürfe in dem Papieren vergruben und wühlten und suchten und stöberten, daß der alte, hundertjährige Stauden flog und die frommen Väter in die Augen biß, wie Pfeffer und Salz. Am Ende fanden sie auch wirklich ein altes vergilbtes Dokument, darinnen mit alterthümlicher Schrift aber mit klaren Worten geschrieben stand, daß obenbesagter Acker — nicht und keinesweges zum Kloster gehöre, obwohl er so dicht daneben läge, daß das Unkraut auf der Grenze desselben schier in den Klostermauern selber wurzle, sondern daß das Land derrer von Schledbusch sei seit ewigen Zeiten. Ueber diesen Fund bekamen die frommen Väter lange Gesichter, daß sie aussahen, wie . . .“

Da der Schenkwirth wieder klopfte, so war der fragelustige Bauer auch schnell wieder bei der Hand und erkundigte sich, wie die frommen Väter mit den langen Gesichtern ausgesehen hätten? Der Schenkwirth antwortete jedoch nicht, sondern lächelte verschmigt und fuhr fort:

„Einer unter den Mönchen, und das war der Guardian, bekam kein langes Gesicht, weil er ein so kugelrundes hatte, daß es absolut nicht lang werden konnte; auch sah er nicht verblüßt aus, wie die Andern, vielmehr schmunzelte er, wie er pflegte, wenn er einen Bissen saftigen Bratens kante, oder ein Gläschen *Lacrymus**) schlürfte. Ihm fuhr nämlich

*) Wahrscheinlich meinte der Schenkwirth: *Lacrymae Christi*, eine vorreffliche Sorte Klosterwein.

ein Gedanke durch den Kopf, der so sündhaft und schlau war, daß man hätte glauben können, der selbstbittige +++ sei ihm mit dem Gedanken durch den Kopf gefahren, wenn es nicht eben der Kopf des Pater Guardians gewesen wäre.

„Confratribus!“ sagte er nach einer Weile zu den andern Mönchen, „ich bin der Meinung, wenn uns der selte Ader nicht gehört, so ist es genug, wenn wir es wissen; geschrieben aber braucht es nicht zu stehen. Darum, so sehet her, was ich thue.“

Mit diesen Worten riß er das Dokument in Stücken, sammelte dieselben sorgfältig und verbrannte sie. Darüber freuten sich die Väter zwar ein wenig und sagten, der Pater Guardian wäre ein Licht und eine Säule, was so viel heißt, als er wäre kein Dummkopf. Das war er auch nicht, denn er ließ sich vom Teufel selber kein Schnippchen schlagen, und kein *cautum* war so verwickelt, daß er nicht immer einen Ausweg gefunden hätte. Ich sagte, die frommen Väter freuten sich ein wenig, daß der Guardian das Dokument vernichtete, aber auch nur ein wenig, denn sie dachten: Daß es fort ist, ist gut, aber den Ader bekommen wir darum doch nicht. Der Guardian merkte ihre Gedanken gar wohl, aber er sagte nichts, sondern dachte bei sich: Ihr habet das Pulver nicht erfunden, — und lächelte. Hierauf ließ er ein großes Blatt Pergament bringen und befahl dem Valenbruder, der für die Schinken und Würste zu sorgen hatte, das Blatt in den Rauchfang zu hängen. Darüber verwunderten sich die Mönche und Einer von ihnen, der ein ausgemachter Dummkopf war und immer fragte . . .“

„Mit Vergunst, Gevatter,“ fiel hier der Fragebauer ein,

„Saget mir doch, sind das denn Dummköpfe, die immer fragen?“

„Geduldet Euch nur, Gevatter,“ erwiderte der Schenk-
wirth, „Ihr werdet gleich merken. Einer also von den Mön-
chen fragte den Guardian, warum er denn das Pergament wie
eine Knackwurst räuchern wolle? Der Guardian aber lachte
und antwortete: „Lieber Bruder, daran sollet Ihr noch lauen,
daß Euch das Herz im Leibe vor Freude hüpfen wird, habet
nur Geduld!“ Nachdem nun einige Tage vergangen waren,
ließ der Guardian das Blatt aus dem Schloß herabnehmen,
zeigte es den andern Mönchen und sagte: „confratribus,
wie sieht das aus?“ Da riefen Einige sogleich: das sieht
aus, wie ein Blatt, das 200 oder 300 Jahre im Archiv ge-
legen hat und vor Alter gelb geworden ist. „Also meine
ich auch,“ sagte der Guardian lächelnd, nahm hierauf Tinte
und Feder und schrieb auf das geräucherte Blatt mit alter-
thümlicher Schrift, deren er wohl kundig gar, einen lateini-
schen Schenkungsbrief, als ob vor Zeiten Einer derer von
Schlebusch dem Kloster den Acker geschenkt hätte und unter-
schrieb dann gar künstlich den Namen des v. Schlebusch auch
Datum und Jahreszahl, Alles wie sich gehört. Nun wußte
freilich auch der Mönch, der vorhin so neugierig gefragt
hatte, warum das Pergament geräuchert worden war; der
Guardian aber blickte stolz triumphirend die Mönche der
Reihe nach an, als wollte er sagen: Verdiente ich nicht, Bi-
schof oder Cardinal zu sein? — Die Mönche fingen hierauf
an zu berechnen, um wie viel sie und ihr Kloster durch die
fromme Klugheit des Guardians reicher würden, denn daß
der Acker ihnen jetzt zufallen müsse, daran zweifelte Keiner.

Einige Tage darauf, nachdem die Schrift unterdeß im feuchten Keller gelegen und den modrigen Geruch alter Urkunden angenommen hatte, ging nun der Guardian in Begleitung zweier andern Mönche zum Junker Pall von Schlesbusch, der über den Besuch der frommen Väter hoch erfreut war.

„Verzeihet, edler Junker,“ sagte der Guardian, nachdem er eingetreten war, mit sanfter Stimme und verkehrten Augen, „verzeihet, daß wir arme Diener der Kirche Euch heimsuchen, da wir Euch doch nichts Gutes zu verkünden haben, sondern Etwas, so Euch und Eurem Herzen leid sein wird.“

Das dachte ich wohl, sagte Junker Pall zu sich selber, denn wo ihr schwarzen Raben zu Paaren erscheinet, da ist gemeinlich schlechte Zeit. Doch er hütete sich wohl, diese Gedanken laut auszusprechen, vielmehr lächelte er freundlich und sagte:

„Seid mir willkommen, ehrwürdige Väter, ob Ihr mir auch traurige Botschaft brächtet, kann ich der Gelegenheit doch nicht jähren, die mir das Glück verschafft, so heilige Häupter unter meinem Dache zu sehen.“

„Ja,“ erwiderte hierauf der Guardian mit einem Tone, als ob er den Segen über den Junker spräche, „Ihr waret allezeit ein guter Christ und Freund der Kirche und unseres Klosters, habet uns auch reichlich gespendet und aus freiem, ungezwungenen Herzen, darum thut es uns aber auch um so mehr wehe, daß wir Euch Kummer bereiten müssen. Allein wir müssen es, um Eures Seelenheils willen müssen wir es. Denn wißet, Ihr seid im Besiz ungerechten Gutes, was eine große Sünde ist vor dem Herrn. Wir aber wollen

von dieser Missethat Euch erlösen, los- und freimachen, indem wir das ungerechte Gut von Euch nehmen und es seinem rechtmäßigen Herrn überliefern."

Diese Rede kam dem Junker doch ein wenig bedenklich vor und er rief mit einiger Angebult:

„Gehet gerade aus, ehrwürdiger Vater, wenn es Euch beliebt! Saget heraus, was Ihr wisst, denn, beim heiligen Jacob, ich weiß von keinem ungerechten Gute!"

„Das ist um so schlimmer!" rief der Guardian mit priesterlichem Eifer zurück, „denn merket auf: wenn Ihr wisst, daß Ihr ungerechtes Gut besizet, so könnt Ihr es, sobald Ihr wöllet, herausgeben, Eure Sünde bereuen, Buße thun, der Kirche spenden und Absolution erhalten. Wenn Ihr aber nicht wisst, daß Ihr eines Andern rechtmäßiges Hab und Gut besizet, so könnt Ihr all das Gesagte nicht, sondern sündigt immer fort und fahret dereinstens zur Hölle, davor Euch der Herr beschütze, dominus vobiscum, confiteor, miserere!"

Der Guardian glaubte, wenn er lateinisch spräche, würde der Junker Angst vor der Hölle bekommen und keine Umstände machen. Junker Hall that auch wirklich so scheinheilig, als ob er eben die letzte Delung erhalte, im Innern aber lachte er und dachte: Ich will 1000 Jahr im Jegeseuer sitzen, wenn diese Schwarzen nicht ein Eselmenstück verhabent! Aber wartet, Ihr Hühner! — Hierauf sagte er laut zu ihnen:

„Ihr macht mir bang, frommer Vater! Saget doch endlich heraus, was es ist. Von der Sünde will ich mich erlösen, ob ich auch mein halbes Vermögen als unrechtmäßig Gut herausgeben und für die andre Hälfte mir Absolution

erkaufen müßte. Besser als Bettler in den Himmel, denn als Junker in die Hölle!“

Diese Rede gefiel den frommen Vätern so wohl, daß sie schmeichelnd die Hängebäuche strichen, wie sie nach der Mahlzeit zu thun pflegten. Der Guardian aber hob wieder an:

„Wisset, wohlbeder Junker, der Acker, so an unserem armen Kloster liegt, und den Ihr bis anders Euer genannt habet, ist mit nichts der Eure, sondern geböret dem Kloster.“

„Wie?“ rief der Junker, und war kaum im Stande, seinen Zorn zurückzuhalten, „die besten Fusen meines Landes wollt Ihr mir entreißen? Sehet Euch vor, ehrwürdige Herren! Ich Hebe auch einen guten Scherz und lasse mir von den Pfaffen manch Wörtlein gefallen, denn ein Wörtlein heißet nicht und unter Wölfen soll man heulen und ich bin ein guter Christ. Meinet Ihr aber, mich also zu schrecken, daß ich Euch das Beste geben soll, was ich habe, und soll mir von Euch die Wolle aus dem Pelz kaufen lassen und ganz und gar auffressen, so seid Ihr im Irrthume. Und wenn der Pabst selber käme von Rom, ich gäbe den Acker nicht heraus!“

Die drei Mönche schlugen Kreuz über Kreuz und murmelten lateinische Sprüche, denn sie waren vor der Festigkeit des Junkers sehr erschrocken, und wie der von außen ihnen dränete, so hatten sie in ihrem Innern noch einen andern Junker, der auch sehr unwirsch war und ihnen zusetzte, nämlich das Gewissen, liebe Gevattern. — Der fromme Vater Guardian jedoch lebte mit seinem Gewissen auf einem guten Fuß und beschwichtigte dasselbe, wenn es widerspenstig war, mit gelehrten Gründen und auf lateinisch. Daher sagte

er denn auch jetzt zu sich selber: *Dominus vobiscum*, du tolles Gewissen, was tobest du denn? Der Ader geböret dem Kloster gewißlich, und wenn er ihm nicht gebörete, so ist es doch besser, daß die Kirche ihn habe, als daß ein gottloser Eule seine Früchte in Sünden verprasse. Darum sei du still! — Darüber ward das Gewissen auch still, und der Guardian nahm wieder eine fromme Miene an und sagte:

„Wie Ihr doch so zornig werdet, edler Junker, und habet vorher so fromm gesprochen und wie ein ächter Christ. Wahrlich, wahrlich, das Fleisch ist noch gar mächtig in Euch und stärker als Euer Geist, der doch willig ist zum Guten. Was mögen Euch einige Hufen Landes nützen, wenn Ihr darüber zur Hölle fahren müßt? Lasset doch den Leib verderben und rettet die Seele! Wollet Ihr Kirchenraub begehen? Ei, edler Junker, nicht also in Zorn und Eifer solltet Ihr zu uns sprechen, sondern vielmehr danken solltet Ihr uns, daß wir Euch die verborgene Sünde, in der Ihr befangen seid, zeigen und Euch erlösen wollen! Was lieget uns an dem Ader? Wir wollen ihn nicht nützen. Wir sind demüthige Knechte des Herrn, und wie wir gelobet haben, in Armuth und in Dürftigkeit zu leben immerdar, also thun wir auch und wollen wir thun unser Lebenslang. Nicht unseretwegen kommen wir und begehren den Ader, sondern Euretwegen, auf daß wir Euch von unrechtmäßigem Gut befreien und Eure Seele retten!“

Während der Guardian sprach, hatte sich der Junker besonnen, daß er nicht gut thäte, in Eifer zu gerathen wider die frommen Väter, und darum dachte er: es ist besser, ich bin ein Luchs im Schaafpelze, als daß ich mich wie ein wilder Bär gebärde, da die Pfaffen doch den Ring mir durch

die Nase ziehen würden und mich tötten, wie sie eben mögen, ob ich auch noch so sehr brumme. Dabei sagte er zum Guardrian: „Verzeihet mir meine Worte, Ehrwürdiger, dieweil ich sie berue. Ist der Acker des Klosters, nun, so möget Ihr ihn nehmen. Aber beweißt mir zuvor, daß dem so ist!“

Da holte der Guardrian mit einem seligen Lächeln das Pergament heraus und gab es dem Junker zu lesen.

Junker Hail war sehr erschaut, aber da es sich fügte, daß an dem geräucherten Blatt noch etwas von dem Ruß haften geblieben war, daran sich der Junker die Finger beschmugte, so merkte er den Betrug und dachte bei sich: Ihr schwarzen Schelmen, wartet, ich will euch noch besser betrügen. — Darauf gab er die falsche Urkunde zurück und sagte:

„Allerdings, da steht mit klaren Worten geschrieben, daß meiner Altvordern Einer dem Kloster den Acker geschenkt; allein, ehrwürdige Väter, das ist vor mehrern hundert Jahren geschehen. Seit der Zeit haben Etlche derer von Schlebusch gelebt, die Eurem Kloster viel Gutes und Liebes erzeigt haben, so im Frieden, wie im Kriege; wie leicht mag es also sein, daß das Kloster zur Bezeigung seines Dankes und als Lohn einem meiner Ahnen den Acker wieder zurückgeschenkt hat, da Ihr doch nimmer von Eurem eignen Kloster sagen werdet, daß es treuen Diensten mit schönem Umdank lohne und wohl gar die zu übervorteilen gedente, welche sich stets als treue Freunde und Helfer in der Noth erwiesen haben. — Was saget Ihr nun, ehrwürdige Väter? Ist es nicht ein möglich Ding? Wie wäre es denn auch sonst zu erklären, daß ich und alle die von Schlebusch seit Menschenzeiten in dem Besiz des Ackers sind! Denn wahrlich, Ihr wißt es so

gut wie ich, daß sich die Diener der Kirche den Bissen nicht aus den Zähnen nehmen lassen. Freilich habet Ihr einen Brief, der Euer Recht beweiset, und ich habe keinen. Allein wie, wenn auch ich ein altes verrußtes Blatt finde, darauf die Rückfenkung verrieben steht? — Ich spreche aber nicht um meiner! sondern um Eurer Willen, hochwürdige und fromme Väter! Wie leicht kann Eure Seele in Gefahr kommen, wenn Ihr den Ader nehmet und ich habe vielleicht im Verborgenen einen Brief, daß er mir gehöre! Denket nur, daß Ihr dann in Unwissenheit sündigt und es nicht einmal bereuen und abbüßen könnet. — Was mache ich mir aus dem Ader! Bin ich doch ein sterblicher Mensch, und muß einst Alles hierlassen, was ich besitze und nehme nur meine Seele mit, für die allein ich zu sorgen habe. Aber um Eurer Seelen willen ist mir bang.“

Die drei Mönche standen ganz verblüfft, denn sie merkten, daß alle die Bolzen, die sie auf den Junker abgeschossen hatten, auf sie selber zurückgeprallt seien. Die beiden Mönche dachten: miserere! Der Handel ist verspielt! — Der Guardian aber wollte den Ruhm nicht fahren lassen, sein Kloster um einen selten Ader bereichert zu haben, und da er nichts zu erwidern mußte, was einem vernünftigen Grunde ähnlich gesehen hätte, so hielt er es fürs Beste, in Zorn zu gerathen und schrie daher dem Junker grimmig an:

„Seid Ihr ein Christ, daß Ihr die Kirche also frech um ihr Eigenthum zu berauben gedenket? Anathema, anathema! Denket nicht, daß wir unsere Armuth Euch Preis geben werden, daß Ihr in Sünden darin schwelget! Away! Mit nichts, Herr Junker! Wir haben den Brief, einen guten, alten,

ächsten Brief, und wollt Ihr nicht in Güte den Acker herausgeben, so wird weltliches und geistliches Gericht Euch zwingen und Ihr werdet obenein den Bannstrahl auf Euer Haupt geschleudert sehen, den Bannstrahl, der Eure Seele zerschmettert, wie der Blitz die Holze Eiche!"

Junker Pall sah sehr erschrocken und zerknirscht aus und sagte dann mit leiser Stimme:

„Ach, ehrwürdiger Vater, ich bitte Euch, schonet meiner armen Seele, die mir lieber ist, denn alle Acker von hier bis Rom! Ihr habet mich nicht verstanden. Wie mag es mir in den Sinn kommen, Euch den Acker vorzuenthallen, da Ihr ja den Brief habet. Nein, der Acker soll Euer sein, dieweil er Euer ist. Aber damit Ihr sicher seid, daß Ihr nicht unrechtmäßig Gut besizet, will ich Euch den Acker noch einmal schenken, und es vor Gericht mit Urkunden fest verbriefen.“

Der Junker hatte kaum ausgesprochen, da hoben alle drei Mönche die Hände in die Höhe und schrien: „benodix, benodix!“ d. h. sei gesegnet, Du guter Sohn, du edler Junker! — Der Guardian aber hielt eine lange lateinische Rede, die der Junker nicht verstand, und sagte dann auf deutsch, wenn Junker Pall gleich mitkommen wolle, den Brief auszufertigen, so solle er Absolution haben für alle Sünden, die er seit seiner Geburt begangen, und auch für alle die, so er begehen würde, von dem Tage an bis über 10 Jahre. Darüber war Junker Pall sehr erfreut und erwiderte mit ehrerbietiger Stimme:

„Wie sehr dank ich Euch, ehrwürdiger Vater, daß Ihr in Eures Herzens Mildigkeit das noch belohnen wollet, was ich

doch zu thun ohnedies verbunden bin. Aber wie nun einmal der Mensch so unzufriedenen Sinnes ist, daß er, je mehr er hat, um desto mehr haben will, so bitte auch ich Euch noch um ein Kleines, das gegen die Absolution, so Ihr mir ertheilen wollt, schier ein gar nichts ist, mir jedoch so sehr am Herzen liegt, daß ich, sofern Ihr nicht darcin willigtet, schweren Kummer empfinden würde."

"Laßt hören, mein Sohn," erwiderte der Guardian, "was Ihr begehrt?"

"Seht, ehrwürdiger Vater," sagte hierauf Junker Hall, "ich habe mich seit Wochen darauf gestreut, wie ich in diesem Jahr den Acker, so an Eurem Kloster liegt, so ganz absonderlich bestellen will, ganz anders, wie in jedem andern Jahr; mit diesem Gedanken habe ich mich getragen, habe mich an ihn gewöhnt und im Voraus tausendmal darüber gestreut. Müßte ich nun den Acker sogleich abgeben, und dürfte ihn in diesem Jahre nicht mehr bestellen, so würde mir zu Nutze sein, als wäre mir der beste Freund abgestorben, oder gar ein leibeiigen Kind, denn ich habe, wie Ihr wißt, noch keine Nachkommen und so sind meine Gedanken meine Kinder. Laßt mir darum die Herzensfreude und vergönnet mir, daß ich nur noch in diesem einen Jahre den Acker bestellen darf und laßt mir auch die Ernte, die das Feld von der diesjährigen Saat trägt."

Die drei Mönche mußten heimlich lachen, daß Junker Hall ihnen nicht nur sein Eigenthum gänzlich überlassen mußte, sondern auch noch so flehenlich bat, dasjenige ein einziges Jahr besizen zu dürfen, was ihm doch eigentlich für alle Zeiten gehörte. Der Guardian dachte überdies, dadurch,

daß der Junker um die eine Ernte bittet, bekennt er am klarlichsten, daß der Acker ihm nicht gehöre, sondern dem Kloster, und so fand er denn keinen Grund, dem Junker die Bitte abzuschlagen. Er sagte daher:

„Auf daß Ihr erfahren möget, mein Sohn, wie mildiglich die Kirche handelt und wie sie selbst da Rücksicht übet wo sie befugt wäre zu zürnen, wollen wir Euer demüthiges Bitten erfüllen.“

„Run wohl an,“ rief der Junker, „so kommet vor die Gerichtschöffen. Ich will es Euch verbriefen, daß der Acker Euch gehört, Ihr aber gebt mir eine Urkund, daß es mir gestattet ist, den Acker neuer zu besäen, und selbigen so lange zu behalten, bis ich die Ernte davon eingespeichert habe.“

Hiermit waren die Mönche sehr wohl zufrieden und die beiderseitigen Urkunden wurden von ordentlichen Gerichtschöffen und in Gegenwart von Zeugen gehörig aufgenommen. Als dies geschehen war, ließ Junker Hall den Acker pflügen und bald darauf waren viele Knechte beschäftigt den Acker zu besäen. Da sie aber keine Sätücher vorbatten, die Saat auch nicht streueten und überdies ihre Arbeit nur in der Morgen- und Abenddämmerung verrichteten, so fiel dies den Mönchen wohl auf, doch bekümmerten sie sich nicht viel darum, denn sie dachten: Was schieris uns? Pent übers Jahr sollen unsere Knechte säen.

Als aber die Zeit herankam, daß die Saat aufgehen mußte, da gingen die ungeduldigsten von den frommen Vätern täglich nach dem Acker, um zu sehen, wie es dort stünde? Ei nun, dort stand es gar hübsch. Die Saat war aufgegangen, der Acker allenthalben mit gelbgrünen Sprossen be-

bedt, — nur konnten die ehrlichen Mönche nicht herausbringen, was das denn eigentlich für eine Feldfrucht sei. Sie riefen ihre Perren confratribus hinzu; die wußten aber auch nicht.

„Daber ist das nicht!“ sagte der Guardian und sah ein wenig dumm aus. „Balgen ist es auch nicht,“ sagte ein Anderer und sah noch dümmer aus. Ein Dritter aber, der eines Bauern Sohn war, rief ängstlich: Ave Maria, das ist weder Flach, weder Klee; weder Kohl, weder Rüben, auch Linsen sind es mit nichts, noch Erbsen! Nun sag mir Einer, was das ist?“

Sagen konnte freilich Keiner, aber da noch etliche Monate vergangen waren, dabrauchten die Pfäfflein auch keinen Bescheid mehr, denn ansezo konnten sie es mit Händen greifen. Nun hätten Ihr aber einmal das Miserere hören sollen, hätten einmal den Zorn, die Wuth und giftige Bosheit sehen sollen, in welche die frommen Väter geriethen! Denn rund heraus gesagt, der Junker hatte — Eichen gesät!

Da waren die Pfäfflein betrogen! — Junker Hall aber böhte sie und meinte, sie sollten sich die Zeit nicht allzulang währen lassen, zwei Jahrzehende oder drei, so wären einige Palme reif, dann sollten sie nachfragen; sollten aber doch keine Häuser darauf bauen, dieweil er im Feuerschloß seines Schlosses einen verborgenen Schrank entdeckt hätte, darinnen eine Urkund läge zu seinen Gunsten. — Die ehrwürdigen Väter schludten den Kerger herunter, so gut sie konnten, dem armen Guardian aber blieb er in der Kehle sitzen, daß er daran eines baldigen seligen Todes verblieb. —

Aus dieser Geschichte ist zu lernen, schloß der Schenkwirth

Indem er aufstand und seine Mütze auf das rechte Ohr rückte:

„Daß unrecht Gut mag nimmer gedeihen,

So wenig bei Pfaffen als wie bei Laien.“

Die Bauern erhoben sich zugleich mit dem Wirth und sahen ein wenig verdrießlich aus, daß die Geschichte schon zu Ende war; da ihnen der freundliche Wirth aber versprach, dieselbe Geschichte am nächsten Sonntage noch einmal zu erzählen, so waren sie sehr erfreut, und standen nun nicht länger an, Dank und Lobeserhebungen in reichem Maasse zu spenden. Der Einzige, der verdrießlich blieb, war der fragelustige Bauer, der auch wirklich, nachdem er eine Zeitlang auf seinem Stuhle ängstlich hin- und hergerückt war, mit der Frage heraussprang:

„Mit Verlaub, Gevatter, Ihr wolltet uns ja noch sagen, wie die Mönche mit den langen Gesichtern ausgesehen haben?“

„Richtig!“ rief der Wirth, „das hätt ich beinahe vergessen! Aber wartet, Ihr sollt es nun gleich erfahren.“ Nach diesen Worten stand er auf, holte einen kleinen Handspiegel, faßte dann mit der vollen Hand dem Bauer ins Gesicht, brückte ihm die Backen zusammen und die Nase platt, hielt ihm dann den Spiegel vor und rief:

„Schaut her Gevatter, so haben sie ausgesehen!“

Diesem handgreiflichen Wig zollten die Bauern ein schallendes Gelächter, denn sie Alle waren der Meinung, daß diese praktische Rügenwendung noch besser sei, als obige Moral, und die Folge der Heiterkeit, in welche sie sich versetzt fühlten, war, daß sie sämmtlich ihre Rannen noch einmal füllen ließen und auf das Wohl des Junkers Hall und zum

großen Vergnügen des Wirths bis spät in die Nacht zechen. Wie lange das aber gedauert hat, haben wir nicht erfahren können. Wenn unsere Leser es aber gerne wissen wollen, so soll der Bauer, dem der Wirth die Nase platt gedrückt hat, darnach fragen.

Der Odeswürfel.

(Eine wahre Begebenheit)

Zu den Zeiten des großen Kurfürsten lebte in Berlin ein Waffenschmidt, Namens Fromm, der eine gute Rundschaft, ein reichliches Vermögen und eine hübsche Tochter hatte, welche Röschen hieß. Unter diesen Umständen wäre es sehr gut gewesen, wenn er auch eine Frau gehabt hätte; die war ihm aber leider einige Jahre nach Röschens Geburt gestorben, und da Herr Fromm sie sehr zärtlich geliebt hatte, so konnte er sich zu einer zweiten Heirath nicht entschließen. Rundschaft und Vermögen litten nun zwar eben nicht durch Herrn Fromms Wittwerstand, und auch Herrn Fromms Wirthschaft ging leidlich von Statten, weil er eine alte Base bei sich hatte, die zwar stocktaub, im Uebrigen aber eine gute Wirthin war; aber das kleine Röschen wollte doch unter der Pflege des Vaters nicht so gut gedeihen, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie eine Mutter gehabt hätte. An ihrem Körper freilich litt sie keinen Schaden, sie war als Kind ein kleiner Engel und wurde in der Folge ein gar hübsches blühendes Mägdlein; was aber die Erziehung betrifft, so schoß das kleine Röschen auf wie eine Feldblume, wild, ungebunden, wie man zu sagen pflegt, ohne Rand und Band. Röschen ward ein Wildfang, sprang über Zäune

und Feden, schlug den Ball und spielte sogar Soldat, so daß der Vater oft von ihr sagte: „Wenn ich dem Mädchen Posen anzeige, so ist sie ein Junge!“ — Das war allerdings wahr, nur schade daß Herr Fromm nicht wußte, wie er das ändern sollte.

Als Röschen älter wurde und, fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, eine schön aufgeblühte Jungfrau geworden war, spielte sie zwar nicht mehr Soldat, dagegen fing sie an, in Zucht und Ehren freilich, mit Soldaten zu spielen.

Die Leibtrabanten des Kurfürsten waren meist schmude Bursche, nach welchen ein eben gereiftes Mädchen wohl sehen mochte. Vor allen Andern zeichneten sich besonders zwei Trabanten aus, sowohl durch Schönheit, als durch kriegerische Geschicklichkeit und Muth. Der Eine hieß Rudolph, der Andere Heinrich, und Beide standen bei dem Kurfürsten in besonderer Gunst.

Röschen Fromm war vierzehn Jahre alt, als sie zum ersten Mal bemerkte, daß außer ihrem Vater auch noch manche andere Männer eine besondere Theilnahme für sie empfänden, ja es schien ihr, als wenn mit Ausnahme von sehr wenige, alle junge Bursche der Hauptstadt, die Leibtrabanten des Kurfürsten mit eingeschlossen, ein ganz besonderes Behagen fänden, sie anzusehn. Im allerersten Anfange machte diese Wahrnehmung Röschen verlegen und schüchtern; der Anblick eines jungen Mannes verursachte ihr Herzklopfen, und wenn gar Einer sie grüßte und freundlich anlächelte, so ward sie blutroth von der Stirn bis an das Kinn und fühlte eine Beklemmung, als ob sie irgend ein Unrecht begangen hätte. — Diese Zeit der empfindlichen, jungfräulichen Er-

regbarkeit ging indessen vorüber, Röschen gewöhnte sich an die Blide und an das Lächeln der jungen Bursche, sie fand in der warmen Theilnahme derselben, in ihren Zuorkommenheiten und in ihren Schmeicheleien weder etwas Ungeöhnliches mehr noch etwas Unziemliches, denn ihr Spiegel hatte sie belehrt, was das Alles bedeuete, und was der Spiegel ihr verschwie, das sagte ihr eine innere Stimme, die sie gar wohl verstand. Seit dieser Zeit ging Röschens Schüchternheit in ein schnippisches Wesen über, und worüber sie früher erröthet war, darüber fing sie jetzt an zu lachen und ihren Scherz damit zu treiben. Ihre frühere Blidheit lehrte ganz wieder zurück und kam ihr, dem jungen Burschen gegenüber, gar trefflich zu Statzen.

Unter denjenigen, auf welche Röschens Schönheit einen tiefen Eindruck gemacht hatte, war der Leibtrabant Rudolph der Einzige, welcher sich durch Röschens Kälte und schnippische Sprödigkeit nicht abschrecken ließ. Während Andere sich theils verdrießlich von der Unzugänglichen abwendeten und ihre Kälte eine gleiche Stimmung entgegensezten, wieder Andere aber sich mit tiefem Kummer zurückzogen und in der Stille darüber seufzten, daß in einem so schönen Busen ein so kaltes Herz schlage, — ließ sich Rudolph weder durch Röschens Sprödigkeit noch durch ihren Spott zurückschrecken, sondern verharrte dabei, sich um ihre Gunst zu bewerben, und in dieser Absicht machte er ihr den Hof, auf eine so lecke vertrauensvolle und ächt soldatliche Weise, daß der kleine Blidfang doch am Ende die Flügel hängen ließ und sich dem unermüdlichen und dreissen Vessürmer halb und halb gefangen gab.

« Ein Mädchen von vierzehn oder fünfzehn Jahren mag so freudig thun wie sie will, so hat sie doch immer ein Herz und in dem Herzen Blut und in dem Blute, wenn auch nicht Feuer, doch gewiß Funken, und wenn Einer sich nur aufs Ausblasen versteht, so fladert gar bald eine ansehnliche Flamme empor, die, wenn auch nicht immer das Herz, doch gewiß den Kopf in Flammen setzt. Wenn daher dann die armen Mädchen auch nicht in Liebe gerathen, so gerathen sie doch leicht in eine Liebenschaft, und das ist übel, denn die Liebe ist die Frucht vom Baume des Lebens, eine Liebenschaft aber ist ein Apfel von dem Baume der Erkenntniß, — die Liebe ist süß und gottgefällig, eine Liebenschaft aber, ist zwar auch süß, aber dem Satan gefällig, und wo der Teufel sein Spiel treibt, da pflegt es selten ein gutes Ende zu nehmen.

Das wilde Mädchen knüpfte zwar keine Liebenschaft mit dem Troubadour Rudolph an, da derselbe aber von solcher Natur war, daß Spott und Kälte ihn nicht aus der Fassung brachten, so dachte sie, sie wolle doch einmal versuchen, ob sie ihn nicht zum Zittern brächte, wenn sie sich hingebender und gefühlvoller gegen ihn erwies. Mit einem Wort: sie nahm ihn halb und halb zum Geliebten an, damit sie ihn ganz und gar beherrschen könne.

Wenn diese Handlungsweise Röschens an und für sich schon nicht zu loben ist, so verschlechte sie überdies auch noch zum größten Theil ihren Zweck, denn der Leibtrabant Rudolph war keinesweges von solcher Gemüthsbeschaffenheit, daß er sich von einem Mädchen hätte beherrschen lassen sollte. Er zählte, als er das Liebesverständniß mit Röschens anknüpfte, bereits volle 32 Jahre, war von hohem Wuchs

und starken Gliedern und hatte ein männlich Mänes, von der Sonne gebräuntes Gesicht, welches durch den wohlgepflegten dunkelbraunen Bart ein soldatisches kühnes Ansehen erhielt. Von Charakter war Rudolph mehr störrisch als artig, mehr ingrimmig als lächeln, nicht ohne Gutmüthigkeit, wenn es nach seinem Willen ging, rachsüchtig, wenn er gekränkt oder beleidigt wurde, hingebend für denjenigen, welchen er liebte, unbegreiflich in seinen Entschlüssen und beharrlich in seinen Bestrebungen. Man sieht aus dieser Schilderung, daß Rudolph mehr schlechte Eigenschaften besaß als gute, und daß selbst die wenigen guten unter Umständen in schlechte verwandelt werden konnten.

Ein Mann von diesem Charakter war nicht geeignet, mit sich spielen zu lassen, und Röschens Leichtsinns hätte nicht empfindlicher bestraft werden können, als dadurch, daß sie gerade mit Rudolph ein Verhältniß anknüpfte. Dieser merkte sehr bald, daß Röschens Herz für ihn noch eben so kalt und unempfindlich sei, als sie früherhin unverhohlen gezeigt hatte, und er konnte nicht länger zweifeln, daß ihre Verbindung mit ihm nicht die Folge der Liebe, sondern einzig und allein der Unerfahrenheit und des unbedachtsamen Leichtsinns sei. Ueberhaupt war diese Verbindung nur eine sehr lockere, und bestand bloß darin, daß Röschen einige Geschenke von ihm annahm und heimlich Unterredungen mit ihm hatte, indem sie in den finsternen Abendstunden an irgend einem vorher verabredeten Orte auf der Straße mit ihm zusammentraf und, wie es die Umstände eben erlaubten, einige Minuten oder auch wohl ein Viertelstündchen auf seinen Arm geklopft, in den Straßen der Stadt mit ihm spazieren ging.

Weiter ertheilten sich ihre Gunstbezeugungen gegen ihn nicht, sie duldete niemals, daß er sie küßte, und noch viel weniger ließ sie ihm dies Zeichen und Pfand eines liebenden Mannes. Jeder Andere würde sich durch solche Kälte und Zurückhaltung haben abschrecken lassen, Rudolph aber war nicht Mann, der einen Voratz aufgab, weil er ihm nicht so leicht gelang. Es kam ihm auch nicht eben darauf an, Röschen's wirkliche Liebe zu gewinnen, sondern er war zufrieden, auf irgend eine Weise das Recht über sie zu erhalten, welches sonst nur die Liebe gewährt. Er zeigte daher Röschen anfangs auf eine ziemlich entschiedene Weise, daß er keinen Spott mit sich treiben ließe, nach und nach ward er dann immer befehlshaberischer gegen sie, jedoch auf eine so allmähliche und unmerkliche Weise, und auf eine solche Art, daß Röschen immer mehr die Möglichkeit verlor, sich vom ihm wieder los zu machen. Man kann ihre Lage nicht besser schildern, als wenn man sie mit einem Hölzchen vergleicht, welches sich hat verleiten lassen in den Röhren zu beißen, und der nun nicht wieder loskommen kann, weil jeder Versuch zur Flucht seine Gefangenschaft nur um so gewisser macht. Röschen überzeugte sich gar bald, daß sie, weit entfernt mit Rudolph ihren Spott treiben zu können, vielmehr seine Sklavin geworden sei. Dieses Bewußtsein demüthigte sie sehr tief und stößte ihr öfters den Wunsch ein, Rudolph lieben zu können, weil für ein liebendes Mädchen die Untergebenheit keine Demüthigung sondern eine Banne ist. Aber das menschliche Herz läßt sich nicht zur Liebe zwingen und Rudolph's ganzes Wesen war keineswegs der Art, daß Röschen ihn jemals hätte lieben können.

Auf diese Weise waren nahe an zwei Jahre vergangen, die für das arme Röschen reich an Unglück und Leid waren. Sie hatte während dieser ganzen Zeit Rudolph niemals gesagt, daß sie ihn liebe, dennoch hatte sie es nicht verhindern können, daß er sich nach und nach das Recht anmaßte, sie zu küssen und überhaupt sie wie seine Braut zu behandeln. Dies Verhältniß verbitterte Röschens Leben, ihre frühere Lebhaftigkeit wich einer stillen Schwermuth, sie saß oft Stundenlang weinend in ihrem Zimmer, und ihre Wangen, sonst so frisch und blühend, wurden bleich. Ihr Vater bemerkte allerdings den so sehr veränderten Körper- und Gemüths- zustand seiner Tochter, allein einerseits tröstete er sich mit der Erfahrung, daß eine solche Gemüthsversimmung bei reisenden Jungfrauen oft ohne alle Ursachen eintrete, andrerseits aber gestand er sich selber, daß er durchaus kein Mittel wisse, durch welches er eine heilsame Veränderung hätte bewirken können. Hier sieht man recht deutlich, welch großes Unglück es für ein junges Mädchen ist, keine Mutter zu haben!

Das Unglück des armen Röschens sollte aber bald noch einen weit höheren Grad erreichen, denn nicht genug, daß sie die Liebflosungen und die Ausbrüche der Herrschsucht eines Menschen zu ertragen hatte, den sie nicht liebte, der vielmehr nach und nach anfing ihr in tieffer Seele verhaßt zu werden, — so erglühete noch überdies ihr Herz endlich in Liebe für einen Anden, wodurch ihre unglückliche Lage noch um vieles schmerzlicher und beklagenswerther ward.

Unter denjenigen, welche sich früherhin um Röschens Gnuß beworben hatten, war Rudolphs Kamerad, der Leib-

trabant Heinrich, einer der treuesten, beharrlichsten und bescheidensten gewesen. Gleich Rudolph wurde er durch Röschens damalige Kälte und Spottsucht nicht zurückgeschreckt, während dies aber bei Rudolph in seiner Bosheit seinen Grund hatte, entsprang bei Heinrich diese Beharrlichkeit aus Herzengüte, und während Rudolph die Lieblosigkeit antrieb, seinen Plan zu verfolgen, weil es ihm genügte, Röschen zu besigen ohne ihr Herz sich geneigt zu machen, fesselte Heinrich die süße Hoffnung, daß, wenn die Jahre kämen, das Eis der Häßlichkeit von Röschens Herz wegschmelzen und ihre erwachende Empfindung sich ihm vielleicht zuwenden würde. So wunderbar folgte eine und dieselbe Wirkung aus zweien einander durchaus entgegengesetzten Ursachen.

Rudolph und Heinrich selbst waren einander durchaus entgegengesetzt. Heinrich war sanft von Charakter, mild, gütig und bescheiden, hatte eine edle Sinnesart und zeichnete sich unter allen seinen Genossen durch einen sittlichen Lebenswandel und ein anständiges Betragen aus. Heinrich war in seinen Bewerbungen um Röschens Gunst so lange beharrlich geblieben, als er sah, daß sie gegen alle andere Männer eben so spröde war als gegen ihn; als er aber bemerkte, daß Rudolph einen entschiedenen Vorzug genösse und als er endlich nicht mehr zweifeln konnte, was die halbe Stadt wußte, daß Röschen und Rudolph ein förmliches Liebesverständnis miteinander hätten, da trat Heinrich zurück, indem sein Herz den heißen Schmerz empfand, den kein Unglück in dem Maße hervorbringt, wie hoffnungslose Liebe.

Heinrich trat nicht aus Feigheit oder Furcht vor Rudolph zurück, sondern aus Edelmut. Rudolph war Heinrichs Ra-

merab, er achtele ihn wegen seines Muthes und soldatischen Wesens und stand sogar in einem ziemlich innigen Freundschaftsverhältniß zu ihm. Dies allein würde den wadern Heinrich bewogen haben, lieber sein Lebensglück zu opfern, als Versuche zu machen, dasselbe einem Menschen zu entreißen, der Freundschaftsrecht an ihn hatte. Außerdem zweifelte Heinrich nicht, daß Röschen den Rudolph wirklich liebe, denn es kam ihm nicht im Entferntesten in den Sinn, daß Röschen blos aus Leichtsinne sich dem Verlede der Leute Preis geben würde. — In dem herben Schmerze seiner Entsagung verursachte dem guten Heinrich auch der Gedanke noch oft herbe Qualen, daß Röschen, wenn sie auch jetzt die Entzündung der ersten Liebe empfände, doch in der Folge nicht glücklich sein werde. Heinrich achtele Rudolphen als einen wadern Soldaten und hielt ihm deshalb sein barsches, befehlshaberisches Wesen zu Gute, denn er meinte, ein Soldat dürfe wohl so sein; eigentliche wahre Schlechtigkeit und Bosheit traute er seinem Kameraden nicht zu. Dagegen fühlte aber er auf das Bestimmteste, daß Rudolph seiner ganzen Natur nach nicht geschaffen sei, um ein liebendes Mädchenherz zu beglücken, und dieser Gedanke verdoppelte den Schmerz seiner hoffnungslosen Liebe.

Heinrich hoffte nicht darauf, daß jemals eine Veränderung zu seinen Gunsten sich zutragen werde; er selber liebte zu tren, als daß er hätte glauben sollen, daß Röschens Herz, das er von der ersten heißesten Liebe zu Rudolph erglühn glaubte, sich je wieder von demselben werde abwenden können. Trotzdem versuchte er nicht, seine Leidenschaft aus seinem Herzen zu reißen, denn da er einmal liebte, hätte er

da er die Entzückungen der Liebe nicht genießen sollte, den Schmerz derselben um keinen Preis entbehren mögen. Blass und sein bleiches, kummervolles Antlitz, seine schwärmerisch glühenden Augen, sein träumerisches Wesen Alle zum Mitleid bewog, die ihn kannten und die mit einiger Theilnahme den lebenskräftigen Jüngling einem frühen Grabe entgegenwinkten sahen, — fand Heinrich selbst in seinen Seufzern und Thränen und in den Schmerzen seines gebrochenen Herzens die süßeste Genugthuung. Mit einer Selbstverleugnung, deren nur ein solches Herz fähig war, beobachtete Heinrich Röschens Gesicht mit der wärmsten Theilnahme, mit rührender Aufmerksamkeit suchte er fortwährend Kunde von ihrem Leben zu erhalten, um aus dem, was sie gethan und gesprochen, aus den Tönen ihres Gesichts, aus dem Glanz ihrer Augen, aus ihrem Lächeln und aus ihren Wünschen und Genüssen beurtheilen zu können, ob sie glücklich sei oder nicht. Welch unendlicher Schmerz schnitt in seine Seele, wenn er Dinge erfahren hatte, die ihn darauf schließen ließen, daß Röschen in Rudolphi's Besitz die Befriedigung aller ihrer süßesten Wünsche fände, und dennoch füllte zu gleicher Zeit ein seliges Entzücken seine Brust, denn Röschens Glück war ihm tausendmal theurer, als sein eignes. Die Mutter, die in wahnsinniger Angst sich in die tobenden Flammen stürzt, um ihr Kind denselben zu entreißen und der es gelingt, den Liebling ihrer Seele zu retten, nicht aber sich, fühlt, von den Flammen langsam verzehrt, ohne Zweifel die entsetzlichen Todes Schmerzen, aber eben so gewiß ist ihre Seele von dem süßesten Entzücken über die Rettung ihres Kindes erfüllt: — solche Todesqualen mit solchen Wonnen fühlte der arme un-

glückliche Heinrich unzählige Male und pries noch sein Geschick, denn wenn er Nachrichten erhielt, die ihn muthmaßen ließen, daß Röschen unglücklich sei, so war sein Schmerz noch tausendmal bitterer, da keine Freude gleichzeitig ihn verläste.

Man kann denken, daß unter diesen Umständen Heinrich der Erste war, der von Röschens veränderter Gemüthsstimmung Kunde erhielt. Voll der zärtlichsten Sorge suchte er, die Ursachen dieser traurigen Umwandlung zu erfahen, aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Um so bestimmter überzeugte er sich dagegen, daß nicht ein vorübergehender Zwist zwischen Rudolph und Röschen obwalte; sondern daß der Letzteren etwas begegnet sein müsse, das das Glück ihres Lebens an der Wurzel zu zerstören drohe. Diese Wahrnehmung war ganz geeignet, den letzten Lebensfunken Heinrichs auszulöschen, und wirklich schien es, als ob nur noch die Sorge um die noch immer mit gleicher Glut und Treue Geliebte ihn am Leben erhalte. In dem Maße, als Röschens Unglück stieg, mehrte sich Heinrichs Seelenschmerz und endlich konnte er dem mächtigen Drange nicht widerstehen, sich wieder persönlich der Geliebten zu nähern um ihr Hülfe, und wenn diese nicht möglich wäre, wenigstens Trost zu bringen.

Röschens Stimmung machte es für Heinrich sehr schwierig, ihr nahe zu treten; sie erschien nur selten an öffentlichen Orten und dann stets in Begleitung ihres Vaters oder Rudolphs. Auf der Straße aber, wie die andern Bürgerstöchter pflegten, ließ sie sich fast nie sehen, weder in Geschäftsgängen, noch um an schönen Sommerabenden mit einigen Freundinnen sich zu ergeben. — Schwierig war es daher für

Heinrich allerdings, zu Röschen in persönliche Bezehung zu kommen, sehr schwierig; allein was ist so heißer Liebe nicht unmöglich!

Röschen bemerkte sehr bald die neuen Bestrebungen Heinrichs, allein sie ihrerseits zeigte sich noch kälter und zurückhaltender gegen ihn als früher, denn die schmerzlichen Erfahrungen, die sie gemacht, hatten ihr Scheu vor jeder Annäherung an einen Mann eingeflößt, ja ihr das Männergeschlecht überhaupt verhaßt gemacht. Doch Heinrich ließ sich auch jetzt nicht abschrecken. Er mühte sich ja nicht um sein Glück, sondern um Röschens, und er würde die größten und bittersten Kränkungen ertragen haben, wenn er ihr irgend einen Dienst hätte erweisen können. Seine rührende Ausdauer blieb auch endlich nicht lange mehr von Röschen unerkannt; sie war ja jetzt nicht mehr das fröhliche, leichtgefinnte, unbesümmerte Kind von früher, vielmehr hatte ihr ein schweres Lebensunglück einen herben, düstern Ernst und eine Nachdenklichkeit beigelegt, die sie alle Erlebnisse mit misstrauischer Vorsicht beachten ließ, und wenn das Mißtrauen auch oft ungerecht war, so verhinderte es sie doch nicht zu prüfen, zu erwägen und über das Beobachtete nachzudenken. Mit einem Wort, das Schicksal hatte gewollt, daß Röschens Charakter in der Schule des Unglücks zur Reife gelange sollte.

Unter solchen Umständen war es nicht nur natürlich, sondern fast nothwendig, daß Röschens Herz in Liebe zu Heinrich erglühte. Röschen hatte noch nie geliebt, einmal lieben aber muß jedes Menschen Herz. In dem Herzen der erblühenden Jungfrau wird der schlummernde Liebesfunke oft rasch und leicht zur Lohe angefaßt; oft reicht die Erscheinung

eines fremden, zur bisherigen männlichen Bekanntschaft des Mädchens nicht gehörigen Mannes, noch öfter der unerwartete Ausblick eines körperlich schönen oder kühnen Mannes, oder eines Mannes, der durch seine Stellung, oder durch seine Talente die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, hin, das erste zarte Liebesgefühl eines jungen Mädchens rege zu machen. Daher geschieht es so häufig, daß junge Städter, auf dem Lande erscheinend, schon in den ersten Tagen ihres Aufenthalts daselbst, die unbewachten Herzen junger Landmädchen erobern; daher gewinnen Officiere, die meist schön, tapfer und in ritterlichen Künsten geübt sind, so leicht die Herzen der Mädchen, wie endlich auch Schauspieler und Andere, welche öffentliche und allgemeine Beifallsbezeugungen und Lobeserhebungen durch ihre Talente zu erringen Gelegenheit haben, leicht über ihre Nebenbuhler in der Liebe den Sieg davon tragen. — Anders ist es mit gereiften Jungfrauen, denen die Stürme des Lebens den zartesten Blütenstaub von der Blume des Herzens bereits abgeweht, oder die in der Liebe bereits bittere Täuschungen und Kränkungen erfahren haben. Bei ihnen findet die Liebe selten mehr den Weg durch die Augen, sondern sie prüfen, sie wählen; sie wollen nicht mehr lieben, wo sie nicht achten können, sie wollen den Palast ihrer Glückseligkeit nicht ohne Fundament bauen.

So war es bei Röschen; war sie auch noch jung, so hatte sie doch schon das Alter der Erfahrung erreicht: ein siebzehnjähriges Herz voll Schmerz über erlebtes Liebesunglück ist nicht mehr jung. — Röschen sah, wie erzählt, Heinrichs Bestrebungen mit Mißtrauen; aber in Heinrichs ganzem Benehmen lag ein Etwas, das sie dringend zu genauerer Zogn.

Prüfung aufforderte. Die Wahrheit war hier zu lebendig, zu stark, als daß sie ihr lange hätte verborgen bleiben können. Was konnte aber, nachdem Röschen die Wahrheit einmal geahnt und dann immer klarer erkannt hatte, anders die Folge sein, als die heisseste Liebe zu dem edlen Heinrich? — Diese Liebe mußte um so glühender sein, je schärfer der Gegensatz zwischen Heinrich und Rudolph und je gewaltsamer der unnatürliche Zwang war, den Röschen, wegen ihres Unglücks, ihrem jungen, gefühlreichen Herzen aufgelegt hatte.

Nachdem wir entwickelt haben, wie die Liebe Röschens zu Heinrich eine fast nothwendige Folge der Umstände war, glauben wir die Einzelheiten, unter welchen ein zärtliches Einverständnis unter Beiden zu Stande kam, verschweigen zu können. Es war in dem Gange der Entwicklung nichts Ungewöhnliches; nachdem Röschens Herz einmal von Liebe zu Heinrich erfüllt war, konnte es Heinrich nicht mehr lange verborgen bleiben, welsch unerwartetes, nie gehofftes Glück ihm vom Schicksal noch aufbewahrt worden sei. Diese süße Wahrnehmung gab ihm den Muth, seine Liebe Röschen zu bekennen, und Röschen fehlte der Muth, dem treuen, liebreichen Heinrich die Gefühle ihres Herzens zu verbergen. Sollen wir es versuchen, das Hochentzücken der Liebenden zu schildern? — Die dasselbe einst ebenfalls gefühlt haben, bedürfen der Schilderung nicht und wissen wohl, daß keine Feder im Stande ist, ein würdiges Bild jener paradiesischen Wonnen zu zeichnen; — die aber selber nie geliebt haben, würden uns doch nicht verstehen, ob wir auch bei unserer Schilderung uns als Meister bewährten und in die glücklich gewählten Worte alle Blut unsrer Seele hauchten. Die Liebe

ist das heiligste Myſterium der Seele, in welchem ein Unge-
weihter vergebend einzudringen verſucht.

Röschen und Heinrich lebten Tage namenloſer Seligkeit, denn obwohl ſie nur auf Augenblicke ſich zu ſprechen Gelegen-
heit hatten, ſo erfüllte doch das Bewußtſein ihres Glückes auch dann, wenn ſie von einander getrennt waren, ihre Herzen mit Seligkeit. Nach den Qualen, welche ſie bisher empfunden hatten, mußte ſchon die Sehnsucht, wenn ſie einander nicht ſahen, unendliche Süßigkeit für ſie haben. Die Folge dieſer Ereigniſſe war denn auch, daß nicht nur Heinrich wie durch einen Zauber ſich zu verjüngen ſchien, indem die Spuren der Krankheit von ſeinem Geſichte wiſchen und ſein Weſen die frühere Heiterkeit wieder annahm, ſondern daß auch Röschen zu ihres Vaters großer Freude ganz ihren Trübfinn fahren ließ und wenn ſie auch ihre frühere Ausge-
laſſenheit nicht wieder erlangte, dagegen ein ſo ruhig-glückliches, ein ſo ernſt-heiteres Auge zeigte, daß an der Auftriebenheit, ja glücklich-
ſten Stimmung ihrer Seele nicht zu zweifeln war.

Rudolph hatte, als Röschen ihr Benehmen gegen ihn zu ändern anfing und ſo deutliche Spuren eines innern Schmerzes wahrnehmen ließ, keinen Augenblick die wahre Urſache dieſer Veränderung verkannt. Nicht bloß ſein Gefühl, ſondern ſein kluges Bewußtſein ſagte ihm, daß das unglückliche Mädchen eine gewaltſame Anſtrengung machen würde, ſich von ihm zu befreien. Da er nicht einmal ein ſolches Recht über ſie hatte, welches das Bekenntniß der Liebe und das Angelobniß der Treue einem Manne über ein Mädchen einräumt, ſo traf der unerſchütterliche Rudolph ſofort ſeine

Mafnahmen, um auch dann, wenn Röschen zu einer solchen That den Muth gewänne, die natürlichen Folgen desselben abzuwenden und das Gelingen seines Plans auch für diesen Fall zu sichern. Dieser Plan bestand darin, Röschen zu besigen; wir würden der Wahrheit Gewalt anthun, wenn wir behaupten wollten, daß es Rudolph sei, in den Sinn gekommen sei, Röschen zu verführen. Rudolph war zu kalt, zu gesättigt und zu klug, um seiner Sinnenlust ungebührliche Rechte über sich einzuräumen. Er wollte Röschen als Weib besigen, weil sie ihm gefiel und weil er so viele Liebe für sie fühlte, als er zu fühlen überhaupt im Stande war. Seine große Beharrlichkeit in der Verfolgung dieses Planes war daher auch nicht das Ergebnis seiner Liebe, sondern vielmehr seines Ehrgeizes, oder wenn man will seines Eigensinns. Er wollte Röschen besigen, weil er es einmal so beschlossen hatte; diesem Beschlusse zu genügen, nicht seiner Liebe, ward die Erfüllung seines Wunsches für ihn zur Lebensaufgabe.

Das erste was Rudolph beschloß, als er Röschens Bestimmung gegen ihn wahrnahm, war, bei ihrem Vater um sie anzuhalten; seine Eigenliebe machte ihn glauben, daß er einen günstigen Bescheid erhalten werde, für den entgegengesetzten Fall aber, wenn nämlich Herr Jreum Röschen die Entscheidung überlassen sollte, hoffte Rudolph, den Vater sich gleich der Tochter zu unterwerfen, worauf er dann, wenn Beide seinem Willen zur Beute geworden wären, ein weiteres Hinderniß nicht zu fürchten hatte. Wenn Rudolph mit der Ausführung dieses Entschlusses abgeriet, so geschah es aus Stolz, weil er immer noch hoffte, Röschen würde zu el-

nem entscheidenden Schritt gegen ihn den Muth nicht haben. Er freute sich, daß diese Voraussetzung sich zu bewähren schien. Röschen's wachsenderummer ging ihm nicht zu Herzen und eben so ließ er sie ihre Abneigung nur selten durch ein noch härteres und befehlshaberischeres Benehmen gegen sie entgelten. Er fühlte nicht genug Liebe, um sie des Mitleids oder der Strafwürth zu halten.

Ganz anders gestalteten sich seine Gefinnungen, als er zu seinem nicht geringen Erstaunen wahrnahm, daß Röschen nicht nur anfang wieder heiter zu werden, sondern daß auch in ihren Augen sich ein Glück widerspiegelte, das ihr ganzes Herz zu erfüllen schien. Er war zu klug, auch nur einen Augenblick lang der Meinung Raum zu geben, daß Röschen's Empfindungen gegen ihn die geringste Beimischung von Härlichkeit angenommen hätten, vielmehr war er auf der Stelle überzeugt, daß irgend etwas sich zugegetragen haben müsse, was so mächtig beseligend auf Röschen gewirkt habe, daß sie darüber das Unglück, welches sie in der Verbindung mit ihm fand, vergessen konnte. Es bedurfte keines Scharfannes, um zu errathen, daß nichts Anderes als die Liebe eine solche Umstimmung in Röschen's Gemüth habe hervorbringen können. So lange Rudolphy lebte, hatte seine Seele keine so gewaltige Erschütterung erlitten als bei dieser Wahrnehmung. Was erfolgen würde, stand so klar vor seiner Seele, als ob er es schon erlebt hätte. Er kannte Röschen hinlänglich, um zu wissen, daß ihre Liebe unbeflegbar sein würde, denn abgesehen von der Tiefe und Innigkeit ihres Gemüths, das zu erkennen er zum öftern Gelegenhelt gehabt hatte, wußte er auch sehr wohl, daß die Liebe, die aus dem Daß

gegen einen Andern emporkeimte, und in diesem Faß ihre Wurzeln hatte, stets bestiger, leidenschaftlicher und unvergänglicher sei, als eine Liebe, welcher bei dem Mangel dieses Gegenstandes ein so außerordentlicher, mächtiger Lebensreiz fehlt.

So fest Rudolphy's Ueberzeugung stand, daß Röschen zu einem Andern in Liebe entbrannt sei, so stellte er doch Nachforschungen an, um herauszubringen, wer der Kühne sei, der es gewagt habe, sich ihm in den Weg zu stellen. Seine Bemühung hatte leichten und raschen Erfolg. Das Verhältniß zwischen Heinrich und Röschen war dahin gediehen, daß es denjenigen nicht mehr verborgen bleiben konnte, die demselben nachzuspüren sich die Mühe gaben. Röschen hatte Heinrich ihr unglückliches Verhältniß zu Rudolphy noch nicht entdeckt; sie hatte ihm nur zugeschworen, daß sie noch nie geliebt habe, ja nicht einmal in Selbsttäuschung sich eingebildet habe zu lieben, und ihm versprochen, ihm das zu erklären, was ihrer Bekehrung zu widersprechen scheine. Heinrich glaubte der Geliebten, doch war ihr früheres Verhältniß zu Rudolphy die Ursache, daß er noch zögerte, sich dem Meister fromm zu erklären, und Röschen billigte stillschweigend sein Benehmen. Unter diesen Umständen war ihr Verhältniß ein Geheimniß, aber ein Liebesverhältniß bleibt nicht lange ein Geheimniß. Zuerst wissen es nur die Herzen der Liebenden, allein ihre Augen werden gegenseitig zu Verräthern der geheimen Herzensempfindungen, der Mund wird der Dolmetsch der Augen und nun wissen die Liebenden erst selbst das Geheimniß ihrer Herzen. Ist's so weit gekommen, so wird es auch bald von denen erforscht, die sich die Mühe geben es zu erspähen, und wenn es noch weiter gedreht, so

offenbart es sich auch leicht denen, die überhaupt nur Gelegenheit haben, die Lebenden zu sehen. Wenige meiner Leser werden so unerfahren sein, daß sie nicht die Wahrheit des Gesagten bekräftigen sollten.

Rudolph brachte also bald heraus, daß Heinrich sein Nebenbuhler sei. Er wußte nun genug, um überzeugt zu sein, daß Röschen ihm verloren sei; er verhehlte es sich nicht, daß keine Gewalt auf Erden ihm Röschen wiederbringen könne, und demzufolge war er über das, was ihm zu thun obliege, sogleich im Klaren. Nur eine Sekunde lang knirschte er mit den Zähnen, dann war er ruhig.

Bei einer geheimen Zusammenkunft versprach Röschen eines Tages ihrem Heinrich, ihm an demselben Abend die längst versprochenen Aufschlüsse zu geben. Bisher hatten sich die Lebenden stets nur auf Augenblicke sehen können, an diesem Abend aber hoffte Röschen Gelegenheit zu haben, ein halbes Stündchen mit dem Geliebten verplaudern zu können; die Zusammenkunft sollte auf der Straße an dem Brunnen statt finden, der dem Wohnhause des Meisters Fromm sich gegenüber befand, und damit sie unbelauscht statt haben könne, sollte Heinrich erst dann kommen, wenn es hinreichend finster geworden wäre. — Diese Verabredung machte den wahren Heinrich unbeschreiblich glücklich, zugleich aber erfüllte sie ihn wie natürlich mit hoher Ungeduld. Er zählte jede Minute, so daß der Tag ihm ein Jahr lang zu dauern schien. Zwei Stunden vor der festgesetzten Zeit konnte er endlich seine Ungeduld nicht mehr zügeln, da er aber keine Mittel hatte, den Gang der Zeit zu beschleunigen, so suchte er wenigstens nach einer Unterhaltung, die ihn zerstreuen und sein

Gemüth von der unerträglichen Spannung befreien könnte. Aber was er auch ergreifen mochte, nichts brachte die gewünschte Wirkung hervor, er war nicht im Stande, seinem Geiste an die gewählte Beschäftigung zu fesseln, noch sein Gemüth von der Macht zu befreien, die es so ausschließlich beherrschte. Endlich litt es ihn nicht mehr im Zimmer, die Wände schienen sich um ihn zusammenzuziehen und die Decke auf ihn herabzustürzen. Es trieb ihn hinaus ins Freie und schon war er im Begriff das Zimmer zu verlassen, als es ihm einfiel, seine Büchse mitzunehmen, um sich auf dem Felde die Zeit mit Kräbenschüssen zu vertreiben. Wie oft diese Beschäftigung ihn aber auch sonst unterhalten hatte, so war sie doch heute ebenfalls nicht im Stande ihn zu zerstreuen, und nachdem er einige vergebliche Schüsse gethan hatte, hing er die Büchse verdrießlich über die Schulter und beschränkte sich darauf, wie ein gehegter Hirsch durch Feld und Aue zu laufen.

Endlich fing es an zu dämmern, wenigstens hatte die Sonne den Rand des Horizonts erreicht und die Wirkung ihrer letzten Strahlen wurde durch düstere Wolken, welche sich am Himmel gesammelt hatten, gebrochen. Heinrich eilte sogleich zur Stadt zurück und auf seinen Posten an dem Brunnen, da es aber noch hell genug war, daß er fürchten konnte bemerkt und beobachtet zu werden, so ging er wieder fort, durcheilte mehre Straßen und lehrte dann zu dem Orte des Rendezvous zurück. Es war auch jetzt noch zu früh, denn obwohl es allerdings schon dunkel war, so hatte doch die von Köschen bestimmte Stunde noch nicht geschlagen. Indessen wurde Heinrichs Eifer doch belohnt, denn Köschen, von gleicher Ungeduld getrieben, erschien vor der

bestimmten Zeit und sank mit einer Hingebung und Innigkeit, wie sie sie bis jetzt noch nicht gegen Heinrich gezeigt, an dessen Brust.

Meister Kromm wohnte in einer abgelegenen Straße Berlins, der Abend war dunkel und der bewölkte Himmel drohte einen Regenschauer; alle diese Umstände waren die Ursache, daß nur wenige Leute sich in der Nähe der Liebenden sehen ließen, so daß das häßliche Paar, hinter dem Brunnen versteckt, fast so ungestört war, als ob es sich allein in einem wohlverschlossenen Zimmer befunden hätte. Die glühende Stimmung, in welcher sich beide Liebende befanden, ließ es lange nicht zu der Unterredung kommen, welche den eigentlichen Gegenstand ausmachen sollte; Küsse, Umarmung und Liebkosungen ersetzten vielmehr jede andere Unterhaltung. Heinrich und Röschen waren ungemein glücklich; Beide fühlten jene überschwengliche Entzückung, die nur eine aufrichtige, glühende und glückliche Liebe zu gewähren im Stande ist, und dieses Entzücken war bei ihnen um so größer, als sie Beide früher die Hoffnung, das Glück der Liebe jemals noch zu genießen, aufgegeben hatten.

So war eine halbe Stunde vergangen, als zuerst Röschen die Besinnung wieder gewann und sich erinnerte, was ihr eigentlicher Zweck bei dieser heimlichen Zusammenkunft gewesen sei. „Mein theurer Heinrich,“ sagte sie daher, ihre Arme um seinen Nacken schlingend, „ich habe zu lange auf die Gelegenheit gewartet, Dein liebendes Vertrauen durch eine genaue Auskunft über mein Verhältniß zu dem armen Menschen, den Rudolph, zu belohnen, als daß ich diese Stunde vorübergehen lassen könnte, ohne mein Herz

vor Dir auszufüllen. Nicht ohne tiefe Betrübniß kann ich von meiner Verirrung und meinem Unglück zu Dir sprechen, und mein einziger Trost dabei ist, daß ich einen kleinen Jüngling durch eine schwere Strafe gebüßt habe und einer Liebe, wie die Deinige ist, niemals unwerth geworden bin. Denn sieh, mein Geliebter, ich bin nie eines Andern Verzißthe, sondern nur des bösen Rudolphy's Sclavin gewesen, und mit die grausamen und heldnischen Türken unschuldige Christen-Mädchen durch Gewalt rauben und sie zu Mägden und Sclavinnen ihrer Weiber machen, so hat mich der böse Rudolphy durch die Macht seiner Bosheit mir selbst geraubt und zu seiner Sclavin gemacht."

Nach dieser Einleitung erzählte sie ihr ganzes Verhältniß zu Rudolphy, wie dasselbe durch ihre eigene Schuld begonnen habe, weil sie geglaubt, des stolzen Burschen recht spotten zu können, und wie sie nach und nach immer enger an ihn gefesselt worden sei, nicht durch die Liebe, sondern durch die Furcht, die sie in solchem Maasse vor ihm gehabt habe, daß sie nicht anders glauben könne, als er habe es ihr durch einen Zauber angethan.

"Dies ist," so schloß sie, „die reine und lautere Wahrheit, wie ich sie weiß, mein theurer Heinrich, und ich hoffe, daß Du darum nicht schlechter von mir denken und mich nicht verachten wirst."

Heinrich umarmte sie mit zärtlicher Inbrunst und beantwortete ihre Frage mit einem glühenden Kusse, worauf sie fortfuhr:

"Jetzt ist alle Furcht vor dem bösen Buben aus meinem Herzen verschwunden. Er hat, des ist Gott mein Zeuge, sel-

nen Theil an mir und kein Recht auf mich. Noch ehe ich Dich liebte, war ich entschlossen mich von ihm loszureißen, denn ich schämte mich, daß ich so die unterthänige Magd eines mir verhassten Menschen sein sollte aus bloßer Furcht. Allein was mir an dem Muth noch fehlte, den mir der Schmerz verliehen hatte, das hat nun die Liebe zu Dir, mein holder Heinrich, hinzugefügt. Dein will ich sein und keines Andern, denn ich fühle es, für Dich hat Gott mich geschaffen.“

Man kann denken, wie diese zärtlichen Worte Heinrich beglückten, die tiefempfundene Wonne raubte ihm die Sprache und er konnte nur mit heißen Küßen die seligen Empfindungen ausdrücken, von denen seine Brust erfüllt war. Endlich aber legte sich die süße Aufregung seines Wesens und er sagte zu Röschen:

„Hätte ich doch nimmer gedacht, mein trautes Röschen, daß ich noch einmal in meinem Leben so überschwenglich glücklich werden würde. Wie gnädig ist doch der liebe Gott! Ich möcht auf meine Knieen sinken und ihm danken! — Vor allen Dingen aber laß uns nun daran denken, wie wir das Glück, das wir ansezo verstoßen genießen, offenbar besigen und es uns für unsre ganze Lebenszeit sichern mögen. Bist Du nicht dagegen, so halte ich morgen bei Deinem Vater um Dich an, und wenn er auch ein krankee Gesicht machen sollte, so hoffe ich doch, daß wir ihn besänftigen und auf unsre Seite bringen werden.“

„Das hoffe ich auch,“ erwiderte Röschen, „obgleich ich wohl weiß, daß mein Vater ein wenig oben hinaus mit mir will und wohl lieber einen ehrsamem Bürgersohn, der ein Handwerk versteht, zu seinem Schwiegersohn hätte, als einen

Trabanten, die er allesammt für lästige Vögel hält, wie es zu sagen pflegt. Aber dennoch hoffe ich, er wird Dich lieb gewinnen, weil Du so lieb und held bist und gar nicht wie ein Trabant. Wills auch einen kleinen Kampf, et nun, den können wir schon kämpfen um unsere Liebe, zumal der Stiegespreis ein so süßes Glück ist. Darum laß uns getrost sein und frohlichen Muthes. Mit Freuden erdulde ich den Tod für Dich, wie sollt ich mich fürchten, aus Liebe zu Dir etliche Tage die krause Stirn des Vaters zu sehen."

Nach diesen Worten erinnerte Röschen, daß es nun Zeit sei, sich wieder zu trennen. Heinrich wollte davon nichts wissen; er umschloß Röschen mit beiden Armen und sagte, ihm wäre zu Muth, als dürfe er sie nimmermehr von sich lassen und als könne er keinen Augenblick mehr leben ohne sie. Röschen aber beschwichtigte seine Aufregung mit sanften Worten, denn den Frauen ist es eigen, daß sie sich bei der heftigsten Gemüthswallung in der Liebe, doch viel schneller und leichter fassen können, als ein Mann. Heinrich fügte sich auch endlich in ihr Verlangen, theils weil er einsah, daß sie Recht habe, theils weil er ihr nicht hätte widerstehen können, wenn sie auch Unrecht gehabt hätte. Wenn aber auch Lebende fest entschlossen sind, von einander zu scheiden, so kann man doch darauf rechnen, daß noch eine gute Weile vergehen werde, ehe sie den Entschluß wirklich zur Ausführung bringen. Der Abschied ist ein schweres Werk, das nicht so leicht abgethan ist. Beim Abschiedeß fühlen sie nur den Ruck und vergessen den Abschied und nun geht's wieder an ein Küssen, so zu sagen, von vorn an, als ob sie sich mer weiß wie lange nicht gesehen hätten, und ehe man es sich

versiebt, sind aus den Abschiedsküssen — Willkommenküssen geworden, die gar nicht enden mögen. Es ging mit Heinrich und Röschen nicht anders! Das Umarmen, Küssen und Pergen wollte gar nicht wieder aufhören, und vielleicht hätte es bis tief in die Nacht gedauert, wenn nicht ein heftiges Riesen ganz in ihrer Nähe sie erschreckt und sie zur Besinnung gebracht hätte. Heinrich zwar hatte Lust, sich auch hieran nicht zu lehren, denn er meinte, Röschen werde ja doch sein Liebes Eheweib werden, und die Leute mögen es immerhin wissen; Röschen aber war dieser Meinung nicht, anstatt sich jedoch auf eine Widerlegung einzulassen, drückte sie noch rasch einen flüchtigen Kuß auf Heinrichs Lippen, griff dann nach ihrem Wasserkrüge und der Laterne, die hinter dem Brunnen, von einem Tuche bedeckt, gestanden hatte, und eilte auer über die Straße nach ihrem väterlichen Hause. — Heinrich hatte, als er Röschen davoneilen sah, ein Gefühl, als ob seine Seele in zwei Hälften geschnitten würde, und er die eine Hälfte davon verlöre. Tief erschüttert sah er der Geliebten nach, hatte dann mindestens noch die Freude zu sehen, wie Röschen, auf der Schwelle des Vaterhauses angelangt, sich noch einmal umwandte und die Laterne in die Höhe hob, um wahrscheinlich mit liebenden sehnsuchtsvollen Augen durch das nächtliche Dunkel nach dem Geliebten zu spähen. Ueberwältigt von Entzücken wollte Heinrich noch einmal zu Röschen hinstürzen, als plötzlich dicht hinter ihm ein krachender Schuß fiel und Röschen mit dem Ausruf: „Jesus, mein Heiland, ich bin des Todes!“ zu Boden stürzte.

Versteint vom fürchterlichen Entsetzen, bestunungslos, einer aufgerichteten Leiche ähnlich, stand Heinrich bei diesem

unerwarteten gräßlichen Ereigniß, außer Stande, den Angstschrei, der seine Brust zu zersprengen drohte, auszustossen, oder ein Glied zu bewegen. Auf der Straße aber ward es rasch lebendig; aus allen Häusern stürzten die Einwohner heraus, und als Heinrich zur Besinnung kam, sah er sich nicht nur dicht von Menschen umringt, sondern auch von Einigen festgehalten und des eben vollbrachten schändlichen Mordes beschuldigt. Während aber hier der Lärmen tobte und das Wehgeschrei des Meisters Kromm und seiner Hausgenossen sich in den Ruf der tobenden Menge, den Mörder zu fesseln, mischte, erhob sich nicht weit davon ein neuer Tumult mit denselben Aeußerungen von Abscheu und Wuth, denn in einer nahen Gasse war das zusammenlaufende Volk auf einen andern, mit einer Büchse rasch davonstreichenden Trabanten getroffen und hatte denselben ebenfalls als den mutmaßlichen Mörder des unglücklichen Mädchens festgehalten. Dieser zweite Trabant war Rudolph.

Es dauerte lange, ehe eine Verständigung zu Stande kam. Jede Partei schrie um Hülfe und Beistand, um den vermeintlichen Mörder festzubalten und den Gerichten zu überliefern, und jedes war erstaunt zu hören, daß die Andern auch einen Mörder einzufangen haben wollten. Die herbeieilenden Gerichtsbeamten und Stadtknechte machten endlich der Verwirrung ein Ende, indem sie beide Trabanten fesselten und in den Kerker abführten.

Meister Kromm stand unterdessen voll Verzweiflung neben der Leiche seiner gemordeten Tochter. Röschen hatte außer den oben erwähnten Worten keinen Laut von sich gegeben. Die Büchsenkugel war in die linke Brust gedrungen und

hatte wahrscheinlich das Herz getroffen. Da lag sie nun, die vor wenigen Minuten ein blühendes, von heißer Liebesglut erfülltes Mädchen, die Freude ihres Vaters, das Entzücken ihres Geliebten gewesen war, — da lag sie nun todt, kalt, mit gebrochenen Augen, mit Blut besudelt, das schöne, empfindungsreiche Herz von der Angel eines Mörders zerrissen.

In Berlin herrschte ein allgemeiner Schrecken. Die furchtbare Zeit des erst seit kurzem beendigten 30jährigen Krieges war noch in frischem Andenken; wie viele Gräuel, Noth und Bedrückung derselbe aber auch mit sich geführt haben mochte, dennoch erinnerte sich Niemand eines so scheußlichen in den Straßen Berlins verübten Verbrechens. Die ganze Nacht hindurch standen zahlreiche Gruppen auf der Stelle, wo der schreckliche Mord verübt worden war, und diejenigen, welche zuerst die mutmaßlichen Mörder ergriffen hatten, konnten nicht aufhören, den unablässig sie bestürmenden Fragern Bescheid zu geben. Sie erzählten was sie wußten, was sie gesehen und gefunden hatten und auch wohl mehr, und in dem Eifer des Gesprächs, oder auch wohl, um ihrer That eine rechte Wichtigkeit zu geben, behaupteten sowohl diejenigen, welche Heinrich, als auch diejenigen, welche Rudolph festgehalten hatten, daß der von ihnen Ergriffene sich als Mörder bekannt habe.

Am nächsten Tage wurden beiden Trabanten, Heinrich sowohl als Rudolph, vor Gericht gestellt, nachdem auch diejenigen, welche die Inculpation ergriffen hatten, als Zeugen vorgeladen worden waren. Genöthigt, ihre Aussagen zu bekräftigen, waren die Zeugen hier in ihren Angaben vorsichtiger und gewissenhafter. Sie konnten nichts weiter aussagen, als

daß sie, die Einen Heinrich, die Andern Rudolph, in der Nähe des Ortes, wo der Mord verübt worden war, mit der Büchse in der Hand ergriffen hätten. Bei der Untersuchung der Büchsen fand man, daß aus beiden geschossen worden war. Was die Lebensverhältnisse der Angeklagten betraf, so war das Liebesverhältniß zwischen Rudolph und Kösschen bekannt; Heinrich seinerseits gab an, daß er unmittelbar vor dem Morde eine Unterredung mit Kösschen am Brunnen gehabt habe. Weiter befragt, erzählte er Alles, was er in Bezug auf Rudolph von Kösschen erfahren hatte und wies dann darauf hin, daß Rudolph wahrscheinlich ihn und Kösschen belauscht und aus Eifersucht den Mord begangen habe. Andererseits behauptete Rudolph, Heinrichs Erzählung von Kösschens Mittheilung und seine Angabe, daß Kösschen ihn, Heinrich, geliebt habe, sei eine Lüge, erfunden, um den Verdacht von sich abzuwenden. Im Gegentheil sei Kösschen ihm, Rudolph, bis zu ihrem Tode in treuer Liebe zugethan gewesen, wie ja auch die halbe Stadt ihr beiderseitiges Verhältniß sehr wohl kenne, während von einem Einverständniß Kösschens mit Heinrich, was doch gewiß nicht lange verschwiegen geblieben wäre, Niemand etwas wisse. Daber sei es im Gegentheil nur zu gewiß, daß Heinrich, der selber bekenne, Kösschen geliebt zu haben, den Mord aus Neid begangen habe.

Alle Nachforschungen der Richter, alle Fragen und Untersuchungen blieben fruchtlos und das Gericht erklärte endlich einmüthig, daß es in dieser dunkeln Sache keine Entscheidung treffen könne. Nun wurde der mißliche Handel dem großen Kurfürsten selbst vorgelegt. Dieser weise und fromme Fürst hatte bereits von der ruchlosen That gehört und war im

höchsten Grade über solche Frechheit und abscheuliche Nothheit aufgebracht. Nachdem er aber die gerichtlichen Verhandlungen gelesen, und die beiden Trabanten in seinem Beisein nochmals hatte verhören lassen, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß Einer von den Beiden gewiß der Mörder sei, daß aber menschlicher Verstand nicht hinreiche, den Schuldigen herauszufinden. Um nun weder den Unschuldigen zu strafen, noch den wirklichen Mörder zum Schaden der ganzen Menschheit frei zu geben, beschloß der große Kurfürst, die Entscheidung dem lieben Gott anheimzustellen. — Demnach befaß er, die beiden Angeschuldigten sollten miteinander würfeln; wer die weißen Augen würfe, solle als unschuldig anerkannt werden. Vielleicht dachte der Kurfürst, der wirkliche Mörder werde, wenn er auch hoffen mochte die Menschen zu täuschen, es doch nicht wagen, die Allwissenheit Gottes auf die Probe zu stellen und sich daher vielleicht durch vorgebrachte Einwendungen gegen das Gottesgericht oder durch mancherlei Praktiken und Kniffe beim Würfeln verrathen; allein dies war nicht der Fall. Rudolph sowohl als Heinrich erklärten sich sogleich bereit, Jeder seine Unschuld durch das Gottesgericht zu beweisen, und so blieb es denn bei der Kurfürstlichen Bestimmung.

An dem von dem Kurfürsten festgesetzten Tage strömte ganz Berlin nach dem grünen Plan vor der Stadt, auf welchem das Gottesgericht gehalten werden sollte. Sämmtliche Kurfürstliche Trabanten hatten ein Quarré gebildet, in dessen Mitte eine Trommel stand und auf derselben ein Becher mit zwei Würfeln; neben der Trommel stand ein evangelischer Prediger im schwarzen Talare und einige Schritte hinter ihm

sah man auf einer niederen Bahre einen offenen Sarg, an dessen Kopfsende der Nachrichten in seiner rothen Amtstracht stand, das breite Strasssweert in der Hand haltend. Unter den Tausenden, die daselbst versammelt waren, herrschte eine bange Todtensille, nur hie und da machte sich die ängstliche Spannung in einem dampfen Murmeln Luft. Diese drückende lautlose Ruhe ward endlich durch den Ton einer Glocke unterbrochen, die das Zeichen der Annäherung des Kurfürsten gab; Aller Augen wendeten sich nach jener Gegend hin. Begleitet von einem großen Gefolge, schritt der Kurfürst mit feierlicher Würde heran, den ehrfürchtvollen Grüßen des Volkes huldvoll aber mit trübem, fast schwermüthigem Ernst dankend.

Sobald der Kurfürst in dem Kreis der Trabanten eingetreten war, wurden auf sein Geheiß die beiden Angeklagten durch die Schergen bereingeführt. Hierauf hielt der Geistliche eine ergreifende Rede und ermahnte die Beiden mit eindringlichen Worten, daß der Schuldige seine Halsstarrigkeit fahren lasse und offen seine That bekenne, damit er nicht nächst dem menschlichen Strafgericht auch noch das göttliche auf sich berathet, sondern vielmehr durch zeitige Reue und Buße Gott zu versöhnen und mindestens seine Seele zu retten suche. Da aber Beide bei der Betheuerung ihrer Unschuld beharrten, so gab der Kurfürst den Befehl, daß das Gottesgericht beginnen solle.

Rudolph hatte, als der Ältere, den ersten Wurf. Der Kurfürst beobachtete ihn scharf, aber Rudolphs Hand ergriff den Becher so fest und fest, sein Gesicht war so rubig, sein Blick so frei, sein ganzes Wesen so zuverlässig, daß der Kur-

fürst den Verdacht, den er von Anfang an gegen ihn gehabt hatte, fast fahren ließ. Eins nur gefiel dem Kurfürsten nicht: Rudolpfs Benehmen war zu sicher und ruhig.

Unterdeß hatte Rudolph den Becher geschüttelt und warf dann die Würfel, daß sie rasselnd auf das Trommelfell hin-
kollerten; als sie stille lagen, warf Rudolph einen raschen Blick auf sie und erhob sich sodann mit einem triumphirenden Lächeln. Der Kurfürst trat an die Trommel und ein unverkennbarer Ausdruck von Ueberraschung lagerte sich auf sein majestätisches Antlitz als er die Würfel erblickte. Rudolph hatte Zwölf geworfen, also die höchste Augenzahl, die man mit zwei Würfeln werfen kann.

Heinrich sah ebenfalls die Würfel und sein zum Himmel gerichteter thränenfeuchter Blick schien Gott zu fragen, ob er die Unschuld untergehen lassen wolle. In Heinrichs ganzem Wesen war ein Etwas, das den Verdacht eines so gräßlichen Verbrechens gegen ihn in der Seele des Kurfürsten gar nicht auskommen lassen wollte. Auf des Kurfürsten Befehl mußte der Prediger nochmals Heinrich zum Bekenntniß ermahnen; Heinrich aber antwortete: „Ich bin unschuldig an dem Morde, so wahr mir Gott helfe!“ und so wie er diese Worte gesprochen hatte, ergriff er den Becher und warf die Würfel in stehender Stellung auf die Trommel herab, daß sie laut tönend auf das Heil fielen.

Heinrichs Geschick schien allen Anwesenden schon vor dem Wurf entschieden; der Prediger hatte mit lauter Stimme die Augenzahl verkündet, die Rudolph geworfen hatte, und Zedermann war überzeugt, daß er sich damit vom Tode losgewürfelt habe. Man war nur noch begierig zu erfahren, um

wie viel Heinrich weniger geworfen habe, als Rudolph, und Viele glaubten Heinrich werde Zwei werfen, und Gott solch hergestalt recht scheinbarlich den ruchlosen Mörder bezeichnen. — Wie thöricht aber ist der Mensch, wenn er sich anmaßt, Gottes Weisheit zu errathen!

Als Heinrich geworfen hatte, trat der Kurfürst an die Trommel; wie er aber die Würfel erblickte, malte sich ein unbeschreibliches Erstaunen in seinen Zügen, er blickte zu Heinrich auf und sah dann wieder nach den Würfeln, bückte sich sodann zu der Trommel herab, als traue er seinen eignen Augen nicht, und rief endlich mit seiner kräftigen wohlklingenden Stimme; „Dreizehn!“ Und zu Heinrich gewendet, sagte er mit feierlicher Stimme hinzu: „Du bist unschuldig, denn Deinethalb ist ein Wunder geschehen. Gelobt sei Jesus Christ!“

Unter dem versammelten Volke entstand eine außerordentliche Bewegung, ein Hin- und Herdrängen, Fragen und Verwundern, denn Jeder wollte wissen, worin das Wunder bestünde und wie es sich mit den Dreizehn verhalte, die Heinrich geworfen haben sollte. Die Aufregung wuchs immer mehr, denn mit der Neugierde verband sich auch die wärmste Theilnahme für Heinrich, den die Meisten von Anfang an für unschuldig gehalten hatten. Bald wurde denn auch der Ungestüm des Volks so stark, daß es fast unmöglich schien, ihn noch länger zurückzubalten; — da gebot der Prediger durch nachdrückliches Winken Ruhe und verkündete was geschehen war. Einer der Würfel, mit denen Heinrich geworfen hatte, war mitten von einander gesprungen und so gefallen, daß die eine Hälfte sechs Augen, die andre aber

eins zeigte; da der andre ganzgebliebene Würfel ebenfalls die sechs oben wies, so ergaben sich folchergeſtalt dreizehn Augen.

Ein unbeschreiblicher Jubel folgte dieser Mittheilung des Predigers; unter lauten Ausbrüchen der Freude ward Gott gerufen für seine Gnade und der Kurfürst wegen seines weisen und frommen Gottvertrauens. Nur mit Mühe konnte dem freudigen Tumult Einhalt gethan werden, so daß der Kurfürst das Urtheil verkünden lassen konnte. Niemand zweifelte an der feierlichen Hinrichtung Rudolfs, der, seit er das Ergebniß von Heinrichs Wurf vernommen hatte, wie ein Vernichteter daſtand, bleich, mit ſtieren Augen, zitternd an allen Gliedern, denn Gottes Ringer hatte ihn getroffen. Das Urtheil aber, welches der Kurfürst sprach, überraschte Alle.

„Da wir einmal Gott dem Herrn die Entscheidung überlassen haben,“ sagte der große Kurfürst, „so sei es fern von uns, ein Urtheil in dieser Sache zu fällen, nachdem der allmächtige Gott sie durch ein Wunder zu seiner eignen gemacht hat. Darum soll der Mörder leben, bis Gott selber das Urtheil an seinem verruchten Leben vollzieht. Damit aber der Bösewicht nicht noch mehr Missethaten verübe, soll er in ein ſicheres Gefängniß gesperrt, darinnen jedoch so gehalten werden, daß er an keiner Nothwendigkeit Mangel leide.“

Dieser Ausspruch des Kurfürsten ward vollzogen. Heinrich, zu dem der große Kurfürst huldvolle Trostesworte gesprochen hatte, ging frei nach Hause; seinem Aeußern nach gleich er aber einem Vernichteten, denn obwohl er eine große ungerechte Schmach durch Gottes Beistand von sich abgewendet hatte, so war doch sein Herz gebrochen und seine Seele von

tödtlichem Schmerze durchdrungen. Er verließ Berlin gleich am folgenden Tage und bald darauf hörte man, daß er in einer mörderischen Schlacht gegen die Schweden seinen Tod gesucht und gefunden habe. Der unglückliche Heinrich war Einer von jenen Menschen, die ein Dichter

„gezeichnete Söldlinge des Unglücks“

nennt. Ausgestattet mit Allem, was Glück zu erreichen möglich und würdig ist, war doch sein ganzes Leben kaum etwas Anderes, als eine ununterbrochene Kette von Mißgeschick und Seelenqualen.

Rudolph ward eingesperrt, aber weit entfernt, sich zur Reue und zur Buße zu bekehren, gebedrte er sich vielmehr wie ein Verzweifelter oder Tobsüchtiger und selbst nachdem man ihn deshalb in Ketten gelegt hatte, nahm seine Wuth kein Ende.

„Wenn ich es auch ertragen könnte,“ schrie er mit der heulender Stimme eines Wahnsinnigen, „daß ich, Ich, in Banden liegen muß, so kann ich den Gedanken doch nicht ertragen, daß ein Gott sei! Vers... diejenigen, welche mir die Freude geraubt haben, diesen Gott zu leugnen!“

So raffte dieser Schändliche, bis es ihm eines Tages gelang sich die Kette, mit der seine Arme gefesselt waren, um den Hals zu schlingen und sich daran zu erdrosseln.

Der zerfprungene Todeswürfel wird noch heutigen Tages in der Königl. Kunstkammer auf dem Schlosse zu Berlin als ein Andenken und Wahrzeichen des merkwürdigen Ereignisses, das wir erzählt haben, aufbewahrt und den Besuchern gezeigt.

XXII.

Das Blutgericht im Dom zu Magdeburg.

Unter allen Sagen, welche wir unsern geneigten Lesern bereits mitgetheilt haben, kann die nachfolgende gewiß am wenigsten auf die, einigen beigefügte Bemerkung: „Eine wahre Begebenheit,“ Anspruch machen, denn in keiner andern Sage ist der märchenhafte Charakter so deutlich ausgedrückt, keine andre trägt so bestimmt das Gepräge eines willkürlichen Phantasiegebildes, als diese; — und dennoch darf sie vielleicht mehr als jede andre auf jene innere, moralische Wahrheit Anspruch machen, die zwar nicht immer ein Beweis des Geschehenen ist, wohl aber ein sicheres Wahrzeichen eines allgemeinen Zustandes, von dem das, was geschieht, nur ein Theil ist, wie das Blatt vom Baume, wie die Blume von der Pflanze. Die Wahrheit des Geschehenen ist eine natürliche, die Wahrheit einer Dichtung aber ist eine übernatürliche, wenn wir so sagen dürfen eine seelenhafte oder eine geistige. So ist der Leib eine natürliche Wahrheit, eine faßliche Thatsache, die Seele aber ist nicht natürlich (d. h. der körperlichen Natur entsprechend,) noch faßlich, dennoch ist sie eine Wahrheit, aber eine übernatürliche.

Wir bitten den Leser, und diese einleitenden Worte zu vergeßen. Wir glauben bei denen keiner Rechtfertigung zu bedürfen, die uns verstanden haben; diejenigen aber, denen

der Sinn jener Worte dunkel geblieben ist, mögen sie noch einmal lesen, wenn sie mit der Sage selbst zu Ende sind. Sie werden uns dann verstehen, denn sie werden einsehen, daß eine Dichtung, welche den Geist einer Zeit darstellt, schon deshalb eine moralische Wahrheit ist, und dies um so mehr wird, wenn sie, obwohl die Blütenkrone zu dem Zauberreich der Follen erhebt, doch mit ihren Wurzeln in dem sichern Boden einer Begegnung haftet.

Vor beinahe 1000 Jahren lebte zu Magdeburg ein Erzbischof, Namens Udo, welcher von einem christlichen Priester nichts weiter wirklich besaß, als den Namen, während er in allen Lastern des Fleisches, in üppiger Genußsucht, in Arroganz und Gottesverachtung seines Gleichen kaum hatte auf der ganzen Erde. Seine hohe kräftige Gestalt, seine körperliche Schönheit und seine geistige Ueberlegenheit machten ihn, der der Sünden voll war bis zum Uebermaaß, auch zum Verführer Anderer, zum sichersten Werkzeug des Satans, dessen Herrschaft auf Erden er vertilgen zu helfen berufen war.

Zu den ausgezeichnetsten Opfern seiner Verführungskunst gehörte die junge Abtissin von Ellienthal, die freilich in ihren Neigungen und Wünschen mit dem lasterhaften Erzbischof zu innig übereinstimmte, als daß es seinerseits einer all zu großen List oder Anstrengung bedurft hätte, um sie in den Sündenirudel hinabzuziehen, der ihn selber verschlungen hatte.

Die Abtissin von Ellienthal war kaum 25 Jahre alt und im Besitz einer so ungewöhnlichen Schönheit, daß der Ruf derselben sich weit außerhalb ihrer Abtei verbreitet hatte. Von Wuchs nicht groß, aber üppig von Gliedern, mit einem

lebhaften Niemenspiel und feurigen Augen, schien sie in der That für nichts so wenig geschaffen zu sein, als für den Aufenthalt in den Mauern eines Klosters. Sie hatte den geistlichen Stand nicht freiwillig gewählt, und da das Schicksal ihrer innersten Natur Gewalt angethan hatte, so glaubte sie sich an ihrem Schicksal rächen zu dürfen, indem sie demselben mit Trost entgegentrat und der Zesseln spottete, in die sie geschmiebelt war.

Als Erzbischof Aldo die Abtissin zum ersten Mal erblickte, entbrannte sein Herz in glühender Leidenschaft für sie. Aber auch das Blut der Abtissin fing an zu kochen bei seinem Anblick, in ihrem Busen flogen heiße verlangende Wünsche mit unbegrenzbarer Macht empor, und die einzige Schranke, welche ihr noch als Brustwehr gegen die Sünde diente, war das natürliche Schaamgefühl des Weibes. Doch der Kampf ist leicht, wenn der Mann nur diese Schranke zu bewingen hat; das Schaamgefühl hemmt nicht die Begehrlichkeit, sondern wird von derselben vernichtet, sie ist die Blüthe, jenes ist der Sturm; nur Pflichtgefühl und Tugendwille sind Schild und Waffen für die Keuschheit des Weibes.

Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, daß sich in kurzer Zeit zwischen dem Erzbischof und der Abtissin ein sträflisches Verhältniß bildete, ein Verhältniß, dessen große Sündhaftigkeit beide Theile in ihrem vollen Maße erkannten und das sie deshalb auf das sorgfältigste geheim zu halten sich bemühten. Weit entfernt indeß, über diesen Zwang sich zu beklagen, schlürften sie vielmehr in vollen Zügen die Süßigkeit, welche geheime Liebesgenüsse zu gewähren pflegen.

Längere Zeit bereits hatte dieses verbrecherische Einver-

händniß bebanden, als der laßerhafte Erzbischof eine wunderbare aber ernstliche Mahnung von demjenigen erhielt, dessen heiligen Namen er ruchlos zu beschimpfen keinen Anstand nahm. Seit drei Tagen weilte Udo in der Zelle der Abtissin, ganz hingegeben jenen verbrecherischen Genüssen, nach denen sein Sinn einzig verlangte. Es war in der dritten Nacht, nicht mehr ferne von der Mitternachtsstunde. Der Erzbischof saß in einem reichen Lehnstuhl, in seinen Armen und an seiner Brust ruhte halb entkleidet, im tiefen Schlummer der Erschöpfung die schöne Abtissin. Einen langen glühenden Blick warf der lüsterne Erzbischof auf die reizende Beute seiner Sinnenlust, dann ließ er sie sanft auf das nahe Ruhebett gleiten und ergriff den vor ihm stehenden silbernen Pokal, um der eignen Abspannung durch die glühende Kraft des Weines zu begegnen. Kaum aber hatte er den Becher an die Lippen gesetzt, als ein eisiger Hauch schneidend durch die Zelle wehte, während gleichzeitig eine dumpfe Stimme, wie aus einem Grabe hervor, folgende Worte rief:

Cessa nunc de ludo,
Ludisti satis, Udo! *)

Ein starrs Entsetzen ergriff den Bischof, Zeichenblässe bedeckte sein Antlitz und seinen zitternden Händen entfiel der Pokal. Die Abtissin aber fuhr mit einem gräßlichen Schrei aus dem Schlaf empor, rang wie eine Verzweifelte die Hände und rief mit stieren Blicken: „Hast Du gehört? Hör auf, hör auf! Wir sind verloren!“

*) Hör auf zu lachen, Udo! Du hast genug gelacht.

Während aber das sündhafte Weib noch zitterte, hatte sich Udo bereits von seinem Schrecken erholt und sagte mit altem Trog, welcher der Verderbtheit eigen zu sein pflegt:

„Zage nicht, Du holdes Weib, und entseze Dich nicht so in innerster Seele vor dem Mahnungsworte, das in Dein Ohr gedrungen. Was denn willst Du? Buße thun? Et, das ist gar ein heilig und gottgefällig Werk; aber um Buße thun zu können, müssen wir zuvor sündigen. Die Sünde ist nur um der Buße willen da! Daß uns der Tod den Weg zur Sünde versperre, das haben wir nicht zu befürchten, denn wir sind Beide in dem Alter der schönsten Blüthe und üppigsten Kraft und wären thöricht, wenn wir an den Tod denken wollten. Rein, an das Leben vielmehr laß uns denken und an die süße, wonnige Sünde, die unsere Seele mit Entzücken füllt und uns im dürren, kraftlosen Alter Ursache zu gottgefälliger Buße gewähren wird.“

Trotz dieser Worte jagte die Kebltiffin, denn ihr Herz war nicht verhärtet, sondern das Feuer ihres Blutes jagte sie in die Sünde. Mehr als alle Worte der Ueberredung wirkten daher die Liebkosungen des Erzbischofs; einige feurige Küsse, eine zärtliche Umarmung und andere Aeußerungen sinnlicher Leidenschaft verschleuchten schnell jedes Bangen aus dem Herzen der Kebltiffin und machten das begehrende Weib sogleich wieder zum Opfer der Sünde. Die Nacht schwand den Beiden rasch dahin, und als ob sie aus der wunderbaren Warnungsstimme die Abnung einer großen Gefahr schöpften, klammerten sie sich inniger an einander an, als wollten sie sich nimmer trennen, und so fand sie das Dunkel der nächsten Nacht wiederum in der Zelle der Kebltiffin vereinigt. Auch

In dieser Nacht unterbrach der dumpfe inhaltschwere Juraß die Genüsse der Vereinigten, auch in dieser Nacht hehte die Abtissin und wehrte dem Uebermüthigen, der der Stimme Gottes zu spotten wagte, aber auch diesmal gelang es Udo, die Furcht des Weibes zu betäuben und sie wieder der Sünde angethan zu machen. — Und wie der Troß des Bischofs und seine Halsstarrigkeit ohne Maas waren, so war es die Langmuth dessen, der den argen Priester warnen ließ. Die dritte Nacht sah ebenfalls die Verbrechen der vorigen und hörte nicht minder den Ruf des Heiligen, der zwei Seelen zu retten gedachte; — aber zum drittenmal spottete der verstockte Erzbischof der Mahnung, zum drittenmal schürte er die Glut der Sünde in dem Herzen des Weibes an, das mit den Banden der Fleischeslust an ihn gekettet war.

In der vierten Nacht erschallte die Stimme nicht. — Da trumpybte der Erzbischof, denn er meinte, sein Troß sei Sieger geblieben über den, der durch seine Warnung ihn zu retten gedachte vom Verderben. Durch die mitternächtigen Ereignisse aber, durch den Widerstand, welchen die Abtissin ihm dann entgegensetzte und durch die Freude, des mitternächtigen Störers Herr geworden zu sein, war die Begierde des Erzbischofs zu solcher Höhe gestiegen, daß er beschloß, auf längere Zeit bei der Abtissin zu verweilen, gleich einem Manne bei seinem Eheweibe. Damit aber die Domherren zu Magdeburg nichts Böses ahneten, sendete er einen treuen und verschwiegenen Diener an sie ab, und ließ ihnen sagen: sein heilig und wichtig Amt lege ihm unerwartet die Pflicht auf, eine große Reise zu machen, von der er in drei Monaten und länger nicht heimkehren werde; unterdeß

mögen die Domherren für sein Wohlergehen beten. — Weit entfernt, die Lasterhaftigkeit ihres Oberhauptes zu theilen, waren vielmehr die Domherren zu Magdeburg fromme und Gott ergebene Männer, voll Eifer für ihren heiligen Beruf, dessen Pflichten sie nach Kräften erfüllten. Einer aber war unter ihnen, mit Namen Friedrich, der war noch frommer und des heiligen Eifers noch voller als die Uebrigen, denn wenn er am Tage den Werken christlicher Gottesfurcht treulich obgelegen hatte, so pflegte er auch noch um die Stunde der Mitternacht in den Dom zu gehen, und einsam am Altar dessen zu beten, dem er sich als Priester geweiht hatte.

Erzbischof Alno war bereits mehre Monate abwesend, als der fromme Domherr Friedrich eines Nachts Zeuge eines furchtbaren Ereignisses ward, eines Ereignisses, wie es wohl noch nie eines Menschen Auge gesehen hatte. Die Stunde der Mitternacht hatte eben geschlagen, als Domherr Friedrich andachtvoll in das schauerliche Dunkel des Domes trat, den nur einige Lampen vor den Gnadenbildern der heiligen Jungfrau erhellten. Als aber Friedrich nach gewohnter Weise seine Knie hängen wollte auf den Stufen des Altars, fuhr plötzlich ein furchtbar heulender Sturmwind durch den weiten Raum, daß alle Lampen verlöschen, und eine grause Finsterniß den Dom erfüllte. Nebend klammerte sich der fromme Domherr an den Altar fest, aber das Entsetzen, das sich auf einen Augenblick seiner Seele bemächtigt hatte, wich bald der frommen Ergebenheit in den Willen des Allmächtigen, von der Friedrichs Herz ganz erfüllt war, und demuthsvoll betend wartete er der Dinge, die da kommen würden.

Nicht lange dauerte es, da erfüllte eine wunderbare mild-

Schlummernde Felligkeit den Dom und in der Tiefe des Gewölbes erschienen plötzlich zwei Jünglinge, in leichte Gewänder wie in Nebelhaue gehüllt, in den Händen hohe Wachskerzen tragend, und schritten schweigend nach dem Altar hin, woselbst der Eine sich zur Rechten, der Andre aber zur Linken stellte. Nach ihnen kamen zwei andre Jünglinge, dem ersten gleich an Gestalt wie an Kleidung. Der Eine trug einen Purpur-Teppich, den er vor dem Altar ausbreitete; der Andre aber hatte zwei Sessel in den Händen, die er schweigend und ernsten Blicks auf den Teppich stellte. Und als dies geschehen war, da kam ein fünfter Jüngling, der ein blühendes Schwert in seinen Händen trug, damit trat er in die Mitte des Domes und rief mit einer Stimme, die laut tönte wie krachender Donner und fürchterlich wie das Heulen des Sturmes in Bergeschluchten:

„Alle ihr Heiligen, deren Gebeine hier ruhen in den tiefen Gräbern, erwachet aus dem Todeschlummer, auf daß ihr Zeugen seid bei dem Gerichte Gottes! Spaltet euch, ihr Gräber, und gebet eure Bewohner frei! Erwachet ihr Heiligen! Erwachet und erscheint!“

Und wie der Jüngling diese Worte gerufen hatte, da krachte es, als ob die Erde mitten voneinanderberste, und alle Gräber öffneten sich, und von den Särgen fielen rasselnd die Deckel herunter, und die in den schwarzen Todeshöhlen lagen, die heiligen Männer und Frauen, die Bischöfe in ihren Amtsgewändern, die Ritter in Helm und Harnisch, sie allesammt erhoben sich aus ihren Gräbern und schritten in tiefer Stille nach dem Chore, wo sie sich lautlos in Reihen ordneten. Kein Tritt ward gehört, wie lang auch der Zug

der Auserwählten war, der die Halle durchschritt, und ihre Gestalten, obwohl leuchtlich, schienen von Nebel geformt, und aus ihren Augen leuchtete ein übernatürliches, geisterhaftes Feuer.

Da diese sich nun Alle auf dem Chore geordnet hatten, da ward es plötzlich heller im Dome und immer heller und endlich so glänzend, so strahlend, wie wenn die Sonne selbst von des Himmels Höhe herabgestiegen wäre in das Gewölbe des Doms. Und nun erschienen zwölf ehrwürdige Männer, deren Antlitz leuchtete wie Himmelslicht, und deren Glieder umwallt waren von weiten farbigen Mänteln, — das waren die zwölf Apostel. Vor ihnen her aber schritt, glänzender als die Sonne selbst, Christus, der einzige Sohn Gottes, auf dem heiligen Scheitel die goldene Krone und in der Hand das königliche Scepter, mit welchem er geherrscht über Himmel und Erde. Er setzte sich auf einen von den Sesseln und zu seiner Linken rehteten sich die Apostel. Von der andern Seite des Altars aber erschien Maria, die heilige Mutter Gottes, geleitet von einer Schaar heiliger Jungfrauen, und setzte sich auf dem zweiten Sessel zur Rechten Christi. Eine tiefe heilige Stille herrschte ringsum. Darauf erschien der heilige Mauritius, des Domes Schuttpatron, und nähete ehrfurchtsvoll, mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen dem Herrn und Heilande der Welt, kniete wieder vor ihm, neigte die Stirn zur Erde, betete ihn an und rief:

„Gebenedeiet seist Du, mein Herr und Heiland, und gesegnet in alle Ewigkeit! Höre die Stimme Deines Dieners und seine Klage! Schmachvoll und freventlich hat Deiner

Priester Einer, Udo, dieses heiligen Tempels Erzbischof, durch
schwübe Wollust sein Amt entheiligt und hat nicht abgelaufen
von der argen Sünde, obwohl ich ihn gemahnt habe zu dreien
Malen, daß er zur Buße sich bekehre. Aber er ist halsstarrig
geblieben und hat der Reue gespottet, so richte Du ihn nun,
Herr der Welt!"

Und auf einen Wink Christi, des Herrn, trat Petrus vor
und fragte:

„Wo weißt der, den Du anklagst?"

Da stieß der heil. Mauritius einen tiefen Seufzer aus
und sagte:

„In den Armen seiner Buhlerin, der Lebtfälscherin von Lilien-
thal, in deren Herzen seine Worte den leidglühenden Ju-
den den Reue ausgelöscht haben.“

Hierauf befahl Petrus Zweien von den Außerthenden,
daß sie den Sünder sofort zur Stelle brächten, allwo er ge-
richtet werden sollte. Die Zwei verschwanden alsbald aus
der Mitte ihrer Gefährten, aber ehe noch zwei Minuten ver-
gangen waren, erschienen sie schon wieder im Dome, zwischen
sich führend den Erzbischof Udo, der, ein Bild der Ver-
zweiflung, todtbleich, mit wahnsinnig starrenden Blicken,
bekend an allen Gliedern, sich willenlos von den Begleitern
führen ließ.

Sie führten ihn dicht vor Christum, dessen leuchtender
Blick voll Wehmuth auf dem Verlorenen ruhte. Dieser Blick
unendlicher Barmherzigkeit gab dem Sünder Muth, aber so
mächtig war das Böse in seinem Herzen, daß er, statt sich
wiedergzuwerfen vor dem Herrn und mit heißen Thränen der
Reue um Gnade zu flehen, vielmehr die freche Stirn empor-

hob und die Frage an den Herrn richtete: „Was hab' ich gethan, Herr, daß ich vor Gericht erscheinen soll?“ Als der Frevler diese Worte sprach, erfüllte ein tiefer Klagelaut den Dom und alle Anferkandenen bargen ihre Gesichter in ihren Händen, denn sie schämten sich dessen, der eine unsterbliche Seele hatte gleich der übrigen; die heilige Mutter Gottes aber brach in Thränen aus und beweinte das Geschick des Verlorenen.

Der heilige Maurilius jedoch trat einen Schritt vor, seine Augen leuchteten wie zornig und seine Mienen zuckten, wie vor innigem Schmerz:

„Erzbischof Udo,“ sagte er, „ich habe Dich angeklagt vor dem Herrn, daß Du schnöder Wollust fröhnest und Dein heilig Amt schändest; auch daß Du halsstarrig an der Sünde hängst, obgleich ich Dich dreimal um Mitternacht gemahnt habe. Aber Du hast auf Satanas Stimme gehört und nicht auf meine, Du bist bei der Sünde geblieben und hast die Reue, die in dem Herzen des Welches erwachte, das Deine Sünde theilt, durch Wollust erstickt. Das hast Du gethan, des hab' ich Dich angeklagt und darum erscheinst Du hier vor Gericht.“

So verblendet aber und verflocht war Udo, daß er auch jetzt noch nicht von seiner Frechheit ließ, sondern mit dreifacher Stimme zu dem heiligen Maurilius sagte:

„Sieh Dich vor was Du sagest, Du falscher Zeuge! Wenn ich hier soll gerichtet werden von Einem unter Euch, so überführet mich verher, daß ich des Verbrechens, dessen Ihr mich anklagt, auch wirklich schuldig bin. Der Ankläger ist da, — wo sind die Zeugen?“

Sagen.

„St. Petrus winkte, da traten die Beiden hervor, die den armen Udo in den Dom geführt hatten und sagten:“

„Wir haben ihn in den Armen seiner Buhle gefunden.“

„Ihr lüget!“ schrie Udo wie ein Rasender. „Vor dem Altar in meiner Zelle habe ich gelegen und habe gebetet!“

Nun erhob Christus, der Herr, seine Stimme und fragte:

„Sage mir denn, Udo, was hast Du gebetet?“

Als der Heiland seine Stimme ertönen ließ, sanken Alle, die in dem Dome versammelt waren, anbetend zur Erde nieder, nur Udo blieb trotzig stehen und sann nach, welches Gebet er vorgeben wollte, das er gesprochen habe, als die Beiden ihn abholten. Allein wie er auch sinnen und sich abmühen mochte, ihm fiel kein Gebet ein, keines, gleich als wenn er niemals ein Christ gewesen wäre, niemals ein christlich Gebet gekannt hätte. Wie er nun so vergeblich sann, überfiel ihn eine furchtbare Angst, er meinte, wenn ihm nur ein einzig Gebet einfiele, so würde er gerettet sein, und darum strengte er alle Kräfte seines Geistes an, daß ihm das Blut in das Gesicht schoß und er braun und blau wurde, die Augen ihm glühend aus dem Kopfe traten, der Angstschweiß ihm von der Stirne floss und seine Glieder von Krämpfen geschüttelt hin- und herslogen.

Der Heiland aber sprach zu ihm: „Siehe, Du bist gerichtet! Du hast Zeugen verlangt, — nun zeugest Du selbst wider Dich!“ Hierauf wandte sich Christus, der Herr, zu den Auferstandenen und sprach:

„Ist Einer unter Euch, der für diesen, der da gerichtet ist, bitten mag?“

Da aber Alle schwiegen zu der Frage, so rief Christus:

mit gewaltiger Stimme dreimal Wehe! über Udo, und mit ihm riefen es alle Auferstandenen, daß es furchtbar wiederhallte in dem Dome.

Als es wieder Stille geworden war, da winkte Christus mit dem Scepter, und alsbald führten Zwei den bösen Udo mitten in den Dom und ließen ihn niederknien. Wider seinen Willen mußte er thun, wie ihm geboten war; da er aber auf der Erde kniete, trat der Jüngling, der das Schwerdt hielt, dicht an ihn heran und schnitt ihm dann mit Einem raschen Hiebe das Haupt vom Rumpfe.

So wie aber das furchtbare Strafgericht vollzogen war, da waren plötzlich Alle verschwunden, Christus mit den Aposteln, die heilige Mutter Gottes sammt den Jungfrauen und alle auferstandene Heiligen; die Lampen brannten wieder und erhellten mit schaurigem Halbdunkel den Dom wie vorher.

Friedrich aber war im Dome zurückgeblieben und stand tief erschüttert und von heiligem Grauen erfüllt vor der Leiche des gerichteten Erzbischofs. Die ganze Nacht blieb er im Dome belend auf den Stufen des Altars; da der Tag aber anbrach, ging er hinaus, rief die Domherren alle zusammen und erzählte ihnen, was er gesehen habe.

Hier endet die Sage, die das Schicksal der Hebtiffin nicht mit aufbewahrt hat. — Der Stein, auf dem Udo gerichtet ward, ist noch heute im Dome zu Magdeburg zu sehen. Blutrothe Streifen durchziehen seine Oberfläche, auf der, wenn man sie reibt, sogar flüssiges Blut hervorquellen soll.

Erwin.

XXIII.

Des Dichters Hölle- und Himmelsahet.

1.

Ginst war in Nöthen ein Poet
 Von wegen eines Reimes,
 Und schrie: „Liebwerthster Musaget,
 Hier berst mir was, o leim' es!“
 Allein Hechtank war Herr Avoll,
 Wie oftmals das geschehen soll.

2.

Nun rief der arme Lautenmann,
 Den Reim sich zu erwirken,
 Vergebens alle Götter an
 Der Heiden und der Türken:
 Weil in der ganzen dummen Schaar
 Kein Anz'ger deutscher Reimschmied war.

3.

Wohl müht' er sich gleich wie ein Gaul,
 Doch nichts von allem pakte,
 Der Pegasus blieb stätig-faul,
 Kam nicht aus dem Meraffe.
 Der Dichter betet, sucht und schwigt,
 Und bleibt doch, wo er einmal sitzt.

4.

Und endlich ächzt er matt zum Tod:
 „Komm' Er denn, schwarzer Teufel,
 Hilft Einer mir aus meiner Noth,
 Ist Er es sonder Zweifel!
 Traun, reimt Er mir auf Menschen 'was,
 So bin ich Sein, Herr Satanas!“

5.

Da trat der Teufel hin vor ihn,
 Sein Kopf schwellt wie 'ne Blase,
 Er lachte tückisch und wurde grün
 Um Kinn und Maul und Nase,
 Und kragte mit dem Pferdefuß,
 Und wedelt' mit dem Schwanz zum Gruß.

6.

Da sträubt sich hoch des Dichters Haar,
 Er stellt vor Schreck, höchst plastisch,
 Das fürchterlichste Grausen dar,
 Und bebt schier elastisch.
 Drob lacht der schwarze Satanas,
 Dann sagt er dies im tiefsten Bass:

7.

„Ew. Klebden, trann, geberden sich
 Gar schrecklich alteriret;
 Bin ich denselben fürchterlich,
 Warum mich denn eitrel?
 Aufdringen ist nicht meine Sach',
 Doch schlägt das Pelschen in mein Fach.

8.

Kann ich Hochdenen dienlich sein
 In allerlei Geschäften,
 So trag' ich gern zum Bau den Stein
 Nach meinen schwachen Kräften;
 Im Reimen kommt mir Keiner gleich,
 Das Ungereimteste reim' ich Euch."

9.

Gleich juckt's dem armen Dichtertropf
 Im Daum und Zeigefinger;
 Freiwillig deut er seinen Schoß
 Dem falschen Hilsebringer,
 Und überlebt sich ganz, am End',
 Dem schwarzen Tausendsapperment.

10.

Der Teufel leiht neun Wagen ihm,
 Vlaqueur herbeizuschaffen:
 So kirt das lahme Ungethüm
 Den armen Dichterlassen:
 Er mischt zum Schnaps ihm Höllensast,
 Dann trinken sie sich Brüderschaft.

11.

Drauf schreibt der Dichter so den Pakt:
 Am ersten February
 Dan abgeschlossen den Contract
 Der Dichter Herr Caspar
 Und Seine Herrlichkeit, der Herr
 Graf Beelzebub von Lucifer.

12.

Nun folgt ein Langes und ein Breit's
 In dreizehn Paragraphen,
 So von dem Dichter einerseits
 Als anderseits vom Grafen;
 Doch kurz bericht' ich Euch anseht,
 Was sie darinnen festgesetzt.

13.

Der Teufel obligirt sich dort,
 Auf Menschen was zu reimen,
 Und soll dem Dichter dieses Wort
 In nächster Nacht gleich träumen.
 Doch diesem fällt's noch zeitig ein,
 Der Teufel könnt' ein Schelme sein.

14.

Drum rief er: „Bruder Meybillo!
 Du reimst mir 'was auf Menschen,
 Obn' *mentis reservatio*,
 Nicht etwa: Dänschen, renschen!
 Echdeutsch muß mir das Wörtlein sein,
 Sonst geh ich meinen Pakt nicht ein.“

15.

So gilt's, und er verschreibt darauf
 Dem Teufel seine Seele
 Nebst Zubehör; und in den Kauf
 Besonders seine Kehlen.
 Doch weigert er sein *concedo*
 Nach diesem Kehlen-Agio.

16.

Es einten sich indes zuletzt,
 Daß neue Accidenzien
 Dem Dichter würden festgesetzt
 Für diese Pertinenzien,
 Und zwar erkief't der sich ein Ding,
 Das ihm gar sehr am Herzen hing.

17.

Ein großes Epos nämlich war
 Von seinen Meister-Verken
 Das Meister-Werk —; das wollte zwar
 Bis dato Niemand merken;
 Denn leider war das Publikum
 Für solche Dichtung noch zu dümm.

18.

Drum machen sie den Randvermerk:
 Vorlesen soll der Dichter
 Im Schwefelspuhl das hohe Werk
 Dem teuflischen Gelichter;
 Und gähnt ein Teufel nur dabei,
 So sei sogleich der Dichter frei.

19.

Drob freuen sich gar inniglich,
 Die beiden Contrahenten:
 Der dumme Dichter freuet sich
 Auf seine Subscribenten,
 Der Teufel denkt: Im Schwefel-Blut
 Vergeht ihm wohl die Lesewuth.

20.

Nachdem sie so geeinigt sich,
 Rißt Satan dem Professor
 Die linke Hand im Lebensstrich
 Mit einem Federmesser,
 Und heut mit schlaudem Schabernack
 Ihm gleich ein Prieschen Schnurstaback.

21.

Der dumme Dichter schnupfet led,
 Und fängt nach diesen Priesen
 Von Schwefel, Pech und Teufelsdreck,
 Unbändig an zu niesen,
 Indessen Satan austrablt,
 Was ich Vers vierzehn referirt.

22.

Fast niesste sich der Dichter krank;
 Der Teufel rief held: prosit!
 Allein des Dichters Niesen klang:
 Diabolus erosit!
 Bußt' er auch sonst nicht viel Latein,
 Ziel ihm doch jetzt das Wörtlein ein.

23.

Das griff ihn gleich an's Herz mit Macht,
 Er schrie: maudite diable!
 Wohl ist nur solcher Ungeschlacht
 Zu solchem Trug capabell
 Gleich schreib' er Alles wieder her,
 Er schlechter Graf von Lucifer!

21.

Dem Teufel ward die Nase blau,
 Die Augen glüh'nde Kohlen,
 Er grunzte wie 'ne wilde Sau,
 Doch that er wie befohlen:
 Dann schrieb der Dichter toll und lübn
 Den eignen Namen blutig hin.

25.

Nun nahm der Teufel seine Schrift,
 Und grinzt: „Ich dank' Euch herzlich.“
 Dann spie er aus ein wenig Gift,
 Braun, blau, grün, gelb und schwärzlich,
 Und tunkel seifgen Schwanz darein,
 Und stempelt so den Höllenschein.

26.

Drauf trat er vor den Dichter hin,
 Sein Kopf schwell wie 'ne Blase;
 Er lachte tückisch und wurde grün
 Um Sinn und Maul und Nase,
 Und krochte mit dem Pferdesfuß
 Und wedelte zum Abschiedsgruß.

27.

Der Dichter giebt ihm das Geleit
 Und drückt ihm die Hände
 Süß lächelnd voller Freundlichkeit;
 Und als die letzte Spende
 Streicht dann der schwarze Hirtensang
 Die Backen ihm mit seinem Schwanz.

28.

Nun legt der Dichter sich zu Bett,
 Voll Hoffnung seinen Busen,
 Daß Satan ihm verliehen hätt',
 Was ihm versagt die Mufen.
 Auch wacht er nicht gar lange noch,
 Weil's sehr nach Teufels Abschied roch.

29.

Er schief — da, horch, urplötzlich krachte
 Just um die zwölfte Stunde
 Wie Donnerton — und höhnisch lachte
 Aus vollem Höllenschlund.
 Dem Schläfer bricht der Angstschweiß aus,
 Doch schläft er fort in solchem Graus.

30.

Da zeltgen ihm im Traume sich
 Neun wilde Teufelskörper
 Und jeder hatte, fürchterlich,
 Neun feuerrothe Körper.
 Auch fehlte jeglichem der Rumpf
 Und blutig war des Halses Stumpf.

31.

Die Augen waren Kohlenglut,
 Es dampft aus offnem Schlunde,
 Die Zunge hing voll Gift und Blut
 Drei Spannen aus dem Munde.
 Im Anblick frohen hin und her
 Viel hundert Spinnen, quentenscher.

32.

Und Blut und Weiser floß gemach
In unzählbaren Tröpfchen;
Aus jedem Tröpfchen wurde sacht
Ein winzig Teufels-Köpfchen. —
So wuchs die ungeschlachte Schaar
Bis daß sie Myriaden war.

33.

Und mancher Tropfen Gift und Blut
Ziel auf den Schläfer nieder,
Das brannte ihm wie Hölle-Blut,
Brust, Angesicht und Glieder,
Und ward zum Kopf der Tropfen dann,
So sog er wie ein Egel an.

34.

So lag in wahren Höllezwang
Apollo's Blutsverwandter,
Da kroch zu ihm das Bett entlang
Des Teufels Abgesandter:
Ein klumpig Zwergelein, schwappernd dick,
In rothem Grad und Schwanz-Perück.

35.

Der kroch zu ihm in's Bett und war
Bald menschengroß und größer,
Und glück am Ende auf ein Paar
Dem schlafenden Professor.
Der ward vor Schreck schier fleißigweiß
Und all sein Blut geraun zu Eis.

36.

Nun setzt sich auf des Dichters Brust
 Der dicke Spul gewichtig
 Und drückt, als Alp, mit Satanslust
 Sein Ebenbild gar tüchtig.
 Dann alscht er das bewusste Wort
 Und schleppt als Zwerg sich wieder fort.

37.

Von diesem Zauberwort gewedt,
 Schreckt auf der Mann der Lieder,
 Reibt sich die Augen, gähnt — und reht
 Die halbzerberbrannten Glieder,
 Springt auf, und eilt voll Ungeduld
 Zum schäpereichem Schreibepult.

38.

Schon wuchert seines Ruhmes Reim! —
 Dank sei dem dicken Zwerge!
 Schon blüht sein Ruhm im kühnen Reim —
 Da — steht der Doh am Berge:
 Vergessen war das Teufelswort,
 Ob dem er lilt den Höllentort.

39.

Da dröhnt aus tiefer Erd' hervor
 Ein höllisches Gelächter,
 Das gellel gräßlich in das Ohr
 Dem bösen Gottverächter
 Er merkt, daß er betrogen sel:
 Nie hält sein Wort der Teufel treu.

40.

Auf reißt er seinen Mund und Aiert
 Mit dummen Ziegenblicken,
 Die Hand zur Stirne hingeführt,
 Mit halbgewölbtem Rücken,
 Und athmet kaum und giebt sogleich
 Sich selber einen Backenstreich.

41.

Und stößt mit seinem Kopf die Wand
 Und lehnt am Fensterrahmen,
 Krapt hinterm Ohre sich und spannt
 Doch auf die Augenbrauen,
 Und läuft zuletzt erst Schritt dann Trab,
 In seiner Stube auf und ab.

42.

Da tritt der Teufel hin vor ihn,
 Sein Kopf schwell wie 'ne Blase,
 Er lachte lütsch und wurde grün
 Um Kinn und Maul und Nase,
 Und scharret mit dem Pferdefuß
 Und wedelt mit dem Schwanz zum Gruß.

43.

Gleich stürzt der Dichter auf ihn zu
 Voll Fassung und voll Zagen —
 Da packt der gift'ge Beelzebu
 Ihn tath in Schlund und Kragen:
 „Jetzt ist Er mein, durch Recht's Grund!
 Purrah! hinab zum Höllenschlund!“

44.

Und weiter sprach Herr Urian:
 „Auf das Er war veressen,
 Das Wörtlein ward ihm kundgethan,
 Schand' Ihm, daß Er's vergessen!
 Ich hielt als Teufel meinen Pakt,
 Pakt' Er nun seinen Blutcontract!“

45.

Und ferner dröhnt sein Hohngebrüll:
 „Herr, augenblicks die Seele!
 Und — was ich Ihm noch sagen will —
 Vergeß Er nicht die Kehle!
 So steht's im Pakt, Herr versifex,
 Und also will ich's — ego rex!“

46.

Er lacht, und stürzt in jähem Lauf
 Hinab zu seinen Schaaren,
 Der Dichter aber hing sich auf
 An seinen eignen Haaren;
 Denn wußt', er trug gar langes Haar,
 Die weil er Demagoge war.

47.

Die Seele fuhr deorsum auf,
 Wie Chronika berichtet,
 So war direkt zum Höllehaus
 Die Reise schon gerichtet,
 Dort langt sie mit dem Eros dann
 Nach neun Secunden glücklich an.

48.

Mit einem Haken, roth von Blut
 Erpackt ihn an der Thüre
 Ein Satan gleich, und zerrt mit Butz
 Ihn hin zum Aggreviere,
 Wo Pech und Schwefel siedend raucht;
 Dort ward er neunmal eingetaucht.

49.

Und alle Teufel kamen dann,
 So groß als klein und mittel,
 Gedrängt herbei; und obenan
 Stand Beckzebub als Büttel;
 Der rief dem Dichter höhneud zu:
 „Hier sind wir! Deklamire Du!“

50.

Das klingt dem armen Dichter-Geist
 Wie Jubelton der Epären!
 Er zeigt, von Blut und Qualm umkreist
 Sich willig dem Begebren.
 Auch fängt er gleich, zu Satans Grimm,
 Zu lesen an mit lauter Stimm’.

51.

Neun Stunden las er sender Raß
 Die Widmung an den Grafen;
 Da waren alle Teufel fast
 Beschäftigt eingeschlafen,
 Und schnarchten Accompagnement
 Dazu mit großem Rasselklang.

52.

Verdrießlich ruft der Dichter-Geist:
 „So bin ich frei! quod bene!“
 Mephisto aber lacht und weist
 Ihm beisernd seine Zähne:
 „Er hat sich wohl schon frei gewöhnt?
 Doch, gelt! noch Niemand hat gegähnt.“

53.

Da bröhnt aus tiefem Schlund hervor
 Ein höllisches Gelächter,
 Das gellei gräßlich in das Ohr
 Dem bösen Gottverächter,
 Er merkt, daß er betrogen sei,
 Wie hält sein Wort der Teufel treu.

54.

Wiltu schlägt nun in die Schwefelglut
 Der Dichter wie ein Toller,
 Und packt zuletzt in grimmer Wuth
 Den Satan selbst beim Koller,
 Und schreit: „in malum abeas,
 Du gottverfluchter Satanas!“

55.

Da dieses Zauberwörtlein bröhnt,
 Erwachet das Gelächter,
 Reist schläfrig auf das Maul und gähnt —
 Da schnell der freie Dichter
 Hinh auf aus seinem Schwefelmeer,
 Als ob er abgeschossen wär’.

Eugen

56.

Er fuhr zum Höllenschornstein aus,
Wie Chronika berichtet,
So war direct zum Himmels-Haus
Die Reise schon gerichtet.
Dort kam er mit dem Epos dann
Nach neun Sekunden glücklich an.

57.

Am Himmelsthore macht er Halt.
Dort an dem großen Pfoffen
Stand in höchst eigener Gestalt
St. Peter selber Poffen,
Der rief ihm zu im ernsten Paß:
„Halt! Werda?“ Gutsfreund! „Per den Paß!“

58.

Da kam zu ihm das Dichterlein
Mit Gravität stolziert:
„Herr Peter laßt nur so mich ein,
Ich bin gar sehr pressirt,
Holt Guern Schlüsse! risch hervor,
Und schleucht mir auf das Himmelsthor!“

59.

„Heho, sprach Petrus, Männlein Du,
So schreckt man dumme Laffen,
Doch willst Du b'nein, so sag' im Ru,
Was Du hast Guts geschaffen?
Und so Du das nicht sagen kannst,
So schlepp' zur Hölle Deinen Banst.“

60.

Der Dichter drauf: „Hi, Schlüsselmann,
 Wie magst Du also fragen?
 Sprich, Sancte Peter, sprich, wer kann
 Von mir wohl Schlechtes sagen?
 Und war ich nie ein böser Dicht,
 So ist mir auch der Himmel recht.“

61.

Drauf Petrus: „Schelm, ich kenne Dich,
 Du finkst nach Schwefelblume!“
 (Hier schnupft er c. st.) „Nisch trolle Dich
 Aus diesem Heiligthume!
 Nisch trolle Dich, ich hab' nicht Zeit,
 Mich drängt gar sehr die Ewigkeit!“

62.

Schnell fiel der Dichter ihm ins Wort:
 „Hier habt Ihr nichts zu sagen!
 Dem Himmelsthore darf mich fort
 Nicht Paul noch Peter sagen.
 Wohlan! ich bleibe vor dem Thor
 Und les' Euch hier mein Epos vor.“

63.

Traun, laßt uns gute Freunde sein,
 Ihr seid ja auch poetisch,
 Mein Epos ist wie Sonnenschein,
 Ein wenig zwar athletisch,
 Doch darum ohn' Ruhmredigkeit
 Recht eben für die Ewigkeit.“

64.

Und gleich begann er sonder Raß
 Die Widmung an den Grafen,
 Da weinten alle Seelen fast,
 Die dort zusammentrafen:
 „Vom Regesfeuer kommen wir,
 Nun quält uns gar die Hölle hier.“

65.

Und Petrus, schier gerührt vom Schlag,
 Rief: „Mensch! Halt ein mit Poltern!
 Soll, weil der Himmel Dich nicht mag,
 Denn und die Hölle foltern?
 Um Gotteswillen komm herein,
 Nur laß das Epodlesen sein.“

66.

Drauf schritt zum Thor der Dichter hin,
 Doch Petrus sprach mit Zagen:
 „Ich muß, weil ich nur Pförtner bin,
 Doch wohl den Herrn erst fragen.
 Drum, Monsieur Mensch, belieb' es Euch,
 Zu warten hier, ich lehre gleich.“

67.

Herr Peter ging und kam zurück,
 Und sprach: „Er mag sich rühren!
 Selbst hier macht Arroganz noch Glück,
 Er soll hincinspazieren.
 Doch muß er vor Gericht dort gehn,
 Der Herr wird dann nach Rechem sehn.“

68.

Der Dichter schritt zum Thor hinein
 Und sprach zum Allgepries'nen:
 „O Herr! in Deiner Hobeit Schein,
 Du siehst den fast Verwies'nen,
 Jedoch gleich durch Gerechtigkeit
 Entschädigten, vor Dir bereit.“

69.

Doch da begann mit Donnerwort
 Der PERK also zu sprechen:
 „Wie darfst Du diesem heil'gen Ort
 Zu nahen Dich erschrecken,
 Der Du ein großer Sünder bist?
 Doch geb' ich zur Vertheid'gung Frist.“

70.

Der Dichter drauf: „Gott — Vater — Sohn!
 Soll ich mich defendiren
 So muß ich die Defension
 Mit meinem Epos führen,
 Das höre Gott, mein Herr, nun an,
 Und sage mir Dein Urtheil dann.“

71.

Und GOTT sprach: „Sohn vom Erdenball,
 Du weißt ich bin allmächtig,
 Auch hielt' ich's aus auf jeden Fall, —
 Doch, Menschen-Sohn, doch dünkt' ich,
 Ich ließ Dich ein odn' Strafgericht —
 Ich lieb' das deutsche Epos nicht.“

72.

So kam noch in den Himmel der
 Von Höllenglut verbrannte.
 Wie's dort ist, und dergleichen mehr,
 Das lest beim alten Dante.
 Schön würd' ich schildern Euch die Pracht,
 Doch der hat's auch recht hübsch gemacht.

73.

Auch wie's noch ging dem Dichter da,
 Weiß ich nicht zu erzählen,
 Weil in der alten Chronika
 Die letzten Blätter fehlen;
 Doch fand ich in dem braven Werk
 Noch diesen Marginal-Bemerk.

74.

Man sagt, es sei'n im Höllenthal
 Vom teuflischen Gelichter
 Zur Steigerung der grimmigen Qual
 Jetzt viele Eposdichter.
 Seit einst der Teufel selbst erfuhr,
 Dies sei die gräßlichste Tortur.

75.

(hat applicatio.)

Merkt Euch den Schwanz und dichtet' stets,
 Ihr Herrn vom Rufenschimmel!
 Nur frisch drauß losgeschrieben! geht's
 Auch nicht direkt zum Himmel,
 So läßt, zeigt Ihr ein Epos bloß,
 Euch wenigstens der Teufel los.

Wo der Dichter, dem so wunderbare Dinge nicht nur während seines Lebens, sondern auch nach seinem Tode passirt sind, gelebt habe, konnten wir trotz aller Mühe nicht ermitteln. Wir hörten die Sage in den verschiedensten Gegenden des Preussischen Staats als eine daselbst heimische erzählen, und daraus haben wir den Schluss gezogen, daß die Sache selbst sich entweder an mehreren Orten oder nirgend zugegetragen habe.

Der Redacteur.

Der Hahnenstein bei Breslau.

Ein gutes Weib ist der schönste Schatz auf Erden, ein schönes Weib aber ist auch ein Schatz, der dem Besitzer viele Freude macht, obwohl zu Zeiten sich Umstände ereignen, die die Freude in Leid, Kummer und bitterm Gram verwandeln. Folgende Geschichte, die sich vor etlichen hundert Jahren in Breslau zugetragen hat, giebt ein Beispiel der Art.

In der genannten Stadt lebte ein Voigt, der eine wunderschöne Frau hatte, die aber nicht nur ihm allein gefiel, sondern auch noch manchem andern Ritter oder Bürgermann, denn die Wahrheit zu sagen, die Frau war so schön, daß sie Jedem gefallen mußte, und das um so mehr, als sie dabei so tugendhaft war, daß sie Keinem gefallen wollte, als allein ihrem rechtmäßigen Ehegemahl. Da es nun aber, wie die Philosophen behaupten, in des Menschen Seele seit Ursprung her so eingerichtet ist, daß sie grade nach denjenigen Dingen am meisten Verlangen trägt, die ihr verboten sind, oder deren Erlangung besonders schwierig ist, so hatte auch die tugendhafte Zurückhaltung und Syrbdigkeit der Voigtfrau zu allermeist die Folge, daß die Herzen der lüsternen Männer nur noch mehr erglühten und ihr Verlangen nach dem Besiz der schönen Frau nur noch ungezügelter und mächtiger ward. Diesem Verlangen Genuge zu verschaffen, thaten nun die.

Männer Alles, was in ihren Kräften stand, das heißt, sie kosteten und girteten und schmeichelten und brachen Lanzen und sangen Minnelieder und beihauerten, daß sie sich auf ihr eignes Schwerdt spleißen wollten; die sich aber besonders klug zu sein dünkten, die boten der schönen Frau Geschenke an, kostbare Stoffe aus dem Morgenland, Kleinodien und Schmucksachen; — aber es war alles vergebens. Die Frau hatte ihren Mann vor Herzen Lieb und wenn sich ein Anderer gar zu heiß um sie bewarb, so sagte sie zu dem Zubringlichen:

„Ist es nicht sonderbar und unerklärlich, daß Ihr Euch so viele Mühe gebet meinen Paß auf Euch zu laden? Was kann der Paß eines Weibes denn so Süßes haben?“

Frage dann der Bewerber erkaunt:

„Wie kommet Ihr denn vom Paß zu sprechen, schöne Frau, da ich mich doch um Eure Liebe bewerbe?“
so antwortete sie:

„Und meinet Ihr denn in der Wahrheit, Herr, daß ich Einen, der mich zur Sünde und Treulosigkeit verführen will, anders als hassen und aus tieffter Seele verachten kann? Denket nur, wenn Ihr ein Weib hättet, um die ein feiger Wüstling im Geheimen buhlte und euer armes Weib, von den Künsten des Verführers beihört, würde Euch ungetreu, was würdet ihr dann von ihr halten? Würdet Ihr sie nicht verabscheuen und gleich einer Aussätzigen und Verworfenen auf die Gasse hinausstoßen? Habet großen Dank, daß Ihr mich auch zu so Einer machen wollt; Ihr seid dafür meiner innigsten Liebe werth.“

Zu einem Andern sagte sie:

„Hört, Herr, was mir begegnet ist. Mein Mann hat

einen Freund, der uns vor etlichen Tagen besuchte und uns bat, ihm Herberg zu geben, weil die Gerichtsknechte ihn um eine Schuld verfolgen. Wir thaten nach seinem Begehrt, allein wie hat er uns gelohnt! Er hat die Gelegenheit des Pausens abgesehen und in einer Nacht heimlich und diebisch unsere Geldtrube erbrochen und ist mit dem gestohlenen Gut heimlich entwischt. Als wir es am andern Morgen gewahrt wurden, da sagte mein Mann: „Ei nun, der ist zwar ein gemeiner, bühischer Schelm, allein die feigen Lüstlinge, die sich heimlich und diebisch um Deine Gunst bewerben, sind doch noch gemeiner und niedriger, als der, denn sie wollen mir nicht mein Geld, sondern meine Ehre stehlen. Und in der That, Herr, ich glaube, wer sich heimlich um eines andern Bettes Gunst bewirbt, der ist ein ehrloser Mann, denn stehlen, sei's Geld und Gut oder Liebesgunst, stehlen mag wohl nimmer ein Mann von Ehre.“

Mit so klugen und wohlgelesenen Worten wußte des Bolgers Frau nicht nur die unschuldigen Liebesbewerbungen der Männer zurückzuweisen, sondern auch den Männern selbst das Unredliche und Schändliche ihres Betragens zu Gemüthe zu führen. Dieses Verfahren verfehlte auch keinesweges seinen Zweck, denn die Männer ließen von ihren Bestrebungen ab, entweder weil sie wirklich Reue fühlten, oder weil sie wenigstens einsahen, daß alle ihre Mühe vergeblich sein würde. Einer aber, der reiche und mächtige Ritter Volksgang, der beim Herzog in großer Gunst und Ansehen stand, lachte heimlich über die Nützlosigkeit und Thorheit derjenigen, die sich, wie er sagte, durch die leeren Worte eines Weibes schrecken ließen, als ob der gewaltige Donner des.

Himmels tönte. Ritter Wolfgang rühmte von sich, daß er sich noch nie um die Gunst eines Weibes bemühen habe, ohne wirklich zum Ziele gekommen zu sein, — und dies war keine leere Prahlerei, denn er war aller Künste der Verführung in so hohem Grade kundig, daß wirklich bis dahin noch kein Weib, das er sich zur Beute ausersehen hatte, ihm entkommen war. Da er schön war und süß zu kosen und zu schmeicheln verstand, so siegte er mit diesen Waffen über die von Natur schwachen Weiberherzen. Wo ihm das nicht gelang, da wendete er Gewalt an, wenn er wußte, daß diese ihn zum Ziele führen würde; wenn er aber auch Gewalt nicht für räthlich hielt, so nahm er seine Zuflucht zur List.

Dieser gefährliche Mann war es, der in seinem Innern fest beschloffen hatte, über die Frau des Voigtes Herr zu werden und wenn es ihm das Leben kosten sollte. „Ich will sie besigen,“ sagte er zu sich selber, „weil sie so schön ist; ich muß sie besigen, weil sie so tugendhaft ist, und ich kann sie besigen, weil sie ein Weib ist, — also werde ich sie auch besigen.“ Da indess Ritter Wolfgang sich bald genug überzeugt hatte, daß Schmeichelei und Liebesbenedeln, der gewöhnliche Köder für gewöhnliche Weiber, bei der Frau des Voigtes ohne Wirkung bleiben werde und daß er, wenn er Gewalt anwenden wollte, sie eher tödten, als zu seinem Willen zwingen konnte, so war er keinen Augenblick in Zweifel, daß er in diesem Falle durch listige Ränke die Erfüllung seiner sündhaften Wünsche zu erlangen suchen müsse. Sobald er aber dieses eingesehen hatte, zögerte er nicht länger, es ins Werk zu setzen, und zwar auf folgende Weise.

Zuerst zog er sich gänzlich von der schönen Frau zurück, indem er zwar artig und höflich gegen sie blieb, dagegen aber nicht die leiseste Spur mehr von dem Vorsatz, sie zu verführen, merken ließ. Um sie ganz sicher zu machen, äußerte er von Zeit zu Zeit einzelne Worte, aus denen die schöne Frau so viel errathen konnte, daß er, überwältigt von dieser Liebe zu ihr, und von dieser Leidenschaft mit Allgewalt fortgerissen, zwar auf kurze Zeit dem Drange nicht habe widerstehen können, sich um ihre Gegenliebe zu bewerben, daß aber sein eignes Gewissen, seine Ehre und seine Religion, nächstdem aber die hohe Tugend der schönen Frau ihn bald belehrt hätten, wie schändlich sein Beginnen sei, weshalb er, obzwar mit dem tiefsten Schmerze, jeden sträflichen Vorsatz aufgegeben und geschworen habe, lieber unter den bittersten Qualen zu sterben, als sich noch länger an seiner Ehre und an ihrer Tugend zu versündigen. — Nachdem nun Ritter Boligong durch diese Heuchelei die erwünschte Wirkung erlangt zu haben glaubte, ging er einen Schritt weiter, indem er anfang, sich um die Freundschaft des Volgtes zu bewerben, und da er dies auf eine edle, uneigennütige und sehr kluge Weise that, so hatte er die Freude, seine Absicht gar bald zu erreichen. Nun wartete er einige Monate, bis er sichere Beweise bekommen hatte, daß nicht nur der Volgt ihm aufrichtig als Freund zugethan sei, sondern daß auch die schöne Frau ihren früheren Groll ganz vergessen habe und ihn als einen edlen und tugend samen Ritter hochschätze. Jetzt war er so weit gekommen, als er fürs Erste wollte, und nun zweifelte er auch nicht mehr, daß ihm sein Plan gelingen werde.

Wir haben schon gesagt, daß Ritter Wolfgang bei dem Herzog in hohen Gunsten stand. Nun fügte es sich, daß der Herzog um diese Zeit in einer wichtigen Angelegenheit einen Gesandten an den Römischen Kaiser schicken mußte und deshalb den Ritter Wolfgang fragte, ob er nicht einen Mann wüßte, der sich zu der Gesandtschaft besonders eignen möchte. Ritter Wolfgang ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorbegehen.

„Hoher Herr,“ sagte er zum Herzog, „ich weiß Einen, der Eure Bottschaft besser ausrichten, denn irgend ein Andrer in Eurem ganzen Herzogthum, aber ich scheue mich, Euch den Mann zu nennen, denn erstlich ist er mein Freund, und Ihr könntet glauben, daß ich mehr auf seinen Vortheil als auf Euren Nutzen bedacht sei, und zum Andern sieht zu befürchten, daß der Mann, den ich meine, sich weigern möchte, Euren Auftrag anzunehmen, denn er hat ein schönes Weib, das er so sehr liebt, daß er sich nimmer von ihr trennen mag.“

Diese Rede verdroß den Herzog und er erwiderte:

„Habet Ihr solch' Mißtrauen von mir verdient, Ritter Wolfgang, daß Ihr fürchten müßt, ich werde Euch eines so schändlichen Betruges gegen mich schuldig halten? Und wie, ist mein Ansehen so gering in meinem Lande, daß meiner Unterthanen Einer es wagen kann, meinen Befehlen den Gehorsam zu versagen?“

Ritter Wolfgang that, als ob er sehr erschrocken wäre über die Worte des Herzogs und erwiderte:

„Ihr habet meine Worte falsch gedeutet, herzoglicher Herr! Allerdings fürchte ich, daß mein Freund sich Euren Be-

fehlen entziehe, doch glaube ich keinesweges, daß er Eurem Ansehen mit Trotz entgegengetreten werde. Da ich Euch aber schon gesagt habe, daß er sein Weib über die Maassen liebe, so sieht wohl zu vermuthen, daß er durch allerhand Bosspiegelungen und demüthige Eintreden Euren Willen von sich ablenken werde.“

„Meinet Ihr das so,“ sagte der Herzog hierauf lachend, „so laßt mich nur sorgen, und seid überzeugt, ich werde ihm die Praktiken schon legen.“

So weit wollte Ritter Volkgang den Herzog haben, und da er überzeugt war, daß der Voigt jezt jedenfalls die Gesandtschaft werde übernehmen müssen, so stand er nicht länger an, denselben dem Herzoge zu nennen, wor hierauf erwiderte:

„Traun, Ritter, Ihr habet eine gute Wahl getroffen! Der Voigt ist gar ein wadrer Mann, ich kenne ihn wohl, und bin gewiß, daß er meine Sache bei dem Kaiser zu meinem besten Vortheile wahrnehmen werde.“

Hiermit endete die Unterredung und Ritter Volkgang verließ den Herzog in der sichern Hoffnung, daß sein Plan gelungen sei. Wirklich ward am andern Morgen der Voigt zum Herzog beschieden und erhielt von demselben den Auftrag, sich sofort als Gesandter an den Hof des Kaisers zu begeben. Die entschiedene Art, in welcher der Herzog seine Befehle ertheilte, ließen den Voigt vermuthen, daß jede Einrede vergeblich sein würde, daher sagte er:

„Kern sei es von mir, Herr Herzog, Euren Befehlen mich ungehorsam zu bezeigen, vielmehr gehorche ich denselben willig und freudig, obwohl es meinem Herzen ein schweres Opfer

loset. Ich habe ein junges und schönes Weib, das ich unfähig liebe und nur mitummer verlasse; da ich nun aber auf Euren Befehl es thun muß, so stelle ich mein Weib unter Eure Obhut, Herr Herzog und verhoffe, daß Ihr sie gegen Kränkung und Drangsal väterlich beschirmen werdet."

Dem Herzog gefielen diese Worte sehr wohl, er reichte dem Voigt die Hand und sagte:

„Ihr seid ein wahrer Mann, Euer Weib soll unter meinem Schutze stehen, als wäre es meine eigne Tochter, und Euch werde ich die Liebe und den Gehorsam gedenken, welchen Ihr jetzt mir erweist."

Mit schwerem Herzen und kummervollem Angesicht langte bald darauf der Voigt in seiner Wohnung an und verkündete seiner tugendhaften und schönen Frau den Befehl des Herzogs. Hier aber bewies Frau Kunigunde, so hieß das schöne Weib, in wie hohem Maasse sie ihren Ehgemahl liebte. Sie fiel ihm mit lautem Schluchzen um den Hals und beschwor ihn bei allen Heiligen und bei ihrer Liebe, sie nicht zu verlassen. Dem Voigt blutete das Herz, denn ihm selber fiel die unerwartete Trennung nicht minder schwer; allein er war ein Mann, deshalb zügelte er seine Gefühle und bot Alles auf, sein schönes Weib zu trösten.

„Vergiß nicht, meine Braute Kunigunde," sagte er, „daß kein Leben kein Glück vollkommen und auch das Unvollkommene nicht von Bestand ist. Wenn Du mir untreu wärest, oder ich Dir, daß wäre eine große Sünde, denn wir brähen den Schwur, den wir uns gegenseitig gethan haben, und zu lieben und treu zu sein bis in den Tod. Allein noch ehe wir diesen Schwur geleistet, haben wir als Christen Gott ge-

schworen, ihn zu lieben und ihm zu gehorchen, auch uns demüthig in seine Schidungen zu fügen. Wenn er uns nun in seiner Weisheit diese Trennung auferlegt hat, ist es dann nicht große Sünde, wenn wir dagegen murren und uns gebärden, als wollten wir verzweifeln. — Ich werde ja wieder heimkehren, meine traute Kunigunde, und vielleicht eher, als wir Beide denken.“

Bei diesen Worten schrie das schöne Weib schmerzlich auf umschlang den heißgeliebten Mann von neuem und rief:

„O, mein lieber Herr und Gemahl, wenn Du unterwegs stirbst!“

Da nahm der Voigt ein kleines, zierlich gearbeitetes goldenes Kreuz von dem Halse seiner Frau, hing es sich selber um und sagte:

„Dieses Kreuz soll ein Zeichen zwischen uns sein. So lange ich lebe, wird es nicht von meinem Halse kommen, und nur dann, wenn dieses Kreuz ohne mich Dir wieder zu Gesichte gelangt, nur dann glaube, daß ich todt sei.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Gemaches und Ritter Wolfgang trat ein. Er stellte sich, als ob er von nichts wisse und sagte scherzend:

„Irrt ich nicht, so habet Ihr vom Tode gesprochen, was schier so wunderbar ist, als ob ein Greis vom fröhlichen Tanze redete. Aber,“ setzte er sogleich mit verstelltem Ernst hinzu, „wie sehet Ihr denn aus? Beide habet Ihr verweinte Augen und Ihr, tugendsame Frau, habet so bleiche Wangen, als ob Ihr wirklich krank und dem Tode nahe wäret.“ Und nachdem er die Hände der liebenden Eheleute ergriffen hatte, fuhr er fort: „Ihr habet auf der ganzen Welt keinen Freund;

der es trauer und besser mit Euch meinte, als ich. Saget mir, welch ein Unglück ist Euch widerfahren? Kann mein Arm oder mein Ansehen Euch von Kugen sein? Wönnet mir die Freunde Euch zu dienen. Ich habe weder Weib noch Kind,“ fuhr er fort, während ihm heuchlerische Thränen in die Augen traten, „ich habe weder Weib noch Kind und werde sie nie haben; auf der ganzen Welt liebe ich fast nur allein Euch, und meinem Leben, das am allen Freunden so arm und leer ist, würde es einen neuen Werth in meinen Augen geben, wenn ich es für Euch, lieber Herr Volgt, und für Euch, tugendsame Frau, opfern könnte. Darum bitte ich Euch und beschwöre ich Euch, gestehet mir die Ursache Eurer Betrübniß!“

Durch so theilnehmende Worte ward der Volgt innig ergriffen und gerührt, er umarmte den hinterlistigen Ritter und erzählte ihm nicht nur, was dieser längst wußte, daß er sich als herzoglicher Gesandter zum Kaiser begeben solle, sondern auch, daß er das goldne Kreuzchen als ein Zeichen um seinen Hals tragen wolle und daß seine Frau erst dann sich als Wittib betrachten dürfe, wenn ihr das Kreuz von einem Andern als ihm selbst übergeben würde. Das war eine große Freude für den Ritter, das zu hören, aber er hütete sich wohl seine Höflichkeit zu zeigen, sondern fuhr vielmehr fort, sich betrübt zu stellen und seine Hülfe anzubieten.

Ritter Wolfgarr ging nicht eher wieder fort, als bis er es dahin gebracht hatte, daß der Volgt ihm seine Frau zur Beschützung dringend empfahl, und es ihm als Freundschaftspflicht auferlegte, sie oftmals zu besuchen, um sich zu überzeugen, ob sie keinerlei Bedrängniß empfinde. Zufrieden mit den Erfolgen seiner bisherigen Bemühungen, versuchte Wolf.*

gang nun auch sich desjenigen Dieners zu verschern, der den Voigt auf seiner Weltreisepastoreise begleiten sollte. Was er bei dem arglosen Voigt durch schöntönende heuchlerische Worte erzwungen hatte, das erlangte er leicht bei dem Knecht durch einige Goldstücke, denn dieser Knecht war von so böser Gemüthsart, daß ihm das Böse in innerster Seele Freude machte. Zu einem großen Schelmenreich hatte er bisher noch nicht Gelegenheit gehabt und darum hatte er einen solchen noch nicht begangen; aber der kleinen Vossheilen gegen seine Wirtknechte hatte er schon unzählige verübt, so daß ihn von Seinesgleichen Niemand leiden konnte. Auch der Voigt selbst hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen diesen Knecht, allein da seine Frau diese Abneigung in noch weit höherm Maße empfand, so wollte der Voigt sie während seiner Abwesenheit von dem Anblick dieses Burschen befreien und bestimmte ihn deshalb zu seinem Reisebegleiter. Wolfgang und der Knecht wurden um so schneller einig, je mehr verwandte Berührungspunkte sich in ihren Seelen fanden. Es galt hier nicht zu überreden, zu überzeugen oder zu verführen, sondern Ritter Wolfgang brauchte nur leise Andeutungen zu geben, nur halbe Worte zu sprechen, so wußte der Knecht schon, um was es sich handelte, und wenn es eine Noththat war, so küßte ihm das satanische Herz im Busen.

Nach einem Abschiede, dessen unsäglichem Schmerz die Liebe-verlängerte, ritt der Voigt, von dem ebengeschilderten Knecht begleitet, von daunen; in seinem männlich-schönen Antlitz zeigte sich der Ausdruck eines ngenden Grams, seine Frau aber lag drinnen im Gemache schluchzend und händeringend, gefoltert von bösen Ahnungen und Besorgnissen.

Doch ein so heftiger Schmerz muß tödten, oder sich selber aufreiben! Die unglückliche Frau ward allmählig ruhiger, ihr Schmerz verlor den Anschein der Verzweiflung, ihre Klagen wurden zu Seufzern, und während ihre Thränen leiser flossen, barg sie das schöne Haupt in die Hände, die sie vorher wund gerungen hatte. Ihr Schmerz war nicht geringer geworden, sondern stiller; er schonte seine Kräfte, um länger bestehen zu können. Das Feuer, das wie ein gewaltiger Brand die Seele ergriffen hatte, glimmte, um nicht zu bald erlöschen zu müssen, als verbergene Schmerzensglut langsam fort und brannte nur um so tiefer und stehender.

Unterdeß ritt der Voigt nicht minder betrübt, doch gefaßt, wie es eines Mannes würdig ist, seine Straße fort, indem er von Zeit zu Zeit seine Gedanken auf das Geschäft richtete, welches der Herzog ihm aufgetragen hatte, allein nur zu schnell kehrten alle seine Empfindungen zu derjenigen zurück, der er mit unendlicher Liebe zugethan war, und die dabei blutige Thränen der Sehnsucht ihm nachweinte. Am dritten Tage seiner Reise gelangte der Voigt an einen großen und dichten Wald und unwillkürlich gürtete er sein Schwert regelrechter und sah auch nach den andern Waffen, ob sie an Ort und Stelle saßen und in Ordnung wären. Der tüchtiche Knecht bemerkte es und fragte den Ritter, ob er etwas begehre?

„Ich begehre Nichts,“ antwortete der Voigt, „als mich sicher zu stellen gegen Lüge und Hinterlist, denn, traun, dieser Wald sieht aus, als ob einem Reisenden darin ein Unglück begegnen müsse.“

Dem Knecht klopfte bei diesen Worten das Herz, denn es

war grade, als ob er bereits wisse, was man mit ihm vor-
habe; er wagte daher nicht, ein Wort zu erwidern, sondern
sah sich nur rechts und links um, damit er erspähe, ob die
vom Ritter Wolfgang für ihn bestellten Hefser sich bereits
sehen ließen. Er brauchte auch nicht mehr lange zu warten,
kenn als die Reisenden nach einiger Zeit an eine recht düstere
Stelle des Waldes gelangt waren, erschallte plötzlich ein gel-
lendes Pfeiffen aus dem Gebüsch hervor.

„Was ist das?“ rief der Voigt erschrocken, indem er die
Hand an den Griff seines Schwerdtes legte.

„Es werden Waldvögel sein!“ erwiderte der Knecht,
indem er ein Hohngelächter aufschlug; in demselben Augen-
blick aber warf er seinem Herrn von hinten eine Schlinge
über den Kopf, die er rasch zusammenzog und dadurch die
Arme des Verrathenen fest an den Leib schnürte. Kaum war
dies geschehen, als drei Reifige aus dem Dickicht hervorbra-
chen, den gefesselten Voigt vom Pferde rissen und ihn an
Händen und Füßen kniebelten. Das Ganze war so rasch
geschehen, daß der Voigt bereits gebunden lag, ehe er sich
von dem Schreck der Ueberraschung erholte. Als dies end-
lich geschah, zweifelte er keinen Augenblick, daß er sich in den
Fängen von Räubern befände. Hätte er den Ritter Wols-
gang sehen können, der seitwärts stand und mit teuflischem
Freudelächeln der Ausführung des Vubensstücks zuschaute, das
er angeordnet hatte, so würde der Voigt seinen Irrthum bald
erkannt haben. Da er aber glaubte, daß die Schnapphähne
es auf seine Veranbarung abgesehen hätten, so rief er:

„Ihr gottlosen und vermaledeiten Schelmen! Obwohl
Ihr von allem meinen Hab und Gut nichts werth seid,

als mein Schwerdt in Eurer giftigen Brust zu fühlen, so hat es doch Gott anders bestimmt, da er es zugelassen hat, daß ich in Eure verruchte Hände gerathen mußte! Nehmet denn, wernach Euch dürftet, das Gold, das in meinem Mantelsack sich befindet und laßet mich dann frei und los, damit ich den Auftrag meines Herrn, des Herzogs, verrichten möge."

Ein Hohngelächter war die Antwort; nach einer Weile aber sagte Einer von den Reifigen:

"Habet Dank, guter Mann, daß Ihr Euer Gold und schenket, denn selb versichert, genommen hätten wir es auch ehnedes, aber wir sparen nun doch es zu beichten und die Absolution dafür zu erbüßen. Ich für mein Theil wenigstens will ewig verdammt sein, wenn ich nun dem magern Vater Thomas auch nur eine Sylbe von dem Gelde sage. Geschenktes Gut braucht nicht gebeichtet zu werden."

Diese Bemerkung schien den beiden Andern sehr treffend und sie zögerten nicht, derselben halb ernst, halb lachend beizustimmen, während sie zugleich den Mantelsack ausräumten und nächst dem Gelde auch noch die Kleider des Boigts und überhaupt alle seine Fabeligkeiten sich zueigneten. Als sie mit diesem Geschäfte fertig waren, traten sie an den noch immer geknebelt am Boden liegenden Boigt und Einer von ihnen sagte:

"Wie ist's, ehrlicher Freund, wollt Ihr uns nicht auch wegen der Kleinodien, so Ihr an Eurem Leibe traget, die Beichte ersparen. Ihr verdient Euch einen Gotteslohn, wenn Ihr sie uns schenket und uns dadurch von der Sünde abhallet, sie Euch zu rauben."

Der Boigt war ein verständiger Mann und hielt es für

eine heilige Christenpflicht, sich in Gottes Willen zu fügen ohne Murren und ohne Widerreden. Da er nun sah, daß Gott es zuließ, daß die Räuber seiner Herr wurden, so ließ er es in Geduld über sich ergehen und erwiderte dem Reissigen daher standhaft, ja selbst scherzend:

„Ihr argen Hallunken! Da Ihr doch jederfall's zur Hölle fahren werdet und darinnen schmachten in alle Ewigkeit, so seid Ihr mir dafür, daß ich Euch, wie Ihr meint, von einer Sünde abhalte, keinen absonderlichen Dank schuldig. Weil Ihr aber doch wenigstens noch an die Beichte denkt, nur überdies lustige Schelmen seid und Euer Handwerk mit witzigen Reden verrichtet, so will ich Euch auch meine Kleinodien schenken, mit Ausnahme eines winzigen goldenen Kreuzchens, das ich um den Hals trage.“

„Oho!“ rief hierauf der Reissige, der zuerst gesprochen hatte, Euer winziges Kreuzlein mag mit Edelsteinen besetzt und vielleicht mehr werth sein, als Alles, was Ihr uns geschenkt habet. Nein, guter Mann, den Pakt können wir nicht eingehen.“

Der Boigt betheuerte, daß dem nicht so sei, und als der Reissige darauf drang, das kleine Kreuz zu sehen um sich zu überzeugen, ob es wirklich so werthlos sei, sagte der Boigt:

„Gut denn, du lügnert'scher Räuber, da Du einem ehrlichen Mann nicht auf sein Wort glauben willst, weil bei Dir selber, wie bei Deinem Patrou, dem Satan, nicht Tren noch Glauben ist, so öffne mir Koller und Ramms und Du wirst dann auf meiner Brust das schlichte Kreuz erblicken.“

Dieser Anweisung folgte der Reissige; kaum aber hatte er die Kleider des Boigts geöffnet, als er das Kreuz ergriff und

mit einem raschen Ruck das Band zerriß, an welchem es um den Hals des Voigtes hing. Diese Gewaltthat wirkte auf den unglücklichen Voigt, als ob der Räuber ihm den Dolch in die Brust gestossen hätte; er schrie laut auf, wie vor brennendem Schmerz und machte eine verzweifelte Anstrengung, um die Bande zu lösen, die seine Arme gefesselt hielten; doch seine Anstrengungen waren erfolglos und seine Wuth, sein Geschrei, sein Drohen und sein Bitten hatte keine andere Wirkung, als daß es den Räubern Gelegenheit gab, ihn zu verhöhnen. Unterdeß war der erste Reifige einige Schritte seitwärts gegangen und hatte das Kreuz dem Ritter Volkgang übergeben, der ihm mit gierigen Blicken und fast zitternd vor Erwartung entgegen gekommen war. Kaum aber hatte dieser schändliche Bösewicht das Kreuz, welches seinen teuflischen Plan gelingen machen sollte, in Händen, als er sich auf sein Ross schwang und in Begleitung des verrätherischen Anechtes des Voigtes walddelnwärts sprengte.

Hierauf kehrte der Reifige zu dem Voigt zurück, der von dem Vorgange mit dem Ritter nichts bemerkt hatte und der nun erschöpft von Zorn und Anstrengung gleich einem Toten am Boden lag; der herzlose Reifige rüttelte ihn und rief:

„Was seid Ihr so träge, guter Freund, und schlafet, da es Zeit ist unsere Reise fortzusetzen?“

Diese Worte und das Hohngelächter der beiden Andern weckten den Voigt aus seiner Betäubung, und das Gefühl seines Unglücks und besonders seines Verlustes wirkte so mächtig auf ihn, daß er in einen Thränenstrom ausbrach und die Reifigen bat, daß sie ihn töten möchten.

„Ihr werdet schon sterben, wenn Eure Zeit kommt!“

riefen die reben Dursche, hoben den unglücklichen Mann auf ein Pferd, banden ihn fest und sprengten mit ihm davon, und zwar nach derselben Gegend, die kurz vorher Ritter Wolfgang eingeschlagen hatte. Die Abenddämmerung war schon hereingebrochen, als sie vor einem, einsam tief im Walde gelegenen, festen Schlosse anlangten; auf ein von ihnen gegebenes Zeichen wurden die Thore geöffnet, ein finster aussehender Mensch, den ein großes Schlüsselbund als einen Schlichter bezeichnete, empfing sie, und nachdem dieser einige leise Worte mit ihnen gewechselt hatte, ließ er den unglücklichen Voigt vom Pferde heben und durch zwei Keisige in einen finsternen Keller in einem Erdhurm des Schlosses führen, woselbst er ihn dann einschloß.

Ohne das Schreckliche zu ahnen, das ihrem Gemahl begegnet war, aber noch vom tiefem Schmerze über die Trennung durchdrungen, saß Frau Kunigunde wenige Tage nach der Abreise des Voigtes still weinend in ihrem Zimmer, als Ritter Wolfgang zu ihr eintrat. Seine Freundschaft und der Wille des Voigtes gaben ihm ein Recht zu diesem Besuche, und dieses Recht benutzte er mit so vieler Schlaubeit und mit so fein berechnender Menschenkenntniß, daß auch Frau Kunigunde kein Mißfallen über seine Gegenwart empfand. Weit entfernt, sie mit leeren Worten zu trösten, nannte er vielmehr ihren Schmerz gerecht und gab sich das Ansehen, denselben in tiefster Seele zu theilen, weil er sehr wohl wußte, daß einem Unglücklichen und Tiefbetrübten nichts so sehr kränke, als ihn gewaltsam von seiner Betrübniß losreißen zu wollen.

Nach diesem ersten Besuche versuchte Ritter Wolfgang

nicht, öfter zu der besümmerten Frau zu gehen, zuerst einige Mal wöchentlich, dann aber täglich, und da er sich stets in derselben theilnehmenden, und auf den Gemüthszustand der schönen Frau genau berechneten Weise benahm, da er fortfuhr, seine wahren Absichten auf das Sorgfältigste zu verhehlen, so daß Frau Kunigunde auch nicht den leisesten Verdacht schöpfen konnte, so ward er von derselben bald als ein wahrer und aufrichtiger Freund betrachtet und als solcher von ihr bei seinen Besuchen herzlich willkommen geheißen.

Der Voigt hatte bei seiner Abreise festgesetzt, daß er nach Verlauf von drei Monaten wieder zurückkehren werde. Nachdem nun neun oder zehn Wochen nach seiner Abreise verschwunden waren, fing in dem Herzen der schönen und tugendhaften Frau Kunigunde die Sehnsucht nach dem entfernten Gemahl wieder an inniger und mächtiger zu glühen. Die Erwartung der baldigen Rückkehr, die Hoffnung, den Heißgeliebten in wenigen Wochen, vielleicht schon in wenigen Tagen wieder sehen, wieder umarmen zu können, versetzte ihr Gemüth in einen Zustand höchster Spannung und Aufregung. Ritter Wolfgang beobachtete in seinem Betragen auch jetzt eine so zweckmäßige Art und Weise, daß Frau Kunigunde eine innige Freude empfand, wenn sie wahrnahm wie aufrichtig er ihre Sehnsucht und das Entzücken ihrer Hoffnung theilte.

Indessen vergingen die drei festgesetzten Monate, ohne daß der Voigt wiederkehrte. Der Herzog, der selber unruhig ward, sendete seinen Kämmerer zu Frau Kunigunde, um sich nach ihrem Befinden erkundigen und wegen des längeren Ausbleibens ihres Gemahls trösten zu lassen. Allein die obwohl

zierlichen, doch kalten und leeren Worte des Kämmerers wirkten nicht im geringsten auf die tiefe Trauer der schönen Frau, die sich gewiß göttlicher Hoffungslosigkeit, ja wirklicher Verzweiflung hingegeben hätte, wenn es nicht dem dringenden Zureden ihres einzigen Freundes, des Ritters Wolfgang, gelungen wäre, sie davor zu schützen.

Als aber Wochen auf Wochen vergingen, und der Boigt immer noch nicht zurückgekehrt war, als endlich Niemand mehr zweifeln konnte, daß ihm ein Unglück unterwegs begegnet sein müsse, da war es allein Frau Kunigunde, die die Hoffnung nicht aufgeben wollte, daß sie ihren heißgeliebten Gemahl wiedersehen werde, weil sie den fürchterlichen, vernichtenden Gedanken nicht fassen konnte, daß er todt sei, todt und ihrer Liebe auf ewig entrißen.

Jetzt hielt es Ritter Wolfgang an der Zeit, seine Rolle zu wechseln. Er, der bisher den Trübsal gespielt und die Unglückliche in ihrer Hoffnung bestärkt hatte, fing nun an, zuerst in leisen Andeutungen, dann aber offener und bestimmter von der Möglichkeit zu sprechen, daß der Boigt auf der Reise seinen Tod gefunden haben könne. Seine Schlaueit und Gewandtheitmachte es ihm möglich, seine Worte in ein so mildes, tröstendes und theilnehmendes Gewand zu hüllen, daß er dadurch die Gunst der schönen Frau, die er so mühsam errungen hatte, nicht wieder verschätzte. Es gelang ihm sogar, Kunigunden von der schrecklichen Möglichkeit, die er ihr vorhielt, zu überzeugen; da er aber noch weiter ging, und das Bestreben zu erkennen gab, ihr auch die Wahrscheinlichkeit einzureden, daß der Boigt verunglückt sei, da ward Frau Kunigunde böse und schwor, sie würde bis zu ihrem

eigenen Tode sich nicht eher für eine Wittwe halten, als bis, wie ihr Gemahl bestimmt habe, das goldne Kreuzlein ihr ohne ihn zu Gesichte käme.

„Ihr habet vollkommen Recht, tugendsame Frau,“ sagte Hierauf Ritter Wolfgang, „denn also ziemet es der ächten ehelichen Tugend und Treue. Auch zweifle ich nicht, daßern Gott über Euren Gemahl ein Unglück verhängt haben sollte, daß es sich so fügen werde, wie es seine Liebe zu Euch beschlossen und gewünscht hat, daß Ihr nämlich das Kreuz als Todesboten empfangen werdet.“

Seit diesem Tage sprach Ritter Wolfgang nicht wieder von dem wahrscheinlichen Tode des Voigts, sondern that vielmehr, als ob er die Hoffnungen Kunigundens vom Herzen theilte und bemühte sich deshalb, ihr tausend Möglichkeiten vorzubalten, welche die Rückkehr ihres Gemahls verhindern haben könnten, ohne daß ihm irgend ein Unglücksfall be gegnet wäre.

Achtzehn Wochen waren seit der Abreise des Voigts ver-
gangen, als eines Tages, da Ritter Wolfgang eben mit Frau Kunigunde sich in süßen Träumen über seine baldige Heim-
kehr erging, plötzlich ein Reiter die Straße herauf sprengte und vor dem Hause des Voigts anhielt. Frau Kunigunde schrie laut auf denn sie meinte nicht anders, als es sei ihr Gemahl zurückgekehrt, da aber öffnete sich die Thür und der Knecht trat herein, der den Voigt auf seiner Reise begleitet hatte. Sein Ausbild verkündete nichts Gutes. Seine Klei-
der waren zerrissen, Haupthaare und Bart verwildert und in dem süßlichen Antlitz wie in den stehenden Augen malte sich der Ausdruck einer tiefen Bekümmerniß.

Frau Kunigunde stand zitternd und todesbleich vor ihm, unfähig, einen Laut hervorzubringen; endlich aber stotterte sie mit der Anstrengung der Verzweiflung: „Wo ist mein Gemahl?“

Mit dumpfer Stimme erwiderte der Knecht sogleich: „Er ist todt! Hier nehmet das Zeichen!“ Und bei diesen Worten überreichte er ihr das goldne Kreuz. Frau Kunigunde erblickte nicht sobald dasselbe, als sie einen hellenden Schrei der Verzweiflung ausstieß und leblos zu Boden stürzte. Bei dem Anblick der scheinbaren Leiche stand Ritter Wolfgang wie vom Blitz getroffen, seine Augen stierten wild zu Boden, seine Kämpfe ballten sich unwillkürlich und er knirschte mit den Zähnen, wie in unbändigem Ingrimm. Endlich fand seine Muth Worte:

„Das also ist der Gewinn, den ich aus allen meinem Mühen gezogen habe! Das ist der Preis, um den ich meine Seele dem Satan überantwortet habe! Nun kann ich meine Liebe an der Todten fühlen.“

Bei diesen Worten schlug der Knecht ein schallendes Hohn-
gelächter auf. „Seid außer Sorgen, Ritter,“ rief er, „dir stirbt euch nicht! Je heißer eines Weibes Muth, je leichter fällt sie in Ohnmacht! Tröstet Euch nur und seid versichert, die wird Euch in nicht gar langem mit ihren Armen so mächtig pressen, daß Ihr selber einer Ohnmacht nahe kommen werdet. Je lieber ein Weib ihren Mann hat, desto verlebter ist sie selbst, so sagt wenigstens meine Großmutter, und der glaub ich, als ob es des Teufels Großmutter selber sagte. Sehet da, Eure Todte schlägt die Augen wieder auf!“

Dem war wirklich so; Frau Kunigunde öffnete die Augen,

und der Muth, den sie aus denselben auf den Ritter Wolfgang richtete, drückte ein solches Uebermaaß von Liebe und Zärtlichkeit aus, daß dieser, ergriffen und verwirrt, sich zu Boden warf und die noch immer daselbst Liegende auf das Inbrünstigste mit seinen Armen umschloß. Kaum aber hatte er es gethan, als er erschrak, weil er fürchtete, hierdurch seine wahre Gefinnungen verrathen zu sehen. Wie aber erstaunte er, als er plötzlich auch seinerseits sich von dem Armen der Frau Kunigunde innig umschlossen und seinen Mund, seine Wangen und Augen von ihren Rüssen bedeckt fühlte. Ein rasendes Feuer durchglühte seine Adern, seine bebenden Arme schlossen das zärtliche Weib fester und fester an sich, seine flatternden Lippen strömten über von Liebkosungen und zärtlichen Namen, — da befreite sich plötzlich Frau Kunigunde mit einer heftigen Bewegung aus seinen Armen und schlug ihn mit geballter Faust so heftig in das Gesicht, daß das Blut ihm aus Mund und Nase strömte, bei welchem Anblick Frau Kunigunde in ein lautes Gelächter ausbrach, indem sie gleichzeitig vom Boden aufsprang und gleich einer Wahnsinnigen im Zimmer umherlief. Ritter Wolfgang war von dem Schlage so betäubt, daß er keines Gedankens mächtig war, und seine Verwirrung liesz noch, als er das sonderbare Benehmen der Frau sah, die sich sonst in allen Zeiten als ein Muster der Sanftmuth, der Sittlichkeit und weiblichen Anmuth erwiesen hatte. Indes wurde ihm nur zu bald die Wahrheit einleuchtend. Ein einziger Blick auf die Unglückliche liesz ihren Zustand erkennen. Ein fürchterliches Fieber hatte sie ergriffen, ihr siedendes Blut überzog ihr Antlitz mit einer tiefen Röthe, ihre wildrollenden Augen schienen

Reuer zu sprühen, die Mienen ihres schönen Anlitzes zuckten und waren verzerrt, unverständliche Worte sprudelten von ihren Lippen und als der erschütterndste Ausdruck der traurigen Zerrüttung ihres Sinnes wechselte schallendes Gelächter mit heftigem Weinen und Schluchzen.

Ritter Wolfgang warf einen scheuen Blick auf den Knecht, der mit frechem Hohnlächeln da stand und den Frage-Blick des Ritters wohl verstehend, denselben mit folgenden Worten erwiderte:

„Da sehet Ihr nun selber, Ritter, daß ich Recht hatte: sie stirbt nicht. Gebet ihr nun den Verstand wieder, der so schwach war, daß er auf den ersten Anstoß zusammenschrumpfte, so könnet Ihr nachher nicht ihr losen nach Herzenslust. Ich für mein Theil würde auf ihren Witz nicht erst warten; sie ist auch ohne Witz hübsch genug!“

Diese Worte empörten den Ritter, der zwar ein Bösewicht war, ohne daß er jedoch die Nothwendigkeit besaß, die der tückische Knecht zeigte:

„Schweig,“ rief er daher, „Du gemeiner Dube, und wechsele Deine freche Zunge nicht an dem tugendhaften Weibe, deren Namen auszusprechen Du nicht würdig bist.“

Der Knecht lachte; plötzlich aber wurde er ernst, trat dicht an den Ritter heran und sagte:

„Mit wem sprecht Ihr denn so, Gesell, und wen erschünet Ihr Euch, einen frechen und gemeinen Dube zu nennen. Hütet Eure Zunge, ehrlicher Freund; ist diese da auch von Sinnes, so hat doch der Herzog noch gesunde Ohren und es dürfte Euch, wenn ich ihm ein Wörtlein zuraunte, wohl eine Rente eintragen, wenn auch nicht just ein goldenes Ehren-“

kleinlein. Denket an mich, vor allem aber hoffet nicht, auch mir eine Schlinge von hinten über den Kopf zu werfen. — Aber noch eins, Gefell! Thut Abbitte, so will ich Euch noch einmal verzeihen! Wie Ihr zerknirscht aussehet! Um dieser Eurer Zerknirschung willen, sollt Ihr ohne Abbitte davon kommen, statt dessen aber greifet in den Sackel und leget ein goldenes Pfaster auf die Wunde, die Ihr meiner Ehre geschlagen habt. Doch das brauchet nicht sogleich zu sein; wir sehen uns ja bald wieder. Wenn wir uns aber wiederschen, so vergesset nicht, daß Ihr nicht mein Herr, sondern mein Spielgefell seid. Und nun gebabt Euch wohl und sehet zu, wie Ihr Euer Liebchen von ihrer Tollheit heilet.“

Nach diesen Worten stieß der Knecht ein kurzes Lachen aus und verließ das Zimmer. Ritter Wolfgang hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort zu erwidern. Wie sehr auch die Wuth in seinen Adern kochte, so fürchtete er doch diesen Knecht, dessen Rachheit und Tücke er erst jetzt in ihrer ganzen furchtbaren Größe erkannte, und wenn er auch sein eignes Leben nicht geschenkt haben würde, um die Bosheit dieses Schändlichen zu strafen, so zählte ihn desto mehr die Besorgniß, daß er die Früchte seiner Schandthaten dadurch verlieren könne.

Unterdeß dauerte der besänftigendwürdige Zustand der unglücklichen Frau Kunigunde noch immer in gleicher Weise fort, und Ritter Wolfgang entsah sich endlich, ihre Kammerfrau zu Hülfe zu rufen und die Kranke der Obhut und Pflege derselben zu übergeben. Das Hieber hielt seit diesem Tage mehre Wochen lang in seine Festigkeit an, während welcher Zeit Ritter Wolfgang täglich kam, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen und Stundenlang an

ihrem Bette zu verweilen. Wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß seine Liebe zu Frau Kunigunden an diesem Benehmen einen großen Antheil hatte, so dürfen wir doch auch nicht verschweigen, daß er mit schlauer Berechnung daran dachte, für den Fall, daß Frau Kunigunde wieder geneset, sein theilnehmendes Betragen dann zu seinen Gunsten geltend zu machen. In dieser Absicht verfehlte er deshalb auch nicht, sich die Zuneigung der Kammerfrau durch einschmeichelnde Reden zu gewinnen, indem er wohl wußte, welchen Einfluß solche Frauen auf die Gesinnung ihrer Herrinnen zu haben pflegen. Als nun aber gar das Fieber der Kranken nachzulassen anfing und sich die sichere Hoffnung zu ihrer Genesung zeigte, da pries Ritter Wolfgang in seinem Innern die Krankheit der unglücklichen Frau Kunigunde als ein Glück für sich, diese verschaffte ihm die Gelegenheit, täglich mehre Stunden in ihrer Nähe zu sein und durch seine Theilnahme und Fürsorge sich ihre Dankbarkeit zu erringen.

„Wäre sie bei Sinnen geblieben,“ sagte er zu dem Knecht, dessen Freundschaft er durch ein schweres Geldgeschenk wieder erkauft hatte, „so würde sie sich mit ihrem Schmerz vielleicht Jahrelang in Einsamkeit vergraben und es mir dadurch unmöglich gemacht haben, mich um ihre Liebe zu bewerben, wogegen ich jetzt ungehindert an ihrem Bette sitzen, ihre Wangen streicheln und ihre Hände in den meinen drücken kann; wenn nun ihr Bewußtsein allmählig zurückkehrt, wird sie sich eben so allgemach an meine Liebkosungen gewöhnen, und wenn sie dann ihr volles Bewußtsein wieder erhalten hat, wird mich die Gewohnheit in meinem Rechte bestätigen.“

Dieses waren die Wünsche und Hoffnungen des schänd-

lichen Ritters, der sich der Maste der Freundschaft zu seinen Schandthaten bediente und der es nicht verschmähele, sich über das schwere Leiden derjenigen zu freuen, um deren Liebesgunst er so eifrig buhlte. Indessen schienen seine Erwartungen auf das Vollkommenste in Erfüllung gehen zu wollen. Frau Kunigunde genas von Tag zu Tage mehr und konnte nicht umhin, die Treue und hingebende Anhänglichkeit des Ritters mit dankbarer Rührung anzuerkennen, um so mehr, als die Kammerfrau nicht aufhörte, den Ritter zu loben und zu rühmen, wie er voll Angst an dem Bette der Kranken gesessen, Nächte an ihrem Lager durchwacht habe und unermüdet gewesen sei in Allem und Jedem, wo er ihr eine Erleichterung hätte verschaffen, oder einen Dienst hätte erweisen können. Das Benehmen, welches in Folge dieser Umstände Frau Kunigunde gegen den Ritter beobachtete, war ganz geeignet, seinen Begierden die freudigste Hoffnung zu erwecken. In Einem aber verrechnete er sich. Frau Kunigundens Zärtlichkeit gegen ihn war die einer dankbaren Schwester, darum war ihre Zärtlichkeit offen, ohne Rückhalt und eben deshalb ohne Nebenbedeutung. Zuweilen fiel es wohl dem Ritter selber ein, daß dem so wäre, und er mußte sich dann gestehen, daß er noch weit von seinem Ziele entfernt sei. Indessen tröstete er sich mit dem Gedanken, daß aus dieser Schwesterzärtlichkeit sich leicht wahre Liebe gestalten könne und er beschloß, seinerseits nichts zu unterlassen, diese Umgestaltung so bald als möglich hervorzubringen. Er fand jedoch bald, daß dies nicht so leicht sei, als er geglaubt hatte; sechs Wochen nach der empfangenen Todesnachricht ihres Gemahls war Frau Kunigunde wieder vollkommen genesen, sechs Wochen waren seit der

Genesung verstrichen und noch immer durfte es Ritter Wolfgang nicht wagen, auch nur mit der leisesten Andeutung seine Liebe zu bekennen, sondern mußte fortfahren, die Gefühle eines theilnehmenden Freundes zu erheucheln und dem Anscheine nach den tiefen nagenden Kummer theilen, der sich der Seele der Frau Kunigunde wieder bemächtigt hatte.

Unter diesen Umständen sah Ritter Wolfgang ein, daß es vor allen Dingen nöthig und unerläßlich sei, Frau Kunigunde in dem Glauben zu erhalten, daß der Voigt todt wäre. In dieser Absicht beschloß er vor allen Dingen sich seines Helfers, des tückischen Knechtes, zu entledigen, der ihm bereits zu wiederholten Malen durch die Drohung, sein Geheimniß dem Herzog zu verrathen, Furcht eingejagt und Geld abgepreßt hatte. Nachdem er eine passende Veranlassung zur Ausführung dieses Vorsatzes erfunden hatte, sagte er zu dem Knecht:

„Endlich habe ich Verweise, daß Frau Kunigunde mich liebt. Ich habe ihr meine Liebe entdeckt, worauf sie mich zärtlich umarmte und mich küßte. Nun hat sie mir gar auf heute Nacht eine Zusammenkunft bewilligt, und so es Dir genehm ist, mein wackerer Gesell, gehn Goldgulden zu verdienen, so begleite mich heute Nacht, um vor dem Hause Wache zu halten, während ich drinnen in den Armen der Liebe ruhe.“

In dem Gesichte des Knechtes malte sich bei diesen Worten das höchste Erstaunen, er warf einen prüfenden Blick auf den Ritter und sagte dann: „Oho, Kumpan, seid Ihr denn Ziehe so nah, so will auch ich vorwärts!“ Hierauf verlangte der freche Knecht nichts Geringeres, als die Gnuß der Frau Kunigunde mit dem Ritter zu theilen. „Heute Ihr, morgen ich,“ schloß er seine freche Rede. Der Ritter

stand dem Knecht wie versteinert gegenüber, denn ein solches Uebermaas frecher Nothheit war er kaum im Stande zu fassen. Sein Erstaunen wich endlich einem aufwallenden Zorn und er dachte einen Augenblick daran, den Knecht auf der Stelle niederzuknien, zumal da derselbe durch die Aufregung, in welche die Begierde ihn versetzt hatte, seiner gewöhnlichen schlauen Vorsicht beraubt war. Nach einigem Ueberlegen aber gab er diesen Vorsatz wieder auf, denn der Tod des Knechtes war ihm zu wichtig, als daß er das mögliche Mißlingen seines Planes hätte wagen mögen. Er sagte sich deshalb rasch und erwiderte:

„Ei, mein guter Gesell, es betrübt mich wahrlich, daß Du nichts Anderes von mir begehrest, damit ich Dir meine Liebe und Freundschaft mehr beweisen könnte; denn in Wahrheit, seitdem ich dem Ziele so nahe bin, hat dasselbe schier allen Werth für mich verloren, und wenn das spröde Weib mir einmal zu Gefallen gewesen, so mag sie nehmen, wer da will. So Dir also daran gelegen, so soll Dein Wunsch erfüllt werden.“

Der Knecht lauschte mit fast krampfhafter Anstrengung jeder Sylbe, und sagte dann mit dem Ausdrucke des Heißhunger's:

„Sprechet Ihr im Ernst, Ritter?“

„So wahr ich ein Ritter bin,“ rief Herr Wolfgang, „dafern Du morgen noch diesen Wunsch begehst, so soll Dir Erfüllung werden.“

Diese Versicherung erfreute den brünstigen Knecht vermaßen, daß er dem Ritter um den Hals fiel, ihn küßte und anrief:

„O, was seid Ihr für ein wackerer Kumpan! Mein Leben

gehört Euch! Ich will Euch zu Dienst sein, und wenn Ihr dem Herzog selbst eine Schlinge über den Kopf werfen wögt!"

Nachdem der Knecht noch einmal fest versprochen, in der nächsten Nacht zur festgesetzten Stunde sich einzufinden, trennten sich Beide, der Eine wie der Andre voll von Hoffnung auf das Gelingen einer Schandthat.

Der Ritter war durch das stattgehabte Gespräch höchlich aufgeregt worden, denn sein Vorgeben, daß die schöne Frau ihm eine Zusammenkunft in der Nacht bewilligt, fachte die Glut seiner Sehnsucht um das Zehnfache an. Der Tag verging ihm unter jenen bitteren Qualen, die ein brennender Durst bereitet, dem keine Kühlung gewährt wird. Diese Sehnsucht verwandelte sich zuletzt in das glühende Verlangen, den türkischen Knecht zu tödten; aus der unreinen Sinnenslust ward Mordlust, aus niedrem Liebesdurst — Blutdurst. Eine heile Freude durchzuckte daher des Ritters Herz, als nach eingebrochener Nacht der Knecht zu ihm eintrat.

„Sei mir willkommen, Kumpan!“ rief er; „bist Du auch gehörig gewappnet und gezanzt?“

„Wie Ihr seht,“ erwiderte der Knecht, „Schwerdt und Messer und Federkoller; ich meine, das wird genügen.“

„Ich meine es auch,“ erwiderte der Ritter, „ich meinetseits geh ohne Waffen.“

Wirklich war der Ritter fast gänzlich ungewappnet, einen kurzen dreischneidigen Dolch abgerechnet, der, in einer kostbaren Scheide und mit einem goldenen Kettlein am Gürtel hängend, mehr einem Schmuck als einer Waffe glich.

Es war nah an Mitternacht und ziemlich heller Mondschein, als der Ritter mit dem Knecht an der Pforte des Gar-

zeng anlangte, der von hinten an das Haus des Voigtes floss. Etwa zehn Schritte davon machten Beide Halt und der Ritter bedeutete den Knecht, hier zu bleiben und genau Wacht zu halten; er selber schritt auf die Pforte zu. Dort angelangt, wendete er sich um, lebte sich mit dem Rücken an die Gartenmauer und rief leise: „Ps, Gesell, noch ein Wort!“ Als der Knecht auf diesen Ruf zu ihm herangetreten war, sagte der Ritter, mit dem Finger nach der Gegend deutend, welcher der Knecht den Rücken zulehrte: „Sah mir besonders dorthin!“ Hierauf drehte sich der Knecht um, den bezeichneten Ort zu merken; in demselben Augenblick aber bohrte der Ritter ihm den Dolch rasch zweimal hintereinander bis an das Heft in den Rücken, indem er dabei sagte: „Diet, Kumpan, sendet Dir Frau Kunigunde einen Liebesgruß und Du sollst nicht vergessen, morgen Nacht Dich einzustellen.“

Der Knecht, so jählings verwundet, brüllte laut auf vor brennendem Schmerz und stürzte dann vornüber zu Boden. Doch mit der Anstrengung eines Verzweifelnden raffte er sich wieder empor, zog sein Messer und versuchte, es dem Ritter in die Brust zu stoßen. Mit einem kräftigen Faustschlage aber warf der Ritter den Todwunden wiederum zu Boden, entwand ihm das Messer und ließ es ihm von vorn so tief durch den Hals, daß es hinten durch den Nacken wieder heraus und tief in die Erde drang und solchergestalt den Bösewicht an den Boden festnagelte. Noch zwei oder drei Mal ließ der Knecht ein tiefes Brüllen aus, dann folgte ein kurzes Nücheln und er verschied.

Nun meinte der Ritter seinem Ziele ein gut Stück näher

gerüdt zu sein, aber gleich der erste Besuch bei Frau Kunigunde überzeugte ihn wieder von seinem Irrthume; er durfte auch jetzt noch nicht wagen, von seiner Liebe zu sprechen. Wochen vergingen und Monate, ja ein ganzes Jahr war schon verfloßen und immer noch weinte Kunigunde heiße und aufrichtige Thränen um den Tod ihres Gemahls. Erst achtzehn Monate nach empfangener Todesnachricht fand Ritter Wolfgang Gelegenheit, ihr seine Liebe zu bekennen und um Gegenliebe zu setzen; — und noch einmal achtzehn Monate lang mußte er alle Künste der Verführung, alle teuflische List und Schlaupheit, deren sein Herz fähig war, anbieten, um der treuen und tugendhaften Frau ihre Einwilligung zu der Vermählung mit ihm abzuhängigen. Endlich, mehr als drei Jahre nach der Abreise ihres Gemahls nahm Kunigunde den Verlobungsring von dem Ritter Wolfgang an, und der Tag ihrer Vermählung ward festgesetzt.

Während dieser ganzen Zeit hatte der unglückliche Voigt namenlose Qualen erlitten; kein Sonnenstrahl drang in seinen finsternen, kalten und morderischen Kerker, larme und schmutzige Nahrung erhielt nur spärlich noch seinen abgezebrten Leib, der, in Lumpen gehüllt, von dem faulen Stroh, das sein Lager bildete, sich nicht mehr aufrichten konnte. Fromm und gott ergeben, hatte der Voigt seine Zeit damit zugebracht, Gott für das Heil seiner Seele, für seine Befreiung und für das Wohlergehen seines geliebten Weibes zu bitten. Als aber der Tag der Vermählung seines Weibes herankam, da hatte der Voigt, als er eben eingeschlummert war, einen Traum, in welchem ihm alles der Wahrheit gemäß vorge stellt ward, seine eigne Gefangenennahme, seines

Knechtes Dubschück, Ritter Wolfgangs Bosheit und Verführungskünste und endlich seines Weibes Kirchengang, zu welchem sie so eben weinend und mit gebrochenem Herzen sich wüthete. Da fuhr der Voigt erschrocken empor, die Verzweiflung ließ ihm Kräfte, und von unsäglichter Angst gefoltert, schrie er: „So mir Gott nicht helfen will, helfe Du mir, Satan, daß ich zu meinem Weibe gelange!“

So wie er diese Worte gesprochen hatte, spaltete sich mit einem trachenden Donnerschlage das Gewölbe seineserkers und inmitten eines furchtbaren Blizes fuhr Satanas selber herab. „Was willst Du von mir?“ brüllte der Fürst der Hölle. Stunlos vor Angst antwortete der Voigt: „Du sollst mich vor Tagesanbruch nach Breslau bringen.“ Da lachte der Schwarze und erwiderte: „Ehe der Pahn kräht, sollst Du dort sein, dafern Du mir Deine Seele dafür giebst.“ In seiner Verzweiflung willigte der Voigt ein und alsbald löste Satan ihm die Fesseln, nahm ihn auf seine Schultern und flog mit ihm hoch durch die nächtlichen Wolken mit so rasender Eile, daß Städte und Dörfer, Wälder und Fluren wie vom Sturmwind weggeweht, unter ihnen verschwanden.

Nur eine kleine Strecke noch waren sie von Breslau, da begegnete ihnen Einer von des Satans Gehülfen, den er ausgesandt hatte, eine Seele zu lödern. Satan hielt an, um zu fragen, wie sein Gefell den Auftrag ausgerichtet? Da er nun hörte, daß diesem die Seele entgangen sei, da ward er wüthend und schlug tausend gräßliche Flüche und schlug seinen faulen Gefellen, daß er wild aufheulte. Darüber war aber viel Zeit verfloßen, und als Satan eben seinem Toben ein Ende machen und weiter fliegen wollte, kräpete in Bres-

lau ein Fahn, und in demselben Augenblicke glitt der Voigt herab von den Schultern des Teufels, der lautbrüllend vor Bath mit seinem Gefellen zur Hölle hinabfuhr.

Zehn Minuten später lag der Voigt in den Armen seines treuen Weibes. — Am andern Morgen aber kleidete er sich statklich an, ließ sich zum Herzoge tragen und berückete ihm Alles, was ihm begegnet war; sogleich sendete der Herzog Boten zu dem Ritter Wolfgang, daß selbiger sich vor ihm gestelle. Wie nun der Ritter hörte, daß der Voigt zurück und schon beim Herzog wäre, schrie er heulend auf vor Bath und warf mit dem Kopf so wild gegen die Wand, daß er mit verschmettertem Schädel todt zur Erde fiel. Der Voigt aber genas bald unter der sorgsamen Pflege seines schönen und treuen Weibes und verlebte mit ihr noch viele Jahre eines ungetrübten Glückes. Und zum Andenken an seine Fahrt mit dem Satan und seine wunderbare Errettung von ewiger Verdammniß, ließ er vor dem Nicolaithor zu Breslau einen Stein errichten, auf dessen einer Seite ein Fahn, auf der andern ein Kreuz, und auf der dritten ein eilender Reiter zu sehen ist. Dieses Denkmal heißt der Fahnenstein und ist noch heutigen Tages vorhanden.

